

DAS ARGUMENT

94

P 22352 F

Antworten auf Althusser

Editorial

Antworten auf Althusser: Worum geht die Diskussion? 921

Hans Jörg Rheinberger
Die erkenntnistheoretischen Auffassungen Althusser's 922

Urs Jaeggi
Theorie der Geschichte: Geschichte der Theorie? 952

Christa Thoma-Herterich
Althusser's „Selbstkritik“ 976

Zur Diskussion gestellt

Hansgeorg Conert
Jochen Steffens „Strukturelle Revolution“ 985

Wolf-Dietrich Schmidt
Dutschkes Leninismus-Kritik 991

Reinhard Müller
Armanskis Verballhornung des wissenschaftlichen
Sozialismus 999

Besprechungen

Schwerpunkte: Stadtplanung; Unterricht; Gesundheitswesen;
SPD-Geschichte; Gewerkschaften 1005

Zeitschriftenschau

17. Jahrgang Dezember 1975 Heft 11/12 Doppelheft

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgeber:

Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter:

Wolfgang Abendroth (Frankfurt/Main), Wilhelm Alff (Bremen), Günther Anders (Wien), Hans Dieter Boris (Marburg), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/Main), Bruno Frei (Wien), Peter Furth (Berlin/West), Manfred Hahn (Bremen), Heinz-Joachim Heydorn † (Frankfurt/Main), Klaus Holzkamp (Berlin/West), Urs Jaeggi (Berlin/West), Baber Johansen (Berlin/West), Lars Lambrecht (Hamburg), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Kurt Steinhaus (Marburg), K. H. Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Verlagsleitung und Anzeigen:

Dr. Christof Müller-Wirth, 75 Karlsruhe 21, Postfach 21 0730,
Telefon 0721 / 55 59 55, Fernschreiber 7 825 909

Redaktion:

Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Dr. W. F. Haug,
Dieter Krause, Prof. Dr. Friedrich Tomberg, Gerhard Voigt

Redaktionssekretariat:

Rolf Nemitz, Marianne Kunz-Thoma

Redaktionsanschrift: 1 Berlin 33, Altensteinstraße 48 a

Telefon 030 / 8 31 49 15

Besprechungen

Philosophie

Althusser, Louis: Lenin und die Philosophie (M. Lauermann) . 1005

Althusser, Louis: Selbstkritik (Ch. Thoma-Herterich) 976

(Fortsetzung auf S. IX)



ISBN 0004-1157

Das Argument erscheint 1975 in 6 Hefen (alle 2 Monate) mit einem Jahresumfang von insgesamt 1056 Seiten. Kündigung des Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist nur zum Jahresende möglich. — Preis des Doppelheftes 9,— DM; Schüler und Studenten 7,— DM (im Abonnement 6,— DM bzw. 5,— DM). — Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit am Argument, kann aber für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung übernehmen. Eingesandte Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinenschrift einseitig beschrieben und mit einem Rand versehen sein. Aufsätze sollen nicht mehr als 25 Manuskriptseiten, Rezensionen nicht mehr als 2 Manuskriptseiten umfassen. — Für unverlangt eingesandte Besprechungsbücher kann keine Haftung übernommen werden. — Copyright © Argument-Verlag GmbH, Berlin-Karlsruhe. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Deutsche Bank, Filiale Karlsruhe 105114, Postscheckkonto Karlsruhe 136360—759. — Gesamtherstellung: C. F. Müller, Großdruckerei und Verlag GmbH, 75 Karlsruhe 21, Rheinstraße 122, Telefon 55 59 55. 1.—12. Tausend Dezember 1975.

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt eine Bestellkarte und der Gesamtprospekt des Argument-Verlages bei, sowie ein Prospekt vom Enke-Verlag, Stuttgart.

Editorial

Antworten auf Althusser: Worum geht die Diskussion?

Althusser bestimmt in Frankreich seit langem wesentliche Teile der Interpretation der marxistischen Theorie. Wenn man von kurzlebig aufflackernden modischen Reproduktionen absieht, ist aber Althussters Auffassung hierzulande kaum zur Kenntnis genommen worden. Während oft die lächerlichsten Banalitäten nordamerikanischer Provenienz durch die offiziellen akademischen Publikationsorgane und jenen smarten Typ des neudeutschen Austauschprofessors prompt rezipiert oder genauer: nachgebetet werden, ist die geistige Grenze zu den westlichen Nachbarn der Bundesrepublik, vor allem zum französischen und italienischen Marxismus, so undurchdringlich wie eh und je, wenn man von einer undurchsichtigen Politik der bürgerlichen Verlagshäuser und einer allzu durchsichtigen Politik ultralinker Splittergruppen absieht.

Der Versuch einer kritischen Durchdringung der Theorie Althussters und ihrer Vermittlung mit der hiesigen marxistischen Diskussion stößt auf einen Widerspruch. Einerseits beansprucht Althusser der Intention und dem Stoff nach, nicht nur die epochalen Probleme anzupacken, deren Lösung von eminentem praktischem Orientierungswert wäre, sondern dies auch für die soziale Bewegung zu tun. „Alle Schwierigkeiten und Widersprüche der Arbeiterbewegung können nur innerhalb der Arbeiterbewegung behandelt und gelöst werden“, hob er kürzlich hervor. Ist der Anspruch der des allgemeinsten Interesses, so stehen Sprache, Stil, Denkweise Althussters diesem Anspruch fast unüberwindlich im Wege. Die Begrifflichkeit bietet sich zunächst dar als esoterisch bis zur Geheimsprache.

Die erste Aufgabe, der sich die drei Beiträge des Heftes gegenübersehen, ist durch diese esoterische Begrifflichkeit bestimmt: es geht ums Durchdringen, Auswickeln, Übersetzen der Grundlagen der Althussterschen Theorie.

Zur Diskussion gestellt bringen wir diesmal einige Beiträge zur Auseinandersetzung um das Verhältnis von Demokratie und Sozialismus. Zwei der im vorliegenden Heft kritisierten, Rudi Dutschke und Jochen Steffen, haben wir um Replik gebeten. Dutschkes Antwort werden wir in einem der folgenden Hefte veröffentlichen.

Hans Jörg Rheinberger

Die erkenntnistheoretischen Auffassungen Althusser

Louis Althusser ist in der BRD in einer ersten Rezeptionsphase Ende der 60er Jahre zunächst vor allem unter dem gegen den französischen Strukturalismus insgesamt erhobenen Vorwurf des Anti-Humanismus und des Anti-Historismus kritisiert worden¹. Anti-Humanismus, Anti-Historismus: diese Stichworte — die in der Polemik allzuoft ausschließlich als moralisch-ideologische Haltung verstanden wurden — implizieren jedoch *erkenntnistheoretische Positionen*, deren Analyse hierzulande lange Zeit ausgeblendet worden ist. Ziel dieser Arbeit ist es, Althusser's eigenen Anspruch zu überprüfen, „das Feld einer als Theorie der Produktion von Erkenntnissen verstandenen Philosophie zu bestimmen und zu erforschen“², Kategorien zu entwickeln, die geeignet sind, „die Formen und Weisen des Prozesses der Produktion von Erkenntnissen zu denken“³.

1 Vergleiche etwa: Alfred Schmidt, Der strukturalistische Angriff auf die Geschichte, in „Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie“, hrsg. von Alfred Schmidt, Ffm. 1969; ders., Geschichte und Struktur, München 1971; Urs Jaeggi, Ordnung und Chaos (Der Strukturalismus als Mode und Methode), Ffm. 1968; Wolf Lepenies, Levi-Strauss und die strukturalistische Marxlektüre, in „Orte des wilden Denkens“, hrsg. von Wolf Lepenies und Hanns H. Ritter, Ffm. 1970.

Bemerkung zur Zitierweise: Bei Althusser-Zitaten wird die Seitenzahl des französischen Original-Textes und, wo eine Übersetzung existiert, die Seitenzahl des deutschen Textes, getrennt durch einen Schrägstrich (/) angegeben.

Für die beiden meistzitierten Werke werden Abkürzungen verwendet:

Pour Marx, Verlag François Maspero, Paris 1965 — (PM); deutsche Übersetzung von Karin Brachmann und Gabriele Sprigath (enthält eine Auswahl der Aufsätze des Originals):

Für Marx, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1968 — (FM).

Lire le Capital I + II, Verlag François Maspero, Paris 1968 (2., umgearbeitete Ausgabe) — (LLC); deutsche Übersetzung von Klaus-Dieter Thieme:

Das Kapital lesen I + II, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1972 — (DKL).

Da die Übersetzung von Lire le Capital äußerst ungenau und teilweise sinnentstellend ist, mußten teils begriffliche Korrekturen vorgenommen, teils ganze Sätze neu übertragen werden. Dennoch werden die Seitenzahlen des deutschen Textes zur Orientierung angegeben.

2 Pour Marx, Paris, 1965 („Présentation“).

3 *ibid.*

Das Fundament für sein Vorhaben sieht Althusser im ‚Kapital‘ von Karl Marx angelegt. In diesem Werk, so argumentiert er, das die *Wissenschaft* von der Geschichte der Gesellschaftsformationen (den historischen Materialismus) begründete und damit der wissenschaftlichen Erkenntnis einen neuen Kontinent, den Kontinent der Geschichte eröffnete, sind die Prinzipien der marxistischen *Philosophie* zwar bereits enthalten, aber in „praktischem Zustand“; und sie existieren „praktisch“ in der Politik der kommunistischen Arbeiterbewegung. Die Aufgabe marxistischer Philosophie besteht darin, sie in eine theoretisch explizite Form zu bringen. Die „theoretische Arbeit“, die das erfordert, muß kritisch und positiv in einem sein. Kritisch, insofern sie philosophisches Denken aus dem Vor-Feld idealistischer, das heißt ideologischer Vorstellungen herausführt; und positiv, insofern sie gerade in dieser kritischen Anstrengung den spezifischen Begriff, mithin die *Erkenntnis* der bereits existierenden „praktischen Lösung“ des Problems bei Marx erarbeitet⁴. Letztlich „*Theorie ... der Praxis im allgemeinen*“⁵, konstituiert sich marxistische Philosophie (der dialektische Materialismus) gerade in der Reflexion auf diese „theoretische Arbeit“ als „Theorie der theoretischen Praxis“⁶.

Nun wird diese Gleichsetzung der marxistischen Philosophie mit der „Theorie der theoretischen Praxis“ von Althusser seit 1967 selbstkritisch als „theoretizistische Abweichung“⁷ angesehen: habe er doch die wissenschaftliche Revolution von Marx (den „epistemologischen Bruch“ mit der bisherigen Geschichtsphilosophie, den „epistemologischen Einschnitt“, der sich mit Marx auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen Geschichtserkenntnis vollzog⁸) mit seiner philosophischen Revolution gleichgesetzt; habe also die Philosophie nach dem Modus *der Wissenschaft* gedacht⁹. Dieser „szientistischen“ Konzeption der marxistischen Philosophie stellt er nun einen Begriff von Philosophie gegenüber, der sich von ihrer politisch-theoretischen Funktion her bestimmt: als erkenntnisleitende Kampfposition ist sie Ausdruck einer politischen Klassenposition, kurz „Klassenkampf in der Theorie“¹⁰.

4 PM S. 166/FM S. 103.

5 PM S. 169/FM S. 106.

6 DKL I S. 8.

7 Réponse à John Lewis, Paris 1973, S. 55; vgl. auch DKL I, Vorwort, S. 8, wo von „theoretizistischer“ Tendenz die Rede ist.

8 Unter epistemologischem „Einschnitt“ (coupure) oder epistemologischem „Bruch“ (rupture) versteht Althusser den Übergang von einer „Denkweise“ oder „Form theoretischer Rationalität“ in eine andere im Verlauf der Geschichte der Theorie. Hier meint er Marx' Bruch mit den vorwissenschaftlichen, ideologischen Formen, Geschichte zu denken und die Konstituierung des historischen Materialismus als Wissenschaft der Geschichte.

9 Réponse à John Lewis, Paris, 1973, S. 55.

10 Réponse à John Lewis, Paris, 1973, S. 56; vgl. auch Lénine et la philosophie, Paris 1972, S. 42.

Es mag als ein Mangel dieser Arbeit empfunden werden, daß sie Althusserns zweifellos wichtige Arbeiten seit 1967 unberücksichtigt läßt¹¹ und sich fast ausschließlich auf die Aufsätze in „Pour Marx“ und auf „Lire le Capital“ stützt, wobei selbst hier noch eine ganze Reihe von Problemen, die von Althusser aufgeworfen wurden, ausgeklammert bleiben¹². Diese Beschränkung schien uns aber im Hinblick auf unsere eingegrenzte Fragestellung sowohl möglich als auch von Althusserns Selbsteinschätzung her berechtigt. „Die Folgen dieses Fehlers“ — der ‚theoretizistischen Abweichung‘, bemerkt er im Vorwort zur zweiten Ausgabe —, „kann man an einigen Stellen der Vorrede zu ‚Lire le Capital‘ erkennen und einkreisen. Sie beeinflußt allerdings ... nicht unsere Analyse des ‚Kapital‘.“¹³ So radikal sich Althusserns Konzeption des *Verhältnisses* von Wissenschaft, Politik und Philosophie seit 1967 auch geändert hat, seine Theorie des Prozesses der Produktion von Erkenntnissen ist in ihrer Substanz davon zunächst nicht berührt worden — wenngleich sie auch *systematisch* jetzt als Abteilung der Wissenschaft von der Geschichte (des historischen Materialismus) figuriert. Freilich scheint uns die „Wende“ Althusserns von einer Konzeption der marxistischen Philosophie als Erkenntniswissenschaft zur Philosophie als Politik in der Theorie dies eigentlich nahezulegen.

11 Vgl. die Arbeit von Christa Thoma-Herterich in diesem Heft. Allerdings können wir Thoma-Herterich darin nicht folgen, Althusserns Bemühen, die besondere Stellung marxistischer Philosophie innerhalb der marxistischen Theorie und ihre Position auf dem Feld der philosophischen Auseinandersetzung wesentlich unter dem Aspekt ihres Klassenkampfcharakters zu verdeutlichen, so umstandslos auf einen „heimlichen Lacanismus“ zu bringen, zumal offensichtlich gerade nicht Lacan der Anlaß zu Althusserns Selbstkritik gewesen ist. Zuzustimmen ist Thoma-Herterich hingegen darin, daß die Frage nach dem Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft im Marxismus nach wie vor, wenn auch auf andre Weise als vorher, unbefriedigend beantwortet scheint.

12 Es sind dies unter anderem: die Frage des Verhältnisses des „jungen“ zum „reifen“ Marx, das Verhältnis Marx-Hegel, das Theorem des „epistemologischen Bruchs“, die Theorie der „symptomalen Lektüre“; in seiner ausführlichen Rezension von „Das Kapital lesen“ (Argument 89, S. 85 ff.) entwickelt Ulrich Müller die in diesen Stichworten nur angedeuteten Problemstellungen Althusserns in ihren Konsequenzen für seine „Kapital“-Rezeption.

13 DKL, S. 8. Ulrich Müllers Urteil über „Althusserns strukturalistischer Umdeutung des ‚Kapital‘“ steht hier quer zu Althusserns Selbsteinschätzung. Müller macht es sich jedoch etwas zu leicht mit seinem globalen Strukturalismus-Verdikt, wenn er schlicht formuliert, Althusser „unterschiebe“ der „Marxschen Wissenschaft“ die „Strukturalistische Theorie“ (S. 91). Ebensovwenig darf aus der „Kompliziertheit“ seiner Texte auf ihren „exoterischen Charakter“ (S. 91) geschlossen werden. Wieweit der Strukturalismus- und Idealismus-„Verdacht“ gegen Althusserns hier untersuchten Schriften uns begründet erscheint, wird im folgenden versucht herauszuarbeiten.

Zu einem Zeitpunkt, wo die Beschäftigung mit den neueren, *unmittelbar* in die politische Auseinandersetzung eingreifenden Texten Althusser's in der BRD und in Westberlin¹⁴ aufgenommen worden ist, ist es von Nutzen, sich noch einmal seiner erkenntnistheoretischen Grundpositionen zu vergewissern; in diesem Sinne verstehen sich die folgenden Ausführungen als ein Beitrag zur „immanenten“ Auseinandersetzung, wie Urs Jaeggi sie fordert¹⁵.

Einleitung

Zwischen 1965 und 1968 erreichte die Strukturalismusdebatte in Frankreich ihren Höhepunkt. „Charakteristisch für den Strukturalismus“, schreibt Lucien Sève, „ist . . . das Bestreben, die bestehenden philosophischen Konzeptionen im Lichte der von den Wissenschaften über den Menschen gesammelten Erkenntnisse, die als unbestreitbar und unwiderlegbar dargeboten werden, als unhaltbar nachzuweisen. . . man kann ihn keineswegs als eine einheitliche und geschlossene philosophische Strömung betrachten“¹⁶. Es ist hier nicht der Ort, auf das Verhältnis von „strukturalistischer Ideologie“ und bestimmter Entwicklungsstufe des Kapitalismus einzugehen. Wenn W. D. Hund im Ergebnis seiner Analyse zu dem Schluß kommt, der Strukturalismus sei schlicht eine „transzendente Versicherung des Kapitalismus“¹⁷, so ist dieses Urteil in seiner Allgemeinheit zweifellos mehr als problematisch. Nichtsdestoweniger beleuchtet es schlaglichtartig die ideologische Konjunktur, in welche die Veröffentlichung von Louis Althusser's „Pour Marx“ und „Lire le Capital“ fällt und weist auf die Rezeptionsbedingungen seiner Schriften *außerhalb* der theoretischen Auseinandersetzung in der Arbeiterbewegung hin. Von ihm selbst keineswegs als strukturalistisch verstanden, gerieten sie doch bald in den Brennpunkt einer Strukturalismus-Diskussion, die von Frankreich aus insbesondere auch nach Italien und nach England ausstrahlte. Auf der einen Seite als Veröhnung von Marxismus und Strukturalismus gepriesen, verurteilte man sie auf der anderen Seite als szientistisch. Sahen die einen in

14 W. D. Hund, „Der schamlose Idealismus. Polemik gegen eine reaktionäre Philosophie“, in Strukturalismus, Ideologie und Dogmengeschichte, hrsg. von W. D. Hund, Darmstadt und Neuwied, 1973; H. Arenz, J. Bischoff, U. Jaeggi (Hrsg.), Was ist revolutionärer Marxismus? (Kontroverse über Grundfragen marxistischer Theorie zwischen Louis Althusser und John Lewis), Westberlin, 1973, Einleitung; Alternative 97, August 1974, Louis Althusser, Ideologie, Literatur, Wissenschaft; Louis Althusser, Elemente der Selbstkritik, übersetzt und eingeleitet von Peter Schöttler, VSA, Westberlin 1975; Louis Althusser — Marxistische Kritik am Stalinismus? VSA, Westberlin 1975.

15 U. Jaeggi u. a. (Hrsg.), Was ist revolutionärer Marxismus?, S. XXXVI.

16 L. Sève, Über den Strukturalismus (Zu einem Aspekt des ideologischen Lebens in Frankreich), in „Marxismus-Digest“, 1/1972, S. 131.

17 W. D. Hund, Geistige Arbeit und Gesellschaftsformation (Zur Kritik der strukturalistischen Ideologie), Frankfurt/M. 1973, S. 142.

ihnen den „(Neu-)Beginn des dialektischen Materialismus“¹⁸, so sprachen andere von einem „bauchrednerischen Strukturalismus“¹⁹. Fragten die einen in unverhohlenem Anklagetone: „Was war oder ist die *praktische* Praxis Althussers? ... welchen praktischen Beitrag leistete er [im Mai 68] außerhalb seiner Schule? Sagen wir es gleich: dieser Beitrag fand nicht statt“²⁰, so gründeten andere Zirkel und Zeitschriften unter Berufung auf Louis Althusser²¹.

Die große Mehrzahl der Verfechter *und* der Kritiker Althussers berufen sich auf Marx und den Marxismus. Althusser selbst beansprucht, als Philosoph einen Beitrag zur Weiterentwicklung der marxistischen Theorie zu leisten. Der Ort der Kämpfe ist leicht auszumachen. Aber um welchen *Einsatz* wird gekämpft und mit welchen theoretischen Waffen? Danach ist hier kritisch zu fragen mit dem Ziel, Althussers Verständnis einer marxistischen Theorie der Erkenntnis zu verdeutlichen; zugleich soll damit ein Beitrag zur Orientierung in der politisch-ideologischen Auseinandersetzung geleistet werden, deren Gegenstand seine Schriften geworden sind.

1. Die strukturelle Determination des Erkenntnisprozesses:

L. Althussers Konstruktion

1.1. Das Verhältnis von Theorie und Praxis

Im Mittelpunkt von Althussers Versuch, die marxistische Philosophie in wissenschaftstheoretischer Explikation neu zu konstituieren, steht das Problem des Verhältnisses von Theorie und Praxis. „Wir begreifen die in der idealistischen oder empiristischen Auffassung mystifizierte Theorie-Praxis-Beziehung auf völlig neuer Grundlage“²². Sein Begriff von dieser Beziehung läßt sich zunächst gegen zwei erkenntnistheoretische Positionen abgrenzen, die er als „ideologisch“²³ verwirft: die dichotomische Position einer „manichäischen

18 Alain Badiou, *Le (re-)commencement du matérialisme dialectique*, in „Critique“, 5, 1967.

19 A. Glucksmann, *Un structuralisme ventriloque*, in „Les Temps Modernes“, 250, März 1967.

20 Bernd Oelgart, *Ideologues et idéologies de la nouvelle gauche*, Paris 1970, S. 125.

21 „Theoretical Practice ist eine marxistisch-leninistische theoretische Zeitschrift. Viele unserer Leser finden diese Behauptung paradox, können sie doch in *Theoretical Practice* nicht die konventionelle Art und Substanz marxistischer Theorie erkennen. Findet man in ihr etwa konkrete Analysen unserer gegenwärtigen Situation und ihrer Geschichte, die Anwendung marxistischer Theorie auf die entscheidenden Kämpfe unserer Zeit? Die Antwort lautet: man findet in ihr keine derartige empiristische Konzeption theoretischer Praxis, aus welcher derlei Positionen sich ableiten. Die Arbeit von *Theoretical Practice* ist philosophisch“. Brewster, Cutler u. a. (eds.), *Theoretical Practice*, No. 3/4, London 1971, Editorial S. 1.

22 LLC I S. 71/DKL S. 77.

23 Auf die Bestimmung der Ideologie bei Althusser wird im letzten Teil eingegangen.

Beziehung“ zwischen einer „Theorie als reine geistige Schau ohne Körper und Materialität“ und einer „durch und durch materielle(n) Praxis, die dann ‚Hand anlegte‘“²⁴ und den erkenntnistheoretischen *Empirismus*, der sowohl in idealistischem als auch in materialistischem Gewande auftreten kann und für den die Konfusion von Sache und Begriff, von Wirklichkeit und ihrer Erkenntnis charakteristisch ist. Der „materialistische“ Empirismus begreift die Erkenntnis als wirklichen Bestandteil des wirklichen Gegenstandes (als sein Wesen); der „idealistische“ Empirismus die Wirklichkeit als Bestandteil des Begriffs. Gegenüber der dichotomischen Auffassung hält Althusser fest: „Wir behaupten, daß schon auf den ersten Stufen der Praxis ... ein ‚Erkenntnis‘-Element präsent ist.“ So weit, so gut. Jedoch: „Wir sehen auf der anderen Seite, ... wie das, was man gemeinhin Theorie nennt, auch in seinen ‚reinsten‘ Erscheinungsformen ... eine Praxis ist.“²⁵ Gegenüber der empiristischen Auffassung hält er an der absoluten Differenz zwischen „Realobjekt“ und „Erkenntnisobjekt“, zwischen der Ordnung des Seins und der Ordnung des Denkens fest: „Diese Grenze ist rechtens unüberschreitbar, weil sie als Grenze gar nicht existiert ... weil es zwischen dem begrifflichen Abstraktum einer Sache und der empirisch-konkreten Sache selbst keinen gemeinsamen homogenen (geistigen oder realen) Raum gibt ...“^{26, 27}

Also doch eine radikale Dichotomie? Die Positionen scheinen sich zu widersprechen: was gegenüber der einen Auffassung festgehalten wird, wird an der anderen kritisiert. Aber was sich hier zu widersprechen scheint, hat seine Lösung im Argument gegen die dichotomische Auffassung. Sie basiert auf zwei Postulaten: 1. Postulat: „... es (gibt) keine Praxis im allgemeinen, sondern nur verschiedene Praxis-Arten ...“²⁸ 2. Postulat: „... das, was man gemeinhin Theorie nennt ... (ist) eine Praxis... Diese Praxis ist theoretisch.“²⁹ Der komplexen, in Instanzen gegliederten gesellschaftlichen Totalität entspricht eine soziale Praxis-Totalität, die in spezifische Praxis-Arten gegliedert ist, genauer: die Instanzen oder Ebenen sind die Praxis-Arten selbst. So scheint der Dualismus von Theorie und Praxis überwunden: denn die Theorie wird selbst als Praxis begriffen. Und ebenso seine Kehrseite: denn der Bruch mit dem „egalitaristischen Mythos der Praxis“³⁰ läßt es zu, scharf zwischen der „reinen“, ide-

24 LLC I S. 70/DKL S. 76.

25 LLC I S. 71/DKL S. 78.

26 LLC II S. 67/DKL S. 256.

27 Bei Spinoza, den Althusser als direkten Vorläufer Marxens betrachtet (vergleiche dazu LLC II S. 63/DKL S. 252), heißt es: „So erhält auch ein Denken durch das andere Denken seine Grenzen. Aber der Körper kann durch kein Denken, und das Denken durch keinen Körper begrenzt werden“ (Ethik, 1. Teil, Von Gott; zitiert aus H.-G. Gadamer, Philosophisches Lesebuch, Frankfurt/M. 1967, S. 153).

28 LLC I S. 70/DKL S. 76.

29 LLC I S. 71/DKL S. 78.

30 LLC I S. 70/DKL S. 77.

ellen Praxis des Erkennens und anderen, materiellen Praxis-Arten zu unterscheiden. Was die Einheit in der Differenz stiftet, ist die strukturelle Identität der Praxis-Arten: „... in jedem Falle die Struktur einer Produktion...“³¹ Was die Differenz in der Einheit ausmacht, ist die besondere Natur der Elemente, die in die je besondere Produktion eingehen. Der Weg zur Analyse der theoretischen Praxis als Prozeß der Erkenntnisgewinnung führt über die Analyse der einheitlichen formalen Struktur der Praxis als Produktion im allgemeinen. Damit ist, wenn auch zunächst noch summarisch, die erkenntnistheoretische Grundposition Althusser's umschrieben.

Wir können also folgende These formulieren: Die Konstruktion des Begriffs der „theoretischen Praxis“ erlaubt es Althusser, das für die marxistische Theorie zentrale Problem des *Verhältnisses* von Wirklichkeit und Erkenntnis *in der Praxis* des materiellen Lebensprozesses und das Problem des *Verhältnisses* von Theorie und Praxis *in der Theorie* als arbeitsteilig verselbständigten Bereich dieses Lebensprozesses zu eliminieren. Und wir werden anhand einer eingehenderen Untersuchung seiner Auffassung von der Praxis im allgemeinen und der theoretischen Praxis im besonderen nachzuweisen haben, daß diese elegante „Aufhebung“ ihn zur Konstruktion einer Theorie des Erkenntnisprozesses führt, die, konfrontiert man sie mit den Positionen von Marx und Engels, zumindest fragwürdig erscheint.

1.2. Die Struktur jeder Praxis

Althusser rekurriert bei seinem Versuch, den Begriff der Praxis generell zu bestimmen, auf Marx' Analyse der einfachen und abstrakten Momente des Arbeitsprozesses. Er unterschlägt dabei Marx' grundlegende Bestimmung der Arbeit, nämlich „zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur“ zu sein, „ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert“³². Als „einfache Momente“ dieses Prozesses nennt Marx die „zweckmäßige Tätigkeit oder die Arbeit selbst“, den Arbeitgegenstand und das Arbeitsmittel³³. Auf letzteres sich beziehend, definiert Althusser: „Unter *Praxis* im allgemeinen verstehen wir jeden Prozeß der *Veränderung* einer bestimmten gegebenen Grundmaterie in ein bestimmtes *Produkt*, eine Veränderung, die durch eine bestimmte menschliche Arbeit bewirkt wird, indem sie bestimmte („Produktions“-)Mittel benützt. In jeder so verstandenen Praxis ist das *bestimmende* Moment (oder Element) des Prozesses weder die Grundmaterie noch das Produkt, sondern die Praxis im engeren Sinne: *das Moment der Veränderungsarbeit selbst, das in einer spezifischen Struktur Menschen, Mittel und eine technische*

31 LLC I S. 70/DKL S. 77.

32 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 192.

33 *ibid.*, S. 193.

Gebrauchsmethode der Mittel verwendet“³⁴. Es fällt zum einen auf, daß Althusser umstandslos die Kategorie „Arbeit“ durch die Kategorie „Praxis“ ersetzt. Damit wird zugleich die Produktionstätigkeit zur Praxis generalisiert und die Praxis auf die Produktionstätigkeit reduziert. Wo Marx Arbeit als „zweckmäßige Tätigkeit“ spezifiziert, findet sich bei Althusser der Terminus „Veränderungsarbeit“, was zum einen eine Tautologie darstellt und zum anderen die Zweckbestimmtheit des Prozesses ausklammert. An der Hervorhebung im Zitat fällt zweitens eine seltsame Trennung und, als ihr Resultat, eine Umkehrung auf. Eine Trennung: die Arbeit, d. h. die „Praxis im engeren Sinne“, ist von den „Menschen“, als deren Kraftäußerung sie zu gelten hat, geschieden; sie figuriert als das selbständige Movers des Prozesses, das neben seinen gegenständlichen Faktoren auch den subjektiven, die „Menschen“, bewegt: eine Umkehrung. Als Unterworfenen sind die ‚Subjekte‘ Elemente des Prozesses, aber nicht dessen Subjekt als Triebkraft: Subjekt in diesem Sinne ist der Prozeß oder die Praxis selbst. Das kann auch so ausgedrückt werden: die Praxis ist ein Prozeß ohne Subjekt — eine prozessierende Struktur. Die Grundstruktur, von der Marx ausgeht: Subjekt (Mensch) — Objekt (Natur), die praktische Tätigkeit des Menschen, der die Arbeitsmittel in Bewegung setzt („durch seine eigene Tat“) und auf den Gegenstand zielt („regelt und kontrolliert“, „zweckmäßige Tätigkeit“), wird von Althusser auf den Kopf gestellt. Angesichts dieser Konstruktion stellt sich die Frage, ob hier nicht unter der Hand als a-priori-Struktur der Praxis eingeführt wird, was Marx als die historisch-spezifische Struktur des kapitalistischen Produktionsprozesses herausstellt: daß der Arbeiter, anstatt die Produktionsmittel anzuwenden, von eben diesen Produktionsmitteln („die materielle Existenzweise des Kapitals“³⁵) selbst angewendet wird. „Statt von ihm als stoffliche Elemente seiner produktiven Tätigkeit verzehrt zu werden, verzehren sie ihn als Ferment ihres eignen Lebensprozesses, und der Lebensprozeß des Kapitals besteht nur in seiner Bewegung als sich selbst verwertender Wert.“³⁶ Wird aber die bestimmte gesellschaftliche Form des materiellen Lebensprozesses als ewige Naturform angesehen, so muß auch die hier ausgesagte spezifische Verkehrung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt als ‚natürlich‘ erscheinen. Dies wiederum mag in der Konsequenz die Rede von Subjekt und Objekt überhaupt fragwürdig werden lassen: tatsächlich lehnt Althusser — auf erkenntnistheoretischer Ebene, wohl-gemerkt — die „ideologischen Figuren Subjekt und Objekt“³⁷ kategorisch ab³⁸.

34 PM S. 167/FM S. 104; von mir hervorgehoben.

35 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 451.

36 *ibid.*, S. 239.

37 LLC I S. 66/DKL S. 73.

38 Den „theoretischen Anti-Humanismus“ Althusser's, der sich unter anderem in der Ablehnung des „Subjekt“-Begriffs als wissenschaftliche Kategorie zeigt, auf ein so direktes Mißverständnis der Marxschen Theorie

1.3. Die „theoretische Praxis“

In Analogie zu dieser Strukturbestimmung der Praxis im allgemeinen kann Althusser nun die besondere Struktur der theoretischen Praxis definieren. Auch dazu bezieht er sich auf eine Stelle bei Marx, die wir zur Orientierung anführen. Sie findet sich in der „Einleitung“ von 1857 zu den „Grundrissen“: „Für das Bewußtsein daher — und das philosophische Bewußtsein ist so bestimmt —, dem das begreifende Denken der wirkliche Mensch und daher die begriffne Welt als solche erst Wirklichkeit ist —, erscheint daher die Bewegung der Kategorien als der wirkliche Produktionsakt — der leider nur einen Anstoß von außen erhält —, dessen Resultat die Welt ist; und dies ist — dies ist aber wieder eine Tautologie — soweit richtig, als die konkrete Totalität als Gedankentotalität, als ein Gedankenkonkretum, in fact ein Produkt des Denkens, des Begreifens ist; keineswegs aber des außer oder über der Anschauung und Vorstellung denkenden und sich selbst gebärenden Begriffs, sondern der Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe. Das Ganze, wie es im Kopfe als Gedankenganzes erscheint, ist ein Produkt des denkenden Kopfes, der sich die Welt in der ihm einzig möglichen Weise aneignet, einer Weise, die verschieden ist von der künstlerischen, religiösen, praktisch-geistigen Aneignung dieser Welt. Das reale Subjekt bleibt nach wie vor außerhalb des Kopfes in seiner Selbständigkeit bestehn; solange sich der Kopf nämlich nur spekulativ verhält, nur theoretisch.“³⁹ Wir haben dieses Zitat so ausführlich wiedergegeben, um zeigen zu können, wie Althusser es selektiv verwendet, unter Auslassung des Kontextes, in dem es steht: die Polemik gegen den Hegelschen Idealismus.

Althusser interpretiert: „... Wenn Marx sagt, daß der Entstehungsprozeß der Erkenntnis und folglich der Entstehungsprozeß ihres Objekts als eines vom Realobjekt, das die Erkenntnis sich eben auf die ‚Weise‘ des Erkennens aneignen will, unterschiedenen Objekts, ganz und gar in der Erkenntnis selbst, im ‚Kopf‘ oder im Denken vollzogen wird, so fällt er damit doch keinen Augenblick lang in einen Idealismus des Bewußtseins, des Geistes oder des Denkens zurück; denn das ‚Denken‘, das hier zur Diskussion steht, ist nicht die Fähigkeit eines transzendentalen Subjekts oder eines absoluten Bewußtseins, dem die reale Welt als *Materie* gegenüberstände; es ist auch nicht die Fähigkeit eines psychologischen Subjekts, auch

zurückzuführen, wäre wohl etwas verkürzt (vergleiche dazu L. Sève, *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit*, besonders S. 75—83). Daß Althusser die von ihm so genannte „Fetischismus-Theorie“ Marxens, die auf der beschriebenen Verkehrungs-Struktur beruht, als „äußerst schädliche“ Spur „Hegelschen Einflusses“ (*Avertissement* zum I. Band des *Kapital*, Paris 1969, S. 22/Vorwort für die Leser des I. Bandes des *Kapital*, in *Marxismus und Ideologie*, Westberlin 1973, S. 103) kennzeichnet, könnte den Verdacht jedoch bestärken. (Vgl. dazu auch U. Müller, a.a.O., S. 85 ff.).

39 Marx, *Grundrisse* ..., Berlin 1953, S. 22.

wenn *menschliche Individuen seine Träger* sind. *Dieses Denken ist vielmehr das historisch konstituierte System eines Denkapparates*, gegründet in und verknüpft mit der natürlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es ist bestimmt vom System der realen Bedingungen, die es — wenn ich diesen Ausdruck wagen darf — zu einer bestimmten *Produktionsweise* von Erkenntnissen machen. Als solches ist es durch eine Struktur konstituiert, die eine Verbindung darstellt zwischen dem Objekttyp (Rohstoff), an dem es arbeitet, den Mitteln theoretischer Produktion, über die es verfügt (seine Theorie, seine Methode, seine Technik experimenteller oder anderer Prägung) und den (zugleich theoretischen, ideologischen und gesellschaftlichen) historischen Beziehungen, innerhalb derer es produziert. Dieses ganz bestimmte System von Bedingungen der theoretischen Praxis weist dem einzelnen denkenden Subjekt (Individuum) seine Stelle und Funktion in der Produktion von Erkenntnissen zu.⁴⁰ Wir sehen hier zunächst ab vom Problem der Analogie von Erkenntnisprozeß und materiellem Produktionsprozeß. Sie kann, wie Gößler⁴¹ zeigt, durchaus fruchtbar sein, wenn ihre Grenzen sorgfältig bestimmt werden. Zwei Momente sind jedoch an dieser Charakteristik festzuhalten:

1. Die radikale Trennung von Denkprozeß und Realprozeß, auf die Althusser so viel Gewicht legt — und zu der Marx bemerkt, daß sie zwar richtig, aber eine Tautologie sei, da sie weiter nichts aussage, als daß der Gedanke ideell und das Materielle real ist —, läßt ihn übersehen, daß die „Bewegung der Kategorien“ „leider nur einen Anstoß von außen erhält“ und daß das Realobjekt zwar vom Denken unberührt fortexistieren kann, aber nur, „solange sich der Kopf nämlich nur spekulativ verhält, nur theoretisch“. Das Marxsche Programm einer Theorie der Erkenntnis ist hier in den Nebensätzen angelegt, auf die Althusser verzichtet. Die Genesis der Erkenntnis aus dem materiellen Lebensprozeß und ihre Funktion und Bestimmung bezüglich desselben erscheinen bei ihm gerade noch als ephemere Randbedingungen, die dem Erkenntnisprozeß als solchem jedoch radikal äußerlich sind. Dank seiner Praxisförmigkeit ist der Denkvorgang dem Realprozeß prinzipiell gleichwertig. Der Vorgang „rein“ theoretischer Erkenntnisproduktion, Resultat der historischen Entwicklung des Erkenntnisprozesses und als Ereignis nur im System desselben begreifbar — zum Beispiel die Ableitung des Vorhandenseins chemischer Elemente aus dem Periodensystem noch vor ihrer Darstellung im Labor —, erscheint nun als überhistorische Natur.

2. Der *Verkehrung* des Subjekt-Objekt-Verhältnisses in der Bestimmung der Praxis überhaupt entspricht seine *Auflösung* als gno-seologische Basis-Relation im Erkenntnisvorgang. Das „historisch konstituierte System eines Denkapparats“ subsumiert sich die „den-

40 LLC I S. 47—48/DKL S. 52—53.

41 Klaus Gößler, Erkennen als sozialer Prozeß, in „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“, 5/1972, S. 517 ff.

kenden Subjekte“ als Träger von Prozeß-Funktionen. Für Althusser ist zwar der „Denkprozeß“ nicht „der Demiurg des Wirklichen“⁴², aber er verwandelt ihn über den Begriff der *theoretischen Praxis* doch in ein selbständiges Subjekt, gerade indem er ihn als einen Prozeß ohne Subjekt auffaßt. „Es gibt“, wie François Wahl konstatiert⁴³, für Althusser „ebensowenig ein dem Erkenntnisprozeß *äußerliches Subjekt*, wie sein *Objekt außerhalb seines Produkts*, im Realen, zu suchen ist“. Eine solche Konzeption muß sich daher die Frage nach dem „Status der Struktur bezüglich dessen, was sie strukturiert“⁴⁴ gefallen lassen, eine Frage, die der Begriff der strukturalen Kausalität nur benennt, aber noch keineswegs beantwortet. Michel Foucault hat in einem Interview von 1966⁴⁵ die Grundsätze seiner „Philosophie“ formuliert. Dort heißt es: „... Das, was uns im Tiefsten durchdringt, was vor uns da ist, was uns in der Zeit und im Raum hält, (ist) eben das *System*... Unter System hat man eine Gesamtheit von Beziehungen zu verstehen, die sich unabhängig von den Inhalten, die sie verbinden, erhalten und verändern. ... Vor jeder menschlichen Existenz, vor jedem menschlichen Denken, gäbe es demnach schon ein Wissen, ein System, das wir wiederentdecken... Was ist dieses anonyme *System ohne Subjekt*, was ist es, das denkt? Das ‚Ich‘ ist zerstört... nun geht es um die Entdeckung des ‚es gibt‘. Es gibt ein ‚man‘. In gewisser Weise kehren wir damit zum Standpunkt des 17. Jahrhunderts zurück, mit folgendem Unterschied: nicht den Menschen an die Stelle Gottes zu setzen, sondern ein anonymes Denken, *Erkenntnis ohne Subjekt*, Theoretisches ohne Identität... In diesem Sinne ist unsere Arbeit eine politische Arbeit, insofern als alle Regime des Ostens oder des Westens ihre schlechte Ware unter der Flagge des Humanismus durchbringen... Wir müssen all diese Mystifikationen anprangern, so wie gegenwärtig Althusser und seine mutigen Genossen innerhalb der KP gegen den ‚Chardino-Marxismus‘ kämpfen...“ Ohne Althusser eine gewiß nicht von ihm vertretene Position zum Vorwurf zu machen, läßt sich aus diesen wenigen Äußerungen Foucaults entnehmen, in welche Nähe Althusser's Interpretation des dialektischen Materialismus zum strukturalistischen Denken gerückt werden kann, als dessen philosophischer Repräsentant Foucault hier gelten mag — und dem Althusser seine „Schuld“ „öffentlich bekennt“⁴⁶; nicht ohne sich „klar gegen die Ideologie des ‚Strukturalismus‘ abzugrenzen“⁴⁷.

42 Marx gegen Hegel im Nachwort zur 2. Auflage des Kapital, MEW Bd. 23, S. 27.

43 François Wahl, Die Philosophie diesseits und jenseits des Strukturalismus, in „Einführung in den Strukturalismus“, Frankfurt/M. 1973, S. 376.

44 *ibid.*, S. 402.

45 Michel Foucault, Absage an Sartre (Interview von Madelaine Chapsal, Mai 1966), in „Alternative“ 54, Berlin 1967, S. 91—94.

46 LLC I S. 13/DKL S. 15.

47 LLC I S. 5/DKL S. 7 im Vorwort zur 2. Ausgabe.

2. Exkurs: Bemerkungen von Marx und Engels zum Verhältnis von Theorie und Praxis

Entscheidend ist die Art und Weise, wie Althusser die theoretische Aneignung der Wirklichkeit als eine besondere Form der Praxis heraus- und sie unterschiedslos anderen Praxisformen gleichsetzt. Wir haben zu zeigen versucht, wie er dies bewerkstelligt: über die Konstruktion der theoretischen Praxis als Prozeß ohne Subjekt. Indem er aber dem Denkprozeß diesen Status verleiht, abstrahiert er von den Bedingungen seiner Genesis und zugleich von seiner in dieser Genesis angelegten Bestimmung. Er abstrahiert vom wirklichen Gegenstand, den das Denken zu begreifen sucht, und zugleich von den wirklichen, sozialhistorischen Umständen, unter denen es ans Werk geht. Um das Problem der Erkenntnis zu lösen, löst Althusser das Verhältnis von Denkprozeß und gesellschaftlichem Lebens- und Entwicklungsprozeß auf. Er trennt beide radikal voneinander und stellt sie dennoch als in ihrer formalen Struktur identisch — beides Praxisformen —, in ihrer Bestimmung jedoch autonom vor. Bevor wir auf die Konsequenzen eingehen, die diese Konstruktion impliziert, ist sie mit der Darstellung des Verhältnisses von Theorie und Praxis bei Marx und Engels zu konfrontieren, auf die Althusser sich ausdrücklich beruft. Ausgehend von der allgemeinsten Bestimmung dieses Verhältnisses sollen zwei Hauptaspekte desselben soweit verdeutlicht werden⁴⁸, daß im Anschluß daran nach dem „Schicksal“ dieser Aspekte einer dialektisch-materialistischen Theorie der Erkenntnis bei Althusser gefragt werden kann.

2.1. Allgemeine Bestimmung

Die Beziehung von Denken und Wirklichkeit, in welcher der denkende Mensch sich praktisch tätig bewegt, wird von Marx zunächst als organisches Verhältnis zweier Momente eines einheitlichen Prozesses, der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur gefaßt. In dem bekannten Vergleich vom Baumeister und der Biene betont Marx als die spezifische Differenz zwischen der menschlichen und den tierischen Formen der Bewältigung des Lebensprozesses die

48 Wir beschränken uns dabei auf Hinweise. Eine systematische Entwicklung ist an dieser Stelle nicht möglich. Sie ist auch insofern nicht nötig, als die Leser dieser Zeitschrift in der mit dem Argument 81 eingeleiteten und im letzten Heft vorläufig abgeschlossenen Diskussion über „Streitfragen materialistischer Dialektik“ (vgl. Argument 81, 84, 85, 90 und 92) unter den leitenden Gesichtspunkten der konstitutiven Bedeutung der Praxis für die und des zentralen Stellenwerts des Widerspiegelungs-Theorems innerhalb einer dialektischen und materialistischen Theorie der Erkenntnis eingehend auch mit den für unsere Fragestellung relevanten Äußerungen von Marx, Engels und Lenin vertraut gemacht worden sind. Trotz dieser Beschränkung — oder vielleicht gerade wegen ihr — tragen die folgenden Ausführungen im Lichte der gelaufenen Diskussion stellenweise Wiederholungscharakter; sie sind jedoch für den systematischen Gang unserer Analyse an dieser Stelle unverzichtbar.

ideelle Antizipation des Resultats der Tätigkeit, die selbst als Antizipation Resultat praktischer Erfahrung ist; mit der „Formveränderung des Natürlichen“ realisiert der Produzierende „im Natürlichen zugleich seinen Zweck“, der, soweit er ihm bewußt ist, „die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt“⁴⁹. Gesetz ist dieser Zweck in dreifacher Hinsicht: als von der notwendigen Bedürfnisbefriedigung vorgeschriebener, als der Tätigkeit in Gestalt der ideellen Vorwegnahme ihres Resultats vorausgesetzter und als den Gesetzen des Natürlichen, dessen Formveränderung bewirkt werden soll, angemessener. Weder von der abstrakten Gegenüberstellung von Erkennen und Wirklichkeit, von theoretischer und praktischer Tätigkeit, noch von ihrer Identität, sondern vom wirklichen Zusammenhang beider im zweckgeleiteten, interessierten materiellen Lebensprozeß ist also auszugehen. Marx faßt diesen Zusammenhang als Wechselwirkung auf, worin der Mensch verändernd auf die äußere Natur einwirkt und damit gleichzeitig seine eigenen Fähigkeiten entwickelt, zu denen seine Denktätigkeit gehört⁵⁰. Sofern diese „selbst aus den Verhältnissen herauswächst, selbst ein *Naturprozeß* ist“⁵¹, wird der Zusammenhang, der zunächst als Wechselverhältnis charakterisiert wurde, bereits näher bestimmt: das eine Moment determiniert das andere, obwohl dieses auf jenes zurückwirkt. Das verdeutlicht Engels am Beispiel der Mathematik: „Die Begriffe von Zahl und Figur sind nirgends anders hergenommen, als aus der wirklichen Welt. Die zehn Finger, an denen die Menschen zählen, also die erste arithmetische Operation vollziehen gelernt haben, sind alles andre, nur nicht eine freie Schöpfung des Verstandes“⁵². Die Gesetze der „reinen Mathematik“, aus solchen „ersten arithmetischen Operationen“ hervorgegangen, beanspruchen zwar objektive, d. h. „von der besonderen Erfahrung jedes einzelnen unabhängige Gültigkeit“⁵³, pflichtet Engels Dühring bei, jedoch ist die Mathematik wie alle anderen Wissenschaften „aus den *Bedürfnissen* der Menschen hervorgegangen: aus der Messung von Land und Gefäßinhalt, aus Zeitrechnung und Mechanik. Aber wie in allen Gebieten des Denkens werden auf einer gewissen Entwicklungsstufe die aus der wirklichen Welt abstrahierten Gesetze von der wirklichen Welt getrennt, ihr als etwas Selbständiges gegenübergestellt, als von außen kommende Gesetze, wonach die Welt sich zu richten hat ... nicht anders wird die *reine* Mathematik nachher auf die Welt *angewandt*, obwohl sie eben dieser Welt entlehnt ist und nur einen Teil ihrer Zusammensetzungsformen darstellt — und grade *nur deswegen* überhaupt anwendbar

49 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 193.

50 *ibid.*, S. 192.

51 Marx-Engels, Briefe über „Das Kapital“, Berlin 1954, S. 185; Brief von Marx an Kugelmann vom 11. Juli 1868.

52 Engels, Herrn Dührings Umwälzung der Wissenschaft, MEW Bd. 20, S. 36.

53 *ibid.*, S. 35.

ist“⁵⁴. Daß also „am Ende des Arbeitsprozesses ... ein Resultat heraus(kommt), das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung ... schon ideell vorhanden war“⁵⁵, impliziert den historischen und logischen Primat des materiellen Lebensprozesses vor den theoretisch verselbständigten Anschauungen, die, auf seiner Basis gewonnen, mit ihm in Wechselwirkung treten und ihm ihrerseits, einmal erarbeitet, vorausgesetzt sein können⁵⁶. Während Althusser den organischen Zusammenhang von Theorie und Praxis vom Standpunkt der Theorie aus in der theoretischen Praxis auflöst, entwickeln Marx und Engels diesen Zusammenhang vom Standpunkt der praktischen Tätigkeit, indem sie den Erkenntnisprozeß als besonderes, sich entwickelndes Moment des menschlichen Lebensprozesses und zugleich als sein abstraktes — ideelles — Resultat bestimmen. Dieses ist nun in seiner Bedingtheit näher zu untersuchen.

2.2. Zum Verhältnis von Erkenntnis und Erkenntnisgegenstand

„Für Hegel ist der Denkprozeß, den er sogar unter dem Namen Idee in ein verselbständigtes Subjekt verwandelt“ — und an diesem Punkt kommt, wie man sah, der „Anti-Hegelianer“ Althusser Hegel doch wiederum recht nahe! — „der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das *Ideelle* nichts anderes als das im Menschenkopf *umgesetzte* und *übersetzte* *Materielle*“⁵⁷. Diese „Umsetzung“, „Übersetzung“ des Materiellen ins Ideelle geschieht allerdings nicht spontan; die „*Reproduktion* des Konkreten im Weg des Denkens“ resultiert schließlich aus einer fortwährenden forschenden Anstrengung des „denkenden Kopfes, der sich die Welt in der ihm einzig möglichen Weise aneignet, einer Weise, die verschieden ist von der künstlerischen, religiösen, praktisch-geistigen Aneignung dieser Welt“⁵⁸. Dies sind Formulierungen, mit denen Marx versucht, die Relation zwischen der Erkenntnis und ihrem Gegenstand zu erfassen. Die für den „denkenden Kopf“ „*einzig mögliche Weise*“ der „Aneignung der Welt“ als „*Reproduktion* des Konkreten im Weg des Denkens“ impliziert zum einen die Absage an

54 *ibid.*, S. 36.

55 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 193.

56 Zum Verhältnis von Resultat und Voraussetzung auf der Ebene der Arbeit und des Umgangs mit den Kategorien marxistisch-leninistischer Philosophie vgl. W. F. Haugs Ausführungen in „Was soll materialistische Erkenntnistheorie“ (Argument 81) und „Wider den bloß verbalen Materialismus“ (Argument 92). Die prinzipiell zu fordernde Ableitbarkeit resultatthafter Voraussetzungen in der Theorie sollte jedoch nicht den Blick dafür verstellen, daß, wie im Prozeß der materiellen Produktion, so im Prozeß der Hervorbringung von Erkenntnissen und der theoretischen Auseinandersetzung der Voraussetzungscharakter resultierender Erkenntnisse und von Verallgemeinerungen derselben selbst ein, sei's praktisch, sei's theoretisch notwendiger ist und nicht bloß eine Frage des „Stils“ wissenschaftlicher Auseinandersetzung.

57 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 27; Hervorhebungen von mir.

58 Marx, Grundrisse ..., S. 22.

die Vorstellung eines bloß passiven Abbildens der Dinge; der Weg des Denkens ist der einer *Produktion*. Zum anderen hat er sich als *Reproduktion* auszurichten auf das *Objekt*, das dem Denken *vorsteht* und das es korrekt erfassen muß, um es seinen Gesetzmäßigkeiten entsprechend bewegen zu können. Begreifen heißt also *Abbilden* von gegenständlichen Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten, wofern Zugriff auf das sonst bloß in der Vorstellung Verbleibende überhaupt möglich sein soll. Von „objektiver Erkenntnis“ zu sprechen⁵⁹, impliziert über die Existenz subjektunabhängiger Realität hinaus zugleich den Primat des Seins über das Bewußtsein: als „objektive“ ist es die *Erkenntnis*, die zunehmend ihrem *Objekt* „angemessen“ wird, als „richtige“ sich an ihm „auszurichten“ hat, ihm zu „entsprechen“, die aus Praxis, aus dem Verhältnis des Menschen zur Natur und zu seinesgleichen im Gesellschaftszusammenhang, also aus Tätigkeit herausprozessiert wird und sich durch Tätigkeit (Anwendung, Experiment) praktisch überprüfen lassen muß. Die philosophische Kategorie der Widerspiegelung bzw. des Abbilds spricht diesen grundlegenden Zusammenhang von Erkenntnis und Erkenntnisgegenstand in bestimmter — weil das praktische Verhältnis des „denkenden Kopfes“ zur „Welt“ bestimmender —, jedoch in allgemeiner Form aus; die Bestimmung von Struktur und Eigenschaften dieser Widerspiegelung ist Aufgabe empirischer Erforschung des Erkenntnisprozesses⁶⁰.

2.3. Zum Verhältnis von Erkenntnis und gesellschaftlich-ökonomisch-historischen Bedingungen

Der in diesem Sinne objekt-determinierte Erkenntnisprozeß findet unter jeweils historisch bestimmten sozial-ökonomischen Verhältnissen statt, die ihn ebenfalls determinieren: „Aus der bestimmten Form der materiellen Produktion ergibt sich eine bestimmte Gliederung der Gesellschaft..., zweitens ein bestimmtes Verhältnis der Menschen zur Natur... und ihre geistige Anschauung ist durch beides bestimmt. Also auch die Art ihrer geistigen Produktion.“⁶¹ Gegen eine bloß abstrakte Fassung des damit ausgesagten Primats des materiellen Lebensprozesses über den geistigen gewendet, die es als solche noch nicht erlaubt, bestimmte Aussagen über den *wirklichen Zusammenhang* beider zu machen, präzisiert Marx: „Um den *Zusammenhang* zwischen der geistigen Produktion und der materiellen Produktion zu betrachten, vor allem nötig, die letztere selbst nicht als allgemeine Kategorie, sondern in bestimmter historischer Form

59 Das tut z. B. auch Zimmermann („Der Praxisbegriff bei Marx und die Elimination der Abbildtheorie“, in *Argument* 92, S. 636 ff.), dem es andererseits, wie der Titel zeigt, gerade um die Eskamotierung dessen geht, was in „objektiver Erkenntnis“ qua objektive beschlossen liegt!

60 Vgl. dazu auch Lenins Bestimmung der philosophischen Kategorie der Materie, in: *Materialismus und Empirio-kritizismus*, LW Bd. 13, S. 260. hebungen von mir.

61 Marx, *Theorien über den Mehrwert*, MEW Bd. 26.1, S. 275.

zu fassen. Also z. B. der kapitalistischen Produktionsweise entspricht eine andre Art der geistigen Produktion als der mittelalterlichen Produktionsweise. Wird die materielle Produktion selbst nicht in ihrer spezifischen historischen Form gefaßt, so ist es unmöglich, das *Bestimmte an der ihr entsprechenden geistigen Produktion und der Wechselwirkung beider* aufzufassen⁶²; und Engels bemerkt in der Auseinandersetzung mit dem Relativismus und Agnostizismus in der Nachfolge Kants — nachdem er festgestellt hat, daß die Naturforscher „sich wohl (hüten), die Phrase vom Ding an sich in der Naturwissenschaft anzuwenden“: „Historisch gefaßt hätte die Sache einen gewissen Sinn: Wir können nur unter den Bedingungen unserer Epoche erkennen und *soweit diese reichen*“⁶³.

Innerhalb dieser historisch-epochalen Beschränkung verweist die sozial-ökonomische Determination des Erkenntnisprozesses auf bestimmte, durch den materiellen Lebensprozeß hervorgerufene Erkenntnisnotwendigkeiten und -möglichkeiten, die sich unter antagonistischen sozialen Verhältnissen *auch* als Klasseninteressen artikulieren und durchgesetzt oder unterdrückt werden können. Und wenn sich wissenschaftliche Erkenntnis immer an der richtigen und das heißt praktisch bewährten Reproduktion des inneren Zusammenhanges des untersuchten Gegenstandes auszuweisen hat, so zeigt uns Marx gerade am Beispiel seiner „Kritik der politischen Ökonomie“, wie der rücksichtslos-unbefangene *Standpunkt des Wissenschaftlers*, dem es um die Einsicht in das „Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft“⁶⁴ mit ihrem Klassenantagonismus geht, eben im Festhalten an der Wissenschaftlichkeit der Analyse den *Klassenstandpunkt* des Proletariats in der Ableitung seines „historischen Berufes“ als den *politischen Ort* begründet, an dem unter diesen historischen Bedingungen Wissenschaftsinteresse und bestimmtes Klasseninteresse *zusammenfallen* — und in dem Maße, wie sich diese *Einheit* historisch realisiert, einander bedingen: „Soweit“ (— *Unterschied* in der Einheit —) „solche Kritik überhaupt eine Klasse vertritt, kann sie nur“ (— *Einheit* im Unterschied —) „die Klasse vertreten, deren geschichtlicher Beruf die Umwälzung der kapitalistischen Produktionsweise und die schließliche Abschaffung der Klassen ist — das Proletariat“⁶⁵.

3. Gegenständliche und sozial-historische Determination des Erkenntnisprozesses bei Althusser

Ausgangspunkt unserer Untersuchung war Althusser's Anspruch, „die in der idealistischen oder empiristischen Auffassung mystifi-

62 Marx, Theorien über den Mehrwert, MEW Bd. 26.1, S. 256, Hervorhebungen von mir.

63 Engels, Dialektik der Natur. Notizen und Fragmente, MEW Bd. 20, S. 508.

64 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 15.

65 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 22.

zierte Theorie-Praxis-Beziehung auf völlig neuer Grundlage“⁶⁶ zu begreifen. Eine erste Analyse ergab, daß Althusser diese Beziehung im Begriff der „theoretischen Praxis“ „aufhebt“. Wir haben in einem zweiten Schritt versucht, zwei wesentliche, das heißt für die Charakterisierung „geistiger Produktion“ (Marx) unerläßliche Bestimmungen am Leitfaden von Äußerungen von Marx und Engels zum Erkenntnisproblem herauszuarbeiten. Wir können nun Althussters erkenntnistheoretische Konstruktion ihrerseits auf diese Bestimmungen hin befragen.

3.1. „Erkenntnisobjekt“ und „Realobjekt“: zum Immanentismus „theoretischer Praxis“

Die Theorie genannte besondere Art der Praxis muß sich die Frage nach dem Verhältnis ihrer Ergebnisse zu den Objekten, deren Erkenntnis sie zu sein beanspruchen, und die Frage nach den Kriterien ihrer Überprüfbarkeit gefallen lassen.

Wir sahen, daß Althussters epistemologische Konstruktion eine radikale Differenz zwischen der „Ordnung des Erkenntnisobjekts“ und der „Ordnung des Realobjekts“ setzt: zwischen dem Erkenntnisobjekt — dem Rohstoff und Produkt des Denkens: der Vorstellung und dem Begriff — und dem Realobjekt — den Dingen selbst — existiert eine „absolut unüberschreitbare Grenze“^{67, 68}. Als bloße Konstatierung der Nicht-Identität, der qualitativen Differenz von Bewußtsein und materiellem Sein ist das richtig, jedoch eine Trivialität. Denn das Problem liegt nicht in der Feststellung, daß Ideelles und Materielles nicht zusammenfallen, es beginnt vielmehr erst hier, als Frage nach dem *Verhältnis* beider. Für Althusser stellt sich diese Frage auf seine Weise: Wie und auf welche Weise überprüfbar kann das Erkenntnisobjekt wirklich Erkenntnis, kognitive Aneignung des Gegenstandes sein, wo es doch zwischen dem Begriff und der Sache in ihrer empirischen Konkretetheit „keinen gemeinsamen homogenen (geistigen oder realen) Raum“⁶⁹ gibt? Kant hat bekanntlich das Problem gelöst, indem er das „Ding an sich“ für unerkennbar erklärte. Althusser hält an der Erkennbarkeit des „Realobjekts“ fest, verwirft aber die Frage, was denn dem Subjekt *garantiere*, daß es das Objekt richtig erkenne, als ideologisch, da sie letztlich immer wieder einen „homogenen Raum“ konstituiert, empiristisch oder idealistisch. Um der Lösung des eigentlichen Problems einen Schritt näher zu kommen, gilt es zunächst, auf die „Hilfestellung“ der „allerhöchsten Instanzen des Subjekts und des Objekts“⁷⁰ zu verzichten.

66 LLC I S. 71/DKL S. 77.

67 LLC II S. 67/DKL S. 256.

68 In Althussters Terminologie ist mit „Erkenntnisobjekt“ nicht die zu erkennende Sache (= „Realobjekt“), sondern ihr Begriff gemeint. Dies ist im folgenden zu beachten.

69 LLC II S. 67/DKL S. 256.

70 LLC I S. 66/DKL S. 72.

Es gilt, ausgehend von der radikalen Unterscheidung zwischen Realobjekt und Erkenntnisobjekt, zwischen Realordnung und Erkenntnisordnung, den „Mythos einer bi-univoken Übereinstimmung zwischen den Termini beider Ordnungen“⁷¹ aufzulösen. Die Auffassung von Erkennen als Produktionsprozeß *sui generis*, als Prozeß der Produktion von Begriffen, polemisch gegen eine mechanistische und letztlich kontemplative Auffassung von Widerspiegelung gewendet, eliminiert Althusser zufolge das alte „ideologische“ „Problem der Erkenntnis“⁷² überhaupt, dessen empiristische und idealistische (Idealismus = Kehrseite des Empirismus) Lösung er mit Recht kritisiert: „Der gesamte empiristische Erkenntnisprozeß beruht in der Tat auf jener Operation des Subjekts, die man als *Abstraktion* bezeichnet. Erkennen heißt: dem Realobjekt das Wesen entziehen (abstrahieren); der Besitz des Wesens durch das Subjekt heißt Erkenntnis.“⁷³ Dominique Lecourt, ein Schüler Althussers, formuliert die „klassische Konzeption ... einer Theorie der Erkenntnis“ aller bisherigen ideologischen Philosophie, in deren Ablehnung als ideologische Illusion er sich mit Althusser einig weiß, noch zugespitzter: „Wer *garantiert*, daß die Erkenntnis eines *gegebenen Subjekts* mit dem *Objekt*, das sie ins Auge faßt, *übereinstimmt*? Kurz, die Frage der Objektivität der Erkenntnisse wird gedacht als jene der *Begründung der Wahrheit* (definiert als *Übereinstimmung von Denken und Sache*) der Erkenntnis. Diese Frage der Begründung kann ihre Lösung nur in zwei einander entgegengesetzten, aber solidarischen Richtungen der gleichen Problematik finden: entweder man plaziert den Inhalt der Erkenntnis, den das Subjekt dann nur noch darin zu entdecken hat, in das Objekt; oder man plaziert im Gegenteil den Inhalt der Erkenntnis, den es dann nur noch im Objekt wiederzufinden braucht, ins Subjekt. Welche Lösung man auch annimmt, man hat es, unter dem Namen einer Theorie der Erkenntnis, mit einem *geschlossenen System* zu tun: ein System, wo Subjekt und Objekt eines das andere in einer Gegenüberstellung reflektieren, wobei das eine der Spiegel des anderen ist.“⁷⁴ Die Kritik einer Widerspiegelungskonzeption als bloßem „Wiedererkennen“ beantwortet jedoch noch nicht die Frage: Was macht eine Erkenntnis zu dem, als was sie dann doch letztlich anzusehen ist, zur theoretischen Aneignung der Wirklichkeit durch das Denken? Sie ist ja als Kritik noch nicht die Erklärung dafür, wie sich diese Aneignung durch die besondere Praxis der Erkenntnis vollzieht, die es als Erkenntnispraxis ja ausschließlich mit dem Begriff (eben dem Erkenntnisobjekt) zu tun hat⁷⁵. Die Inkompatibilität von Realordnung und Erkenntnisordnung schließt es, wie bereits dargelegt, für Althusser aus, die Lösung des Problems in der Bestimmung der Beziehung von Begriff und Sache, Begreifen und

71 LLC I S. 55/DKL I S. 61.

72 LLC I S. 62/DKL I S. 68.

73 LLC I S. 39/DKL I S. 44.

74 Dominique Lecourt, *Une crise et son enjeu*, Paris 1973, S. 36–37.

75 LLC I S. 74/DKL I S. 81.

Praxis zu suchen. Damit wird aber letztlich die Frage nach dem Verhältnis des Bewußtseins zum Sein schlicht umgangen und gleichzeitig der Ausgangspunkt für die *Verschiebung* der Frage nach der Objektivität der Erkenntnis, nach den Kriterien ihrer Übereinstimmung mit dem Objekt, also ihrer Wahrheit geschaffen. Fassen wir die Aussagen Althusser im Hinblick auf seine Schlußfolgerung noch einmal zusammen: 1) Es gibt keine gemeinsame Basis, keine irgendwie gearteten Bindeglieder zwischen Seinsordnung und Denkordnung. Begriffe wie „Ursprung“, „Genesis“, „Vermittlung“ sind ungeeignet, das Verhältnis (oder Nicht-Verhältnis) zwischen den beiden Ordnungen auszudrücken: sie dienen nur zur Verschleierung und sind „theoretischer Betrug“⁷⁶. 2) Dennoch bedeutet Erkenntnis *theoretische Aneignung* der Wirklichkeit, eine bestimmte Art und Weise, sich ihrer zu bemächtigen. Also gibt es ein Verhältnis zwischen Denken und Wirklichkeit. 3) Dieses Verhältnis, diese „theoretische Aneignung“ kann aber nicht durch ein widerspiegelungsförmig gedachtes Verhältnis zwischen Erkenntnissubjekt und dem wirklichen Gegenstand erklärt werden, sondern sie muß als „Wirkung“ (Effekt) begriffen werden, der im Erkenntnisprozeß „erzeugt“ wird, und nach dessen *Erzeugungsmechanismus* Althusser fragt⁷⁷.

Es enttäuscht, wenn Althusser, nachdem er so viel Gewicht auf diese neue Fragestellung gelegt hat, sich dann mit „allerersten Hinweisen“ zu einer künftigen Antwort begnügt: „... die Gültigkeit einer wissenschaftlichen Behauptung als Erkenntnis wird im Rahmen einer bestimmten wissenschaftlichen Praxis durch das Spiel besonderer Formen sichergestellt..., die die Präsenz der Wissenschaftlichkeit in der Produktion der Erkenntnis sicherstellen, durch spezifische Formen also, die einer Erkenntnis den Charakter einer (,wahren‘) Erkenntnis verleihen. ... Diese spezifischen Formen sehen wir im Diskurs wissenschaftlicher Demonstration im Spiel, also in dem Phänomen, das die gedachten Kategorien (Begriffe) einer geregelten Ordnung von Erscheinen und Verschwinden unterwirft. Daher können wir sagen, daß der Mechanismus, der den Erkenntniseffekt produziert, auf den Mechanismus zurückgeht, der das Spiel der Ordnungsformen im wissenschaftlichen Diskurs der Demonstration trägt. ... Die Ordnungsformen (Formen der Demonstration im wissenschaftlichen Diskurs) bilden die ‚Diachronie‘ einer zugrundeliegenden ‚Synchronie‘. ... Die Synchronie repräsentiert die Organisationsstruktur der Begriffe in der Gedankentotalität oder im *System*..., die Diachronie die Bewegung der Aufeinanderfolge der Begriffe im geordneten Diskurs der Demonstration. ... Der Erkenntniseffekt vollzieht sich nun ... im ‚Spiel‘ (im mechanischen Sinn des Wortes), das die verschobene Einheit von System und Diskurs konstituiert.“⁷⁸ An dieser Passage werden die Konsequenzen von Alt-

76 LLC I S. 77/DKL S. 84—85.

77 LLC I S. 74/DKL S. 80 ff.

78 LLC I S. 82—84/DKL S. 89—91.

hussers Vorgehen deutlich: die Verschiebung der Frage nach der Objektivität (also der Gegenstandsdeterminiertheit) der Erkenntnis auf die Suche nach einem Erkenntnis„mechanismus“ führt ihn schließlich zu nicht mehr hinterfragbaren „spezifischen Formen“ des „wissenschaftlichen Diskurses“, die den Erkenntniseffekt garantieren, und „spezifischen Formen“, die eine „wissenschaftliche Produktion“ von Erkenntnissen sicherstellen. Eine schlichte Tautologie: eine wissenschaftlich produzierte und wissenschaftlich präsentierte Erkenntnis ist eine wissenschaftliche Erkenntnis. Ihre Produktion, das heißt die theoretische Praxis, „ist ihr eigenes Kriterium. Sie enthält in sich definierte Bestimmungen für die Validierung der Qualität ihrer Produkte, d. h. die Kriterien für die Wissenschaftlichkeit der Produkte wissenschaftlicher Praxis“⁷⁹. Der Erkenntnisprozeß hat seine Determination in ihm selbst: Kriterium der Wahrheit seiner Resultate sind die Formen ihrer Produktion und nicht die „Versicherung“ einer „äußeren“ Praxis — für Althusser „die *ideologische Frage par excellence*“, in deren „geschlossenem Zirkel“ sich alle bisherige Erkenntnistheorie gedreht hat⁸⁰. Die Fehldeutung wird durch die Wortwahl unterstützt: „... es genügt, das Wort *Praxis* auszusprechen, das — in seiner ideologischen (idealistischen oder empiristischen) Bedeutung — nur das Spiegelbild oder die Gegenkonnotation der Theorie ist (das ‚Gegensatz‘paar Theorie/Praxis bildet die Terme eines Spiegelfeldes), um das Wortspiel zu enthüllen, das der Sitz dieser Auffassung ist. Es gilt zu erkennen, daß es keine Praxis im allgemeinen, sondern voneinander unterschiedene Praxisformen gibt...“⁸¹ Man sieht, wie sich hier der Zirkel — diesmal Althusser's eigener — schließen läßt: Die Theorie ist *eine* dieser Praxisformen — und als Praxis demnach ihr eigenes Kriterium. So löst sich das Problem des Verhältnisses von Theorie und Praxis auf, besser: es erweist sich als ein Scheinproblem, auf das, so Althusser, auch Engels hereinfl, dessen „nahrhaftes, wahrscheinlich aus Manchester bezogenes Argument, wonach die Probe auf einen Pudding darin besteht, daß man ihn ißt“⁸², den Teufelskreis der Ideologie nicht zu durchbrechen vermag. Althusser's Vorschlag, aus dem „geschlossenen Zirkel“ der Theorie-Praxis-Beziehung auszubrechen in die „offene“ Struktur der theoretischen Praxis, erweist sich jedoch als Rückzug in die Sackgasse einer Theorie, die sich, um sich freizuhalten von den Verunreinigungen der „Außenwelt“, letztlich auf eine Theorie des Lesens und Schreibens von Texten reduzieren muß. Es verwundert nicht, wenn Althusser's wissenschaftstheoretische Reflexionen über das ‚Kapital‘ von Karl Marx, die den Anspruch erheben, dessen eigene Epistemologie zu explizieren, mit der Exposition einer „Theorie des Lesens“ anheben, um beim Problem des „Schreibens“ wissenschaft-

79 LLC I S. 71/DKL S. 78.

80 LLC I S. 69/DKL S. 76.

81 LLC I S. 69/DKL S. 76.

82 LLC I S. 68/DKL S. 74.

licher Diskurse zu enden⁸³. Wenn Emile Bottigelli befürchtet, daß Althusser's „Philosophie des Begriffs“ „schließlich auf einen puren Formalismus hinausläuft“⁸⁴, und Jean Deprun feststellt, daß „die Althusser'sche Auffassung der Erkenntnis ... diese tatsächlich ... in sich selbst ein(schließt)“ und sie als einen „Immanentismus des Wissens“ bezeichnet⁸⁵, so weisen diese Urteile auf Gefahren hin, denen man noch nicht dadurch entgeht, daß man sie als solche anerkennt⁸⁶.

3.2. Erkenntnisprozeß und gesellschaftliche Entwicklung

Es ist nun in einem weiteren Schritt nach der Art und Weise zu fragen, wie Althusser das Verhältnis von Erkenntnisprozeß und gesellschaftlichem Lebensprozeß auffaßt. Dabei geht es zunächst um die Bestimmung des Ortes des (wissenschaftlichen) Erkenntnisprozesses im Gesellschaftsganzen, sodann um das Verhältnis von wissenschaftlicher Erkenntnis und sozialem Interesse. Die Klärung dieser Fragen wird es uns zugleich erlauben, den Wissenschaftsbegriff Althusser's zu erhellen.

Althusser definiert die theoretische Praxis soziostrukturell als eine Praxis-Art unter anderen in der komplexen Gesamtstruktur gesellschaftlicher Praxis. Den unterschiedlichen Praxisarten, der ökonomischen, politischen, ideologischen, technischen, wissenschaftlichen (oder theoretischen) Praxis entsprechen ebenso viele Ebenen des gesellschaftlichen Seins als Orte, an denen sich die jeweilige Praxis abspielt; in ihrer Beziehung untereinander sind sie als ebenso viele „Instanzen“ charakterisiert⁸⁷. Wir wenden uns nun nach der Analyse

83 LLC I S. 85/DKL S. 93.

84 Emile Bottigelli, *En lisant Althusser*, in „Structuralisme et marxisme“, Paris 1970, S. 64.

85 Jean Deprun, *Y a-t-il une pratique théorique?*, in „Structuralisme et marxisme“, S. 74.

86 Im Vorwort zur 2. Ausgabe von *Das Kapital lesen* (1968) heißt es: „... wir (haben) ... allen Grund anzunehmen, daß eine meiner Thesen über das Wesen der Philosophie trotz aller Präzisierungen eine gewisse ‚theoretizistische‘ Tendenz hat. ... Die Philosophie einseitig als Theorie der theoretischen Praxisformen (und folglich als Theorie der Differenz zwischen den Praxisformen) zu bestimmen ist eine Formulierung, die nur ‚spekulative‘ oder ‚positivistische‘ Auswirkungen und Reaktionen hervorrufen kann, theoretisch wie politisch“ (LLC I S. 6/DKL S. 8).

87 An dieser Stelle ist eine kurze Erläuterung zur Terminologie nötig: Althusser verwendet für die von ihm unterschiedenen relativ autonomen Bereiche der Gesellschaft (Ökonomie, Politik, Ideologie, Wissenschaft) Bezeichnungen wie Niveau (Ebene), Instanz (Regional-)Struktur und Praxis-Art. Niveau deutet eine hierarchische Schichtung der Ebenen gesellschaftlicher Tätigkeit und zugleich Ebene der Analyse an; (Regional-)Struktur hingegen ihre Ausbreitung und ihren Ort im gesellschaftlichen Raum; Instanz wird eine gesellschaftliche Teilstruktur genannt, insofern sie — wir paraphrasieren Alain Badiou — sich in anderen Strukturen vertritt und in sie eingreift. Balibar zufolge ist jede Instanz charakterisiert durch eine besondere Verbindung (Kombination) einer begrenzten Anzahl von Elementen oder Faktoren, wobei die Anzahl selbst konstant

der internen Struktur der theoretischen Praxis dieser Beziehung, den Verhältnissen der Praxis-Arten untereinander zu. Althusser geht davon aus, daß, um die zwischen den verschiedenen Praxis-Arten bestehenden „Abhängigkeits- und Gliederungsverhältnisse“ bestimmen zu können, zunächst ihr „Unabhängigkeitsgrad“ bestimmt werden muß, ihr „Typus ‚relativer‘ Autonomie“, der selbst wiederum durch den „Typ der Abhängigkeit von der ‚in letzter Instanz bestimmenden‘ Praxis, der Ökonomie“ festgelegt wird⁸⁸. Dabei interessiert vor allem die Präzisierung dessen, was Althusser unter der „relativen Autonomie“ der theoretischen Praxis versteht. Denn die konstatierte radikale Trennung der Ordnung des materiellen Seins von der Ordnung des Denkens schließt zumindest die Konzeption eines genetischen Ableitungsverhältnisse zwischen diesen in sich geschlossenen, praxisförmigen Struktur-Ordnungen aus. Zur Debatte steht die sozial-historische Bedingtheit des Erkenntnisprozesses. Zu Recht, so scheint uns, wendet sich Althusser gegen eine pauschal historisierende Auffassung des Erkennens sowie gegen einen wissenssoziologischen Relativismus, die beide auf ihre Weise die historische und gesellschaftliche Bedingtheit des Erkennens zum Agnostizismus hypostasieren; aber was setzt er diesen Konzeptionen entgegen? Wir sahen, daß Althusser die Erkenntnistätigkeit zwar als Prozeß, diesen aber nur in seinen formalen Bestimmungen faßt; und daß er die Widerspiegelungsfunktion aus der Relation von Erkenntnis und Erkenntnisgegenstand zurückholt in einen Mechanismus des Erkenntnisresultats; daß er schließlich zwar die sozial-historische Bedingtheit der Wissenschaft im Auge hat, diese aber ausgehend von der prinzipiellen Autonomie der theoretischen Praxis bloß äußerlich, als Resultat von „Überschneidungen“ mit anderen Praxis-Arten denken kann, so daß auch die letztinstanzliche Abhängigkeit der theoretischen Praxis vom ökonomischen Basisprozeß bloßes Postulat bleibt, das in der Analyse nicht eingelöst werden kann, darauf muß jetzt noch eingegangen werden.

Dazu ist zunächst Althusser's Interpretation der Marx'schen Auffassung von Basis und Überbau zu untersuchen. Althusser löst die „theoretische Praxis“, die er in diesem Zusammenhang umstandslos zur Wissenschaft als dem gesellschaftlich organisierten System dieser Praxis generalisiert, aus der Basis-Überbau-Struktur heraus, die Marx bekanntlich als das allgemeinste Bauprinzip jeder Gesellschaft

bleibt. Es handele sich dabei jedoch, wie Balibar anmerkt, nicht um eine „Kombinatorik im strengen Sinn, d. h. um eine Verbindung, in der sich nur die Stellen der Funktionen und ihr Verhältnis, nicht aber ihre Natur verändern“ (LLC II S. 100/DKL S. 289; siehe auch S. 48/S. 237, wo Althusser auf Balibar verweist); *pratique* hingegen (was als Praxis-Bereich, Praxisform oder Praxis-Art, bisweilen einfach als Praxis übersetzt wird, wobei keine dieser Übersetzungen die Bedeutung von „geregelter Ablauf einer Tätigkeit“, die in „*pratique*“ mitschwingt, wiedergibt, verweist auf die je spezifische Struktur der Tätigkeit auf der je spezifischen Ebene.

88 LLC I S. 70/DKL S. 77.

bezeichnet hat. Marx fasse, so Althusser, unter dem Begriff Überbau „nur 1) die juristisch-politische Suprastruktur, und 2) die ideologische Suprastruktur (also die entsprechenden ‚Formen des gesellschaftlichen Bewußtseins‘)“⁸⁹. Ebensovienig wie die Sprache könne auch die Wissenschaft unter der Kategorie Überbau gefaßt werden. Dies zu tun würde bedeuten, „sie als eine jener ‚organischen‘ Ideologien denken, die mit der Basis ein derart geschlossenes Ganzes bilden, daß sie dieselbe ‚Geschichte‘ haben wie sie“⁹⁰. Althusser unterscheidet also zwischen organisch mit einer bestimmten Produktionsweise verbundenen (politischen und ideologischen) Überbauformen, die folglich das „Schicksal“ dieser Produktionsweise und ihre Geschichte teilen, und nicht organisch mit ihr verbundenen Strukturen, die zwar innerhalb der Produktionsweise existieren, deren Entwicklungsrhythmus und folglich deren Geschichte aber gegenüber der Entwicklung und Aufeinanderfolge der Produktionsweisen verschoben ist. Dies gesehen, wenn auch nicht wissenschaftlich erkannt zu haben, rechnet Althusser dem Idealismus als Verdienst an. „Der Idealismus reflektiert ideologisch die der Wissenschaft eigene Zeitlichkeit, ihren Entwicklungsrhythmus, ihren Typ der Kontinuität und Skandierung, die zu bewirken scheinen, daß sich die Wissenschaft unter der Form der Ungeschichtlichkeit oder Außerzeitlichkeit den Wechselfällen der politischen und ökonomischen Geschichte zu entziehen vermag: der Idealismus hypostasiert so ein *reales Phänomen*, das mit ganz anderen Kategorien gedacht werden muß. Es muß gedacht werden, indem man die relativ autonome und eigene Geschichte der wissenschaftlichen Erkenntnis von anderen geschichtlichen Existenzformen (denen der ideologischen und juristisch-politischen Überbaustrukturen sowie der ökonomischen Basis) unterscheidet.“⁹¹ Und an anderer Stelle heißt es: „Wir müssen und können sagen: jede Produktionsweise hat ihre eigene Zeit und ihre eigene Geschichte, die auf besondere Weise von der Entwicklung der Produktivkräfte skandiert sind. Ebenso gibt es eine eigene Zeit und eine eigene Geschichte der Produktionsverhältnisse, die auch auf besondere Weise skandiert sind; ferner eine eigene Geschichte der politischen Überbaustruktur, eine eigene Zeit und Geschichte der Philosophie; der ästhetischen Produktion; der wissenschaftlichen Formationen usw.“⁹² Hier geht Althusser also noch einen Schritt weiter und löst sowohl die Basis als auch den andernorts als organisch mit der Basis verbunden aufgefaßten Überbau in gegeneinander verselbständigte Strukturen auf. Die Einschränkung, daß die Spezifik jeder dieser Zeiten und Geschichten, mithin ihre relative Autonomie und Unabhängigkeit auf einem „bestimmten Gliederungstyp innerhalb des Ganzen und folglich auf einem bestimmten Abhängigkeitstyp hinsichtlich des Ganzen“⁹³ be-

89 LLC I S. 169/DKL S. 177.

90 LLC I S. 169/DKL S. 177.

91 LLC I S. 170/DKL S. 178.

92 LLC I S. 124/DKL S. 130—131.

93 LLC I S. 124/DKL S. 131.

ruht, verweist aber zugleich auf das Dilemma der Konstruktion: Wenn die Entwicklung und Funktionsweise des gesellschaftlichen Gesamtorganismus konstitutiv für die Bewegung seiner Teile ist, kann von einem einheitlichen Geschichtsprozeß gesprochen werden. Wenn aber die Entwicklung und Funktionsweise ihrer Teile konstitutiv für die Bewegung der gesellschaftlichen Totalität ist, kann überhaupt nur von einem differentiellen, letztlich ungerichteten Geschichtsverlauf die Rede sein. Diesen Schluß zieht Althusser, ohne die Prämisse auszusprechen. Seine Polemik gegen eine letztlich Hegelsche Auffassung der Gesellschaft, die dazu führe, „alle Praxisformen als Ausfluß der ‚realen‘ historischen Praxis und die Philosophie, ja selbst die Wissenschaft und folglich auch den Marxismus als ‚Ausdruck‘ der realen Geschichte zu denken“⁹⁴, läuft in ihrer Konsequenz auf die Negation der entscheidenden Rolle des sozialhistorischen Entwicklungsprozesses und seiner ökonomischen Grundlage für die Entwicklung der Wissenschaft hinaus, eine Konsequenz, vor der Althusser allerdings selbst zurückschreckt. So behauptet er einerseits, daß sich die Wissenschaft „dem gemeinsamen Schicksal einer einheitlichen Geschichte, nämlich der des geschichtlichen Blocks der Einheit von Basis und Überbau entzieht“⁹⁵, andererseits aber, daß das System theoretischer Produktion „in der bestehenden ökonomischen, politischen, ideologischen Praxis gründet und mit ihr verbunden ist“⁹⁶, daß in den Wissenschaften „organische Beziehungen zu anderen Praxisformen bestehen, die diesen Wissenschaften einen Teil ihres Grundstoffes liefern und mitunter sogar in der theoretischen Struktur dieser Wissenschaften mehr oder weniger tiefgreifende Umwälzungen hervorrufen“⁹⁷. Gerade die zuletzt angeführten Aussagen zeigen, welchen Preis Althusser zahlen muß, um seine Konstruktion aufrechterhalten zu können: er muß etwas zur Kenntnis nehmen, was er theoretisch nicht verarbeiten kann, ohne seine Konzeption zu revidieren. So bleibt es in diesem Zusammenhang, um mit Norman Geras⁹⁸ zu sprechen, bei „Absichtserklärungen“ einer Analyse, die darauf verzichtet, sich über die Genesis der Wissenschaften aus den Erfordernissen des sich entwickelnden materiellen Lebensprozesses der Gesellschaft, die fördernde oder hemmende Einwirkung von Klasseninteressen auf ihren Entwicklungsprozeß selbst, ihre ökonomische Funktion als Produktivkraft und ihre generelle soziale Funktion als Instrument der Beherrschung natürlicher und gesellschaftlicher Prozesse zu äußern.

3.3. *Ideologie und Wissenschaft*

Ohne Zweifel führen ökonomische, politische und ideologische Interessen nicht unmittelbar zu wissenschaftlichen Erkenntnissen;

94 LLC I S. 174/DKL S. 182.

95 LLC I S. 170/DKL S. 178.

96 LLC I S. 47/DKL S. 53.

97 LLC I S. 72—73/DKL S. 79.

98 Norman Geras, Althusser's Marxism: An Account and Assessment, in „New Left Review“, No. 71, Jan./Feb. 1972, S. 57—86.

ebensowenig ist aber Produktion und Geschichte letzterer unter Abstraktion von diesen Interessen, in denen ihre Triebkraft zu suchen ist, zu verstehen. Davon abzusehen, bedeutete einen Rückfall in eine idealistische Auffassung der Erkenntnistätigkeit als eines Tuns um seiner selbst willen, als reine selbstgenügsame Anschauung, auch wenn sie unter der Form einer Produktion begriffen wird. Die Untersuchung des Verhältnisses von Wissenschaft und Ideologie bei Althusser ist hier zur weiteren Klärung seiner wissenschaftstheoretischen Position unerlässlich. Es ist eine gängige bürgerliche Auffassung, der marxistischen Theorie ihren Wissenschaftscharakter rundweg abzuspochen und sie zu einer bloßen Ideologie zu erklären. Der Hinweis auf ihren normativen und wertenden Charakter impliziert zugleich das Postulat der Freiheit der Wissenschaft von Wertungen und gesellschaftlichen Einflüssen. Wissenschaft und (marxistische) Ideologie stehen demzufolge in einem Verhältnis gegenseitiger Ausschließlichkeit. — Es hat in der Geschichte der Interpretation der marxistischen Theorie Versuche gegeben, dem Ideologievorwurf an den Marxismus dadurch zu begegnen, daß er als strenge Wissenschaft gegen sozialistische Ideologie als defizienten Modus seiner selbst ausgespielt wurde⁹⁹. Eine Variante dieser wissenschaftstheoretischen Position scheint uns Althusser zu vertreten. Unser Versuch, sie genauer zu lokalisieren, geht von Althusser's Ideologie-Begriff aus. Althusser definiert Ideologie als ein System von Vorstellungen (von Bildern, Mythen, Ideen, Begriffen), das einer eigenen diskursiven Logik gehorcht und innerhalb einer Gesellschaft in historisch spezifizierten Formen existiert und eine historisch spezifizierte Funktion ausübt. Ideologische Systeme wie Moral, Philosophie etc. existieren in jeder Gesellschaft, Ideologie als solche ist „in organischer Weise Teil jeder gesellschaftlichen Gesamtheit“¹⁰⁰. In ihr „leben“ die Mitglieder einer Gesellschaft ihr Verhältnis zur Welt und zur Geschichte. In ihr werden sie sich ihres Platzes in dieser Gesellschaft und der Geschichte „bewußt“. Aber diese Bewußtheit ist eine spezifische Unbewußtheit, „Einbildung“ insofern, als das gelebte Verhältnis das wirkliche, tatsächlich existierende Verhältnis in imaginärer Verdoppelung überlagert. Die gesellschaftliche Wirklichkeit erscheint in dieser imaginären (dieser Wirklichkeit nicht entsprechenden) Vorstellung immer schon als deformierte. Die Formen des „ideologischen“ Verhältnisses der Gesellschaftsmitglieder zu ihren realen Existenzbedingungen stellen reproduktionsnotwendige Struktur, „effekte“ der jeweiligen Gesellschaftsformation dar. Sie sind demnach weder als Beschreibung der Wirklichkeit noch als von außen aufgezwungenes, bloß konstruiertes Machtinstrument einer herrschenden Klasse anzusehen. Ihr Klassencharakter in Klassengesellschaften ist kein instrumenteller, sondern selbst Resultat der existierenden Klassen-

⁹⁹ Vgl. zum Beispiel Rudolf Hilferding, *Das Finanzkapital*, Frankfurt/M. 1968, S. 20 f.

¹⁰⁰ PM S. 238/FM S. 182.

verhältnisse. Sowohl die Existenz von Ideologien als auch ihr Charakter als notwendig imaginäre Überdetermination der Wirklichkeit sind, Althusser zufolge, universell, omnihistorisch.

Ideologien existieren nun aber nicht als reine Bewußtseinsformen; sie sind in den „ideologischen Apparaten“, d. h. gesellschaftlichen Institutionen wie Kirche, Schule, Medien gewissermaßen materialisiert. Sie sind kodifiziert in einem Kanon von Praktiken, Ritualen und Handlungsanweisungen, durch die die Subjekte „bewegt werden“¹⁰¹. Ihre praktisch-gesellschaftliche Funktion besteht darin, „die Menschen zu bilden, sie zu verändern und in die Lage zu versetzen, den Anforderungen ihrer Existenzbedingungen zu genügen“¹⁰², die sich vollziehenden historischen Veränderungen zu assimilieren und zu beherrschen¹⁰³. Gemäß ihrer Funktion stehen sie in einem unmittelbar praktisch-gesellschaftlichen Interessenzusammenhang. Gerade dieser unmittelbare, organische Zusammenhang setzt sie jedoch in ein absolut *äußerliches* Verhältnis zu wissenschaftlicher Erkenntnis. „Es ist in der Tat die Eigentümlichkeit jeder ideologischen Konzeption (besonders, wenn sie sich eine wissenschaftliche Konzeption nutzbar macht, indem sie deren Sinn verdreht), von ‚Interessen‘ bestimmt zu sein, die der allein ausschlaggebenden Notwendigkeit der Erkenntnis äußerlich sind.“¹⁰⁴ Es sind aktuelle Interessen, aus denen Ideologie ihren Sinn erhält, indem sie ihnen dient. Daß ihr aber Ziele vorgegeben sind, die nicht ihrer eigenen Bewegung entspringen, gibt dem ideologischen Erkenntnisprozeß seine eigentümlich reflexive Geschlossenheit: „in der theoretischen Produktionsweise der Ideologie ... ist die Formulierung eines Problems nur der theoretische Ausdruck der Bedingungen, die es einer bereits außerhalb des Erkenntnisprozesses hervorgebrachten, weil durch außertheoretische Instanzen und Erfordernisse (religiöse, moralische, politische ‚Interessen‘ etc.) nahegelegten Lösung ermöglichen, sich in einem künstlichen Problem wiederzuerkennen, das fabriziert wurde, damit es seiner Lösung als theoretischer Spiegel und praktische Rechtfertigung diene“¹⁰⁵. Ideologische „Erkenntnis“ bewegt sich also in einer für sie typischen Struktur des Anerkennens und Verkennens, „in einer Spiegel-Relation“¹⁰⁶.

Diese ideologische Denkbewegung unterscheidet sich nach Althusser nun radikal von der wissenschaftlichen, also vom theoretischen Erkenntnisprozeß: in ihm wird nämlich nicht die Ausgangsvorstellung (zum Zwecke ideologischer Rechtfertigung) bloß wiederholend redupliziert, sondern — wie bereits dargelegt — in einem theoretischen

101 Althusser, *Idéologie et appareils idéologiques d'état*, in „La Pensée“, No. 151, Juni 1970, S. 26—29. Deutsche Übersetzung in „Marxismus und Ideologie“, Berlin/West 1973, S. 151—156.

102 PM S. 242/FM S. 186/187.

103 LLC I S. 181—182/DKL S. 190.

104 LLC I S. 181/DKL S. 190.

105 LLC I S. 62/DKL S. 68—69.

106 LLC I S. 82/DKL S. 89.

schen Prozeß ein Begriff produziert, der sich vom Ausgangspunkt unterscheidet. Wissenschaft ist ein Prozeß der Veränderung: Ihre in diesem Sinne offene Struktur ist zugleich insofern geschlossen, als sie ihren Sinn in sich und aus sich selber hat; sie liefert selbst die Erfordernisse ihrer eigenen Rechtfertigung.

Der damit ausgesagte strukturelle Gegensatz zwischen Wissenschaft und Ideologie muß aber auch als historisch sich entwickelnder gesehen werden: die Wissenschaft emanzipiert sich im Verlauf der Geschichte von der Ideologie, ohne diese dadurch aufzuheben. „Nur eine ideologische Weltanschauung konnte Gesellschaften ohne Ideologie erdenken, und die utopische Idee einer Welt zulassen, in der die Ideologie (und nicht eine ihrer historischen Formen), ohne Spuren zu hinterlassen, verschwinden würde, um durch die Wissenschaft ersetzt zu werden.“¹⁰⁷ Wissenschaft koexistiert mit Ideologie, aus der sie selbst sich im Prozeß eines „epistemologischen Bruches“ herausgelöst hat und von der sie ständig bedroht wird.

Der Unterschied zwischen Wissenschaft und Ideologie in der Sicht Althusser's läßt sich zusammenfassend als ein vierfacher bestimmen:

1. Während die Ideologie organischer Bestandteil des Überbaus einer historisch bestimmten Gesellschaftsformation und damit formationsspezifisch ist, hat die Wissenschaft zwar einen historisch-lokalisierbaren Ausgangspunkt, ist aber als solche formationsindifferent und kein Überbaubestandteil.

2. Die ideologische Bewußtseinsform wird charakterisiert als ein System von Massenvorstellungen, das unter den Bedingungen antagonistischer Klassenverhältnisse diesen Antagonismus reproduziert (bürgerliche Ideologie — proletarische Ideologie). Wissenschaft dagegen wird charakterisiert durch ein kohärentes, strengen Regeln gehorchendes System von Begriffen, das Erkenntnis oder theoretische Aneignung der Wirklichkeit im eigentlichen Sinne ermöglicht (Wissenschaft — Nichtwissenschaft).

3. Ideologie ist prinzipiell außendeterminiert. Sie wird von Interessen geleitet und auf Ziele orientiert, die nicht in ihr selbst liegen. Wissenschaft dagegen ist prinzipiell eigendeterminiert. Sie hat ihr Interesse und ihr Ziel in ihr selbst.

4. Es besteht ein Unterschied in der Produktionsweise. Die Ideologie spiegelt in imaginärer Verkehrung Vorgegebenes wider, während die Wissenschaft Vorgegebenes transformiert, neue Erkenntnisse produziert, indem sie ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten und Erfordernissen gehorcht.

Der konstatierte vierfache Gegensatz von Wissenschaft und Ideologie faßt im Grunde genommen nur noch einmal kontrastierend die Positionen zusammen, die wir in der Kritik am Althusser'schen Konzept der theoretischen Praxis bereits herausgearbeitet haben. Es wird

107 PM S. 238—239/ FM S. 182.

nun jedoch schlaglichtartig sichtbar, wo Althusser „aufhebt“, wovon er die Wissenschaft „gereinigt“ hat: sein Ideologiebegriff erscheint nun als notwendiges Korrelat seiner Konzeption von Wissenschaft und Erkenntnis. Unsere These lautete, die Konstruktion des Begriffs der „theoretischen Praxis“ erlaube es Althusser, das für die marxistische Theorie zentrale Problem des *Verhältnisses* von Wirklichkeit und Erkenntnis *in der Praxis* des materiellen Lebensprozesses und das Problem des Verhältnisses von Theorie und Praxis *in der Theorie* als arbeitsteilig verselbständigten Bereich dieses Lebensprozesses zu eliminieren. Wir können nun sehen, in welcher Gestalt und an welchem Ort das Eliminierte wiederkehrt: die Probleme erweisen sich als *nicht gelöst*, sondern als bloß *verschoben*; was die Theorie der Erkenntnis von ihrem Gegenstand abstrahiert, erscheint wieder als wesentliche Bestimmung des Gegenstandes einer Theorie der Ideologie.

Dennoch enthält Althusser's Versuch, die reine Wissenschaft als das schlechthin Andere zum ideologischen Denken formal zu bestimmen — also innerhalb der „Denkordnung“ selbst noch einmal eine radikale Trennung vorzunehmen — einen rationellen Kern, den wir abschließend herausarbeiten müssen aus der Hypostasierung, in die Althusser ihn einschließt; um Althusser gerecht zu werden und der Sache, um die es geht: eine marxistische Konzeption der Erkenntnis, und damit auch des Verhältnisses von Wissenschaft und Ideologie.

Wenn Marx von der Wissenschaft als „allgemeiner Arbeit“, als „Produkt der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung in ihrer abstrakten Quintessenz“ spricht, so verweist uns das auf eine Differenz, die wissenschaftliches Bewußtsein gegenüber anderen Bewußtseinsformen, auch der ideologischen, spezifiziert. Worin besteht diese Differenz? Zunächst können Wissenschaft und Ideologie als je spezifische *Sphären* gesellschaftlichen Bewußtseins unterschieden werden (Aspekt einer „Stratigraphie“ des gesellschaftlichen Bewußtseins)¹⁰⁸. Sodann unterscheiden sie sich auch hinsichtlich ihrer *unmittelbaren Zielsetzung und Funktion*: auf seiten der Wissenschaft hat die Erkenntnisfunktion das Primat, während auf seiten der Ideologie — wie Althusser richtig feststellt — die Rechtfertigungsfunktion das Primat besitzt. Der *Wahrheitscharakter* von Aussagen innerhalb von Wissenschaft oder Ideologie läßt sich jedoch gerade *nicht* aus ihrer jeweils besonderen *Struktur und Funktion* ableiten. Über den Wahrheitscharakter von Aussagen über den jeweiligen Gegenstand entscheidet die Frage, ob sie seinem inneren Zusammenhang, den Gesetzmäßigkeiten, gemäß denen er funktioniert und sich entwickelt, entsprechen oder nicht. Wissenschaft und Ideologie lassen sich nicht generell als die Alternativen einer Wahrheitstafel bestimmen. Auch Ideologien können sich hinsichtlich ihres Erkenntnisgehalts unterscheiden — sie sind nicht überhistorisch als falsches, wenn auch notwendig falsches Bewußtsein charakterisierbar: die „Durchsichtig-

108 Vgl. dazu A. K. Uledow, Die Struktur des gesellschaftlichen Bewußtseins, Berlin 1972, besonders Kapitel III.

keit“¹⁰⁹ der werktäglichen Verhältnisse oder umgekehrt ihre Verschleierung im alltäglichen Bewußtsein sowie in seiner mehr oder weniger systematisierten Form hängt selbst wieder von der *bestimmten* Form der Gesellschaft ab, in der sie ihre je besondere Funktion erfüllen.

Als je spezifische Sphären des gesellschaftlichen Bewußtseins, denen spezifische, materielle gesellschaftliche Strukturen entsprechen, sind sowohl Wissenschaft als auch Ideologie als Bereiche des gesellschaftlichen Überbaus anzusehen. Als *direkter* bewußtseinsmäßiger Ausdruck von gesellschaftlichen Verhältnissen und damit ideeller Träger von Klasseninteressen kann Ideologie sowohl hemmend als auch fördernd (dies ist jeweils nur historisch konkret bestimmbar) in die Entwicklung der Wissenschaft eingreifen; insofern bleibt diese in beiden Fällen von Klasseninteressen nicht unberührt, was Althusser nicht bestreiten würde.

Aber auch — und das ist der entscheidende Punkt — das *wissenschaftliche Erkenntnisinteresse selbst* artikuliert sich unter historisch bestimmten Verhältnissen als Klasseninteresse und das Klasseninteresse umgekehrt als Interesse an wissenschaftlicher Erkenntnis, wie wir unter 2.3. zu zeigen versucht haben. Und es kann auch insofern nie „reines“ Erkenntnisinteresse sein, als es gerade als solches (*was und wozu erkennen?*) letztlich immer aus dem materiellen Lebensprozeß in seiner bestimmten historischen Form entspringt und in letzter Instanz auch immer in diesen eingeht. In dem Maße, in dem die Wissenschaft selbst systematisch in diesen einzugehen beginnt, der Produktionsprozeß sich also „verwissenschaftlicht“, kann wissenschaftliche Produktion als „allgemeine Arbeit“ angesehen werden und bildet als solche auch Bestandteil der materiellen Basis einer Gesellschaft. „*Allgemeine Arbeit* ist alle *wissenschaftliche Arbeit*, alle Entdeckung, alle Erfindung. Sie ist bedingt teils durch Kooperation mit Lebenden, teils durch Benutzung der Arbeiten früherer.“¹¹⁰ Die „Arbeit der materiellen Produktion“ — „Wissenschaftlichen Charakters, zugleich allgemeine Arbeit“ — ist dann nicht mehr „Anstrengung des Menschen als bestimmt dressierter Naturkraft, sondern als *Subjekt*, das in dem Produktionsprozeß nicht in bloß natürlicher, naturwüchsiger Form, sondern als alle Naturkräfte regelnde Tätigkeit erscheint“¹¹¹. Sie kann endgültig diesen Charakter aber nur erhalten dadurch, daß auch „ihr gesellschaftlicher Charakter gesetzt“ ist¹¹².

Die Setzung ihres nach Gesellschaftlichkeit drängenden Charakters als privater unter den Bedingungen kapitalistischer Produktion bleibt selbst wieder nicht ohne Auswirkung auf Form und Entwicklungsrichtung wissenschaftlicher Erkenntnis. Althusser macht es sich

109 Marx, Kapital, MEW Bd. 23, S. 93.

110 Marx, Kapital, MEW Bd. 25, S. 113.

111 Marx, Grundrisse, S. 504.

112 Marx, Grundrisse, S. 504.

mit seiner abstrakt-absoluten Trennung von reinem Erkenntnisinteresse und sozialen (politischen, ökonomischen etc.) Interessen und ihrer starren Zuordnung zur Wissenschaft einerseits und zur Ideologie andererseits, wobei letztere als Überbauphänomen, erstere hingegen als weder zum Überbau noch zur Basis gehörig betrachtet wird, hier eigentlich recht einfach; sie erweist sich in ihrer Einseitigkeit als unhaltbar. Im Resultat seiner Bemühung, die Wissenschaftlichkeit der marxistischen Theorie gegen den bürgerlichen Ideologieverdacht dadurch zu beweisen, daß er die von den bürgerlichen „Wissenschaftlern“ geforderte unversöhnliche Gegenüberstellung von Wissenschaft und Ideologie, die von ihnen selbst am wenigsten praktiziert wird, gerade für eine marxistische Theorie von Wissenschaft und Erkenntnis beansprucht, unterschiebt er dieser in letzter Konsequenz einen idealisierenden Wissenschaftsbegriff, dessen Kehrseite dann eine Theorie der Ideologie als notwendig falsches Bewußtsein bildet¹¹³.

113 Zur praktisch-gegenständlichen und zur historisch-gesellschaftlichen Bestimmtheit von Erkenntnis, gerade auch von wissenschaftlicher Erkenntnis im eigentlichen Sinne, haben W. F. Haug („Was soll materialistische Erkenntnistheorie“, in Argument 81, „Wider den bloß verbalen Materialismus“, Argument 92) und Friedrich Tomberg („Über den praktischen Sinn des Widerspiegelungs-Theorems“, in Argument 81) Überlegungen vorgelegt, die der weiteren positiven Bestimmung marxistischer Erkenntnistheorie neuen Anstoß geben können, wenn es sich wohl auch nicht darum handeln kann, sie zu „rekonstruieren“ (W. F. Haug, „Wider den bloß verbalen Materialismus“, a.a.O., S. 651 f.). Ihre die Wissenschaftsentwicklung leitende Funktion hat Klaus Holzkamp in seiner Auseinandersetzung mit J. Bischoff herausgearbeitet (vgl. Klaus Holzkamp, „Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus“, in Argument 84, bes. S. 43 ff.). Worum es hier allein gehen konnte, war die Kritik der erkenntnistheoretischen Positionen des „jungen Althusser“.

Urs Jaeggi

Theorie der Geschichte: Geschichte der Theorie?

1. Das Problem

Die Überschrift enthält ein Wortspiel; es handelt sich nicht um eine Spielerei. Ich wähle hier Louis Althussters Interpretation des historischen Materialismus deswegen, weil es auf theoretischer Ebene kaum einen Versuch gibt, der ähnlich schonungslos und unbefangenen Fragen stellt¹. Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß Althusser bisher in Deutschland nicht als „gewöhnlicher“ Marxist-Leninist gesehen wurde². Der politische *background*, vor dem die Diskussion aufgezogen wurde, fand bei uns wenig Beachtung, weder wissenschaftlich noch polemisch. Althusser wurde die strukturalistische „Geschichtsfeindlichkeit“ angelastet; der dialektische Geschichtsbegriff werde geleugnet! Punkt und Schluß. Differenzierter las es sich lediglich, wenn auch in derselben Richtung, in Alfred Schmidts „Geschichte und Struktur“. Auch hier allerdings der Vorwurf: erkenntnistheoretisch sei Althussters Ansatz naiv, „weil er die ökonomische Subjekt-Objekt-Dialektik zugunsten eines formalisierten Objektivismus auf gebe“³.

Bei allem Raffinement in der Argumentation macht es sich diese Kritik leicht. Ich versuche, mich davon zu lösen. Mein Beitrag bezieht sich dabei im wesentlichen auf „Lire le Capital“; ohne die früheren oder späteren Schriften gering einzuschätzen, sehe ich darin einen wichtigen Beitrag zum Problem eines „strukturellen Marxismus“. Ich zeichne deshalb zunächst einige Springpunkte der dort erarbeiteten Marx-Interpretation nach. Dieses immanente Herantreten begrenzt sich selbst, allerdings bewußt. Das von Marx — freilich, wie wir sehen werden, auch von Althusser — nur bedingt, meist nur programmatisch thematisierte Verhältnis von Erkenntnis und Er-

1 Dieser Aufsatz ist entstanden als Beitrag zu einem Althusser-Seminar, das ich 1973/74 zusammen mit Horst Arenz und Joachim Bischoff an der FU durchgeführt habe. Als Thesenpapier in der ersten Fassung formuliert, enthält auch diese überarbeitete Fassung noch immer unsystematische Momente; der Beitrag enthält deshalb an vielen Stellen unscharfe Schlußfolgerungen. Allerdings sehe ich in dem in der Schwebe Halten einer Auseinandersetzung auch einen Vorteil; es markiert die Vorläufigkeit der Position, auf beiden Seiten.

2 Arenz, H., J. Bischoff, U. Jaeggi (Hrsg.): Was ist revolutionärer Marxismus? Berlin 1973, S. XIV (zitiert als RM).

3 Schmidt, Alfred: Der strukturalistische Angriff auf die Geschichte, in: Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt/M. 1971, S. 208.

kenntnisgegenstand erhält auch bei uns keine Lösung. Althusser setzt keineswegs neu und originell voraus, daß *nicht* die Chronologie von Ereignissen zum Erklärungsprinzip historischer Prozesse erhoben werden darf; im Gegensatz zu einem in Deutschland weitverbreiteten Irrtum hängt tatsächlich schon Marx nicht mehr an Hegels Idee eines dialektischen Geschichtsprozesses, der die konventionelle „Gleichsetzung von homogener linearer Zeit mit der Zeit der Geschichte zur Folge hat“⁴. Gerade weil Althusser, radikaler als Marx selbst, die Marxschen Aussagen zu diesem Punkt pointiert, ist von seiten der Geschichtswissenschaft eine Diskussion seiner Thesen zunächst schwer möglich⁵.

Althusser argumentiert — mit der Trennung in Real- und Erkenntnisobjekt — zunächst auf der *Erkenntnisebene*: die Kapital-Lektüre ist notwendig zur Rekonstruktion bzw. Weiterentwicklung des historischen Materialismus. Und Theorie ist dabei der Versuch, eine „Demarkationslinie“ zu ziehen zwischen „den wahren und falschen Ideen“: „Der ganze Klassenkampf läßt sich bisweilen zusammenfassen im Kampf um ein Wort gegen ein anderes Wort. Gewisse Worte kämpfen miteinander wie Feinde.“⁶

Althussters Kernfrage lautet: *Erstens*: warum zieht die Begründung der wissenschaftlichen Theorie der Geschichte notwendigerweise eine theoretische Revolution in der Philosophie nach sich? Oder setzt diese voraus? *Zweitens*: sind — bei der gegebenen engen Bindung — beide auseinanderzuhalten? (Wird dabei in „Pour Marx“ der historische Materialismus noch streng vom Dialektischen abgetrennt, so verschiebt sich später diese Trennung stärker in das Beziehungsfeld: Politik — Philosophie — Wissenschaft.) *Drittens*: was bedeutet es dabei, daß Althusser das ‚Kapital‘ als Philosoph liest und daraus

4 Kracauer, Siegfried: Geschichte — vor den letzten Dingen, Frankfurt/M. 1974, S. 172.

5 Trotz des Titels, den dieser Aufsatz trägt, wird deshalb hier auf die „Krise der westdeutschen Historiographie“ (Geiss, I., u. a.: Ansichten einer künftigen Geschichtswissenschaft, München 1974) nicht eingegangen; nicht nur fällt also außer Betracht, daß diese die politische Geschichtsschreibung um die sozialwissenschaftliche „Betrachtungsweise“ ergänzen will, „also (kurzatmig) versucht, den historischen Materialismus mit seinen eigenen Waffen (zu) schlagen“. (Schieder, T.: Grundfragen der neueren deutschen Geschichte. Zum Problem der historischen Urteilsbildung, in: Historische Zeitschrift, 192 (1961), S. 3.) Und nicht nur ist es in unserem Zusammenhang irrelevant, daß die Geschichtswissenschaft sich nach wie vor der objektiven historischen Wahrheit durch die Verbindung von Verstehen und Methode zu nähern versucht (s. z. B. Faber, G.: Theorie der Geschichtswissenschaft, München 1971, S. 128 ff.); ebensowenig — obwohl dies gründlicher behandelt werden müßte — wird hier schließlich jener Ansatz unvermittelt aufgegriffen, der die wissenschaftliche Praxis der Geschichtswissenschaft so verstehen will, „daß sie sich in politische Aufklärung umsetzen läßt“ (Geiss, I.: Restauration — Stagnation — produktive Krise, in: Ansichten . . . , a.a.O., S. 23).

6 Althusser: Für Marx, S. 212.

sowohl eine „Logik der Produktionsbedingungen von Erkenntnis“ als auch eine Theorie der Geschichte zu entwickeln versucht? Althusser's Antwort: „Die wirkliche Geschichte der Entwicklung der Erkenntnis scheint uns . . . ganz anderen Gesetzen zu unterliegen als jener theologischen Hoffnung auf den religiösen Triumph der Vernunft. Wir beginnen die Geschichte zu begreifen als eine ständig unterbrochene Geschichte tiefgreifender Diskontinuitäten (z. B. die Trennung einer neuen Wissenschaft von der Grundlage älterer, ideologischer Formationen), tiefer Umbrüche, die, selbst wenn sie die kontinuierliche Existenz der Erkenntnisbereiche nicht antasten (und noch ist das nicht immer der Fall), doch in ihrem Bruch mit vorangegangenen Formationen das Herrschen einer neuen Logik ankündigen, die — weit davon entfernt, nur die einfache Entwicklung der ‚Wahrheit‘ oder die ‚Umwälzung‘ der alten Logik zu sein — vielmehr im vollen Sinne des Wortes deren Platz einnimmt.“⁷

Wie Althusser die „Produktionsweise von Erkenntnissen“ bestimmt, ist hier noch nicht auszumachen. Was zunächst wichtig ist: die Ordnung, in der die gedankliche Gliederung produziert wird, ist eine Ordnung *sui generis*; es gibt keine direkte wechselseitige Beziehung mit der Ordnung, in der diese oder jene Kategorie in der realen Geschichte erschienen ist (siehe Abschnitt 3).

Die Gliederung, die wir zur Darstellung der Problematik wählen, enthält notwendigerweise Überschneidungen, Wiederholungen; die Probleme der Zeitlichkeit, des Real- und Erkenntnisobjektes, des Objektes der Geschichte usw. sind voneinander nicht streng trennbar. Ausgangspunkt ist: Marx entwickelte eine neue Theorie der Geschichte, und dies bedeutet in der Geschichte der Menschheit sowohl ein theoretisch als auch ein politisch einmaliges Ereignis⁸. Marx entwarf, so Althusser, den ‚Kontinent der Geschichte‘, der nicht mit *ideologischen, religiösen, moralischen oder juristischen-politischen Leitbildern besetzt war*, die nichts darstellten als theoretische Detachierung von politischen Ideologien. Und dies bildet ein politisches Ereignis. „For Marx‘, scientific discovery was the beginning, and has become more and more the object and stake of a stubborn, implacable class struggle.“⁹ Liest man diesen Satz wörtlich, so wird deutlich, daß Althusser die Marxsche Entdeckung als Ausgangspunkt und nicht als Ausdruck der Klassenkämpfe nimmt. Das heißt: nicht der Kapitalismus, sondern erst die Marxsche Theorie wird zum eigentlichen Motor des Klassenkampfes. Gerade deswegen hat im übrigen Althusser soviel Mühe darauf verwendet, die theoretischen Verflachungen und Deviationen innerhalb der kommunistischen

7 Althusser/Balibar: Das Kapital lesen, Reinbek 1972, S. 57. Zit. als KL.

8 Vgl. u. a. L. Althusser, The conditions of Marx' Scientific discovery, deutsch in RM, S. 77 ff.

9 Althusser, L.: The conditions of Marx' Scientific discovery, a.a.O., S. 4, deutsch: RM.

Weltbewegung aufzuzeigen. Nicht bloß die relative Autonomie der Theorieproduktion wird so unterstrichen und gerechtfertigt; die Theoriebildung selbst erhält einen privilegierten Platz.

Die Fragen, die sich hier stellen: Welches ist die Grundlage der marxistischen Theorie? *Eine Wissenschaft oder eine Philosophie?*: „Ist der Marxismus im Grunde eine Philosophie — ‚Philosophie der Praxis‘ —, aber was hat es dann mit den wissenschaftlichen Ansprüchen auf sich, wie sie Marx proklamierte?“ Oder ist der Marxismus nicht im Gegenteil eine Wissenschaft: historischer Materialismus, Wissenschaft der Geschichte?

Weiter: Wie verhält es sich dann mit der Philosophie, mit dem dialektischen Materialismus?¹⁰ Wie verlaufen die Beziehungen zwischen historischem Materialismus und Dialektik? *Althusser* gibt in seinen bisherigen Arbeiten auf diese Frage keine eindeutige Antwort. In „Pour Marx“ stellt er vor allem den epistemologischen Einschnitt zwischen der Hegelschen und der Marxschen Dialektik-Problematik heraus, indem er ihre Strukturunterschiede herauszuarbeiten versucht. Die „symptomatische“ Kapital-Lektüre thematisiert die Suche nach einer nicht-anthropologischen, nicht-teleologischen Theorie von der Geschichte. *Althusser* will damit die Abgrenzung gegenüber jeglicher Geschichtsphilosophie und den verbundenen linearen oder expressiven Entwicklungsvorstellungen ziehen. Die These: in der Geschichte wie in der Natur erkennt der Mensch nur das, „was ist, und nicht das, was er macht“¹¹. Im Visier ist hier die Vorstellung, daß der Mensch „verschwindet“, daß die Geschichte der Produktion der Erkenntnis, genau wie in der Geschichte, ein *Prozeß ohne Subjekt* ist und daß die wissenschaftlichen Erkenntnisse (in der von einem Individuum, einem Gelehrten etc. gemachten Entdeckung) hervortreten als historisches Resultat eines dialektischen Prozesses ohne „Ende/Ziel“¹². Es handelt sich hier fraglos um *Althusser*s provokanteste These: „Daß die menschlichen, d. h. sozialen Individuen in der Geschichte aktiv sind — als *Agenten* der verschiedenen gesellschaftlichen Praxen des historischen Prozesses von Produktion und Reproduktion — das ist Tatsache. Aber betrachtet als *Agenten* sind die menschlichen Individuen nicht ‚freie‘ und ‚konstituierende‘ Subjekte im philosophischen Sinn dieser Ausdrücke. Die Subjekte-Agenten sind in der Geschichte aktiv nur unter der Determinierung der Produktions- und Reproduktionsverhältnisse und in deren Formen; kein Marxist wird — in dieser abstrakten Form — etwas anderes sagen. Gebrochen werden soll mit der idealistischen Kategorie des „Subjekts“ als Ursprung, mit den Begriffen Wesen und Ursache; gebrochen werden soll mit dem „Subjekt“, das in seiner *Innerlichkeit verantwortlich* ist für alle Determinierungen des

10 Lénine et la philosophie, suivi de Marx et Lénine devant Hegel, Paris 1972, S. 16 ff.

11 RM, S. 53 ff.

12 RM, S. 56.

äußeren „Objekts“, als dessen inneres „Subjekt“ es bezeichnet wird¹³. Und gebrochen werden soll mit der Verwirrung stiftenden Gleichsetzung von Real- und Erkenntnisobjekt.

2. Was ist real?

Handelt es sich bei der Trennung in Real- und Erkenntnisprozeß um eine geschickt aufgebauchte Phraseologie? Die Schwierigkeiten sind offenkundig. Das Insistieren auf einer theoretischen Ordnung, die quasi aus sich heraus weiter ‚denkt‘ und die reale Geschichte nur „berührt“, sagt nichts darüber, wo und wann diese Berührung auftaucht. Vor allem aber: welchen Verifikationskriterien, außer der strukturinternen Logik, kann diese Ordnung unterworfen werden? Und weiter: Althusser kann nur dadurch, daß er eine bestimmte (einseitige) Lektüre betreibt, bei Marx die Trennung in Real- und Erkenntnisobjekt durchhalten.

Der auch von Althusser registrierte empirische Bezug bei Marx ist natürlich nicht zu leugnen; neben der bekannten Passage: „Da, wo die Spekulation aufhört, beim wirklichen Leben, beginnt ... die wirkliche, positive Wissenschaft, die Darstellung der praktischen Betätigung, des praktischen Entwicklungsprozesses der Menschen ... Abstraktionen haben für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert. Sie können nur dazu dienen, die Ordnung des geschichtlichen Materials zu erleichtern, die Reihenfolge seiner einzelnen Schichten anzudeuten“¹⁴ sind ähnlich lautende Zitate leicht zu finden; sie bilden einen Kern im Marxschen Denken. Althusser sieht es anders. Wir greifen hier dabei kurz vor, allerdings nicht mit der Absicht, die damit angesprochenen Probleme „abzuhaken“.

Im „Netz der Kausalität“ (Foucault), im Vorhandensein der Strukturen in ihren Wirkungen (Althusser), so die Annahme, ist die Analyse voranzutreiben. Wo es auf die Ursachen nicht ankommt, im Bruch mit der linearen und expressiven Kausalität, oder positiv: in der strukturalen Kausalität, wo es auf Begriffe wie Ebene, Instanzen, Brüche, Diskontinuitäten, Grenzen, Schwellen, Periodisierung, („gute“) Einschnitte, Verwerfungen ankommt und wo es darum geht, den homogenen, flächigen Raum aufzugeben zugunsten von Bereichen, die durch regionale Strukturen bestimmt sind, die selbst wiederum Bestandteile einer globaleren Struktur sind; wo die ökonomischen Phänomene zu analysieren sind als komplexer und tiefer Raum, der selbst wieder Bestandteil eines anderen komplexeren und tieferen Raumes ist¹⁵; wo Interdependenzen zwischen Elementen wie „Arbeiter“, „Produktionsmittel“ (Arbeitsgegenstand, Arbeitsmittel), „Nicht-Arbeiter“, „Eigentumsbeziehung“, „Beziehung der realen oder mate-

13 RM, S. 91.

14 MEW 3, S. 27.

15 KL II, S. 245.

riellen Aneignung¹⁶ kombiniert werden; wo Sehen, Hören, Lesen, Schreiben mit der-Sprache des Unbewußten in Verbindung gebracht werden¹⁷ mit „Abwesenheit“, „Versehen“ usw., die die Verbundenheit mit psychoanalytischen Ansätzen nicht kaschieren: dies sind die Springpunkte. Und das Ganze immer in Verbindung mit den bohrenden Fragen: was ist eine Theorie? Eine Wissenschaft? Was ist Philosophie? Was ist ein Text? Was bedeutet Lesen? Was ist (theoretische) Praxis? Ein Spiel mit Begriffen auf den verschiedensten Ebenen, aber dahinterstehend immer die Frage nach den Produktionsbedingungen von Erkenntnis? Und dabei immer wieder: zuerst die negative Abgrenzung, die Verwerfung vormarxischer Ansätze (mit Ausnahmen!), und die Verwerfung verflachter oder falscher Weiterführungen und dann erst umwegreiche Annäherungen, Umschreibungen, mehrdeutige Bestimmungen, ganz klare Einzelaussagen, die im Gesamtkontext nicht unbedingt klar bleiben; Zitate, fast ausschließlich aus den Werken von Marx/Engels und Lenin, seziiert mit chirurgischer Technik, Teile herauslösend, ohne das Ganze zu tangieren; die Zusammensetzung schließlich der amputierten Sätze zu einer logischen Einheit.

Peniblen Marx-Exegeten hält diese Marx-Interpretation Althusser gewiß nicht stand; aber was bedeutet das, wenn schon strenge Exegetiker voreinander nicht standhalten! Wie könnte es einer Lektüre, die Texte unerbittlich nach einer „neuen Lesart“ aufzureihen versucht, die, wie immer man es wendet, die Nähe zur systemtheoretischen — oder, was vergleichbar ist — zur strukturalen Interpretation nicht nur nicht scheut, sondern auf die strukturelle Kausalität hinzu bringen versucht, gelingen, einer wortwörtlichen Interpretation Genüge zu leisten? Auffällig die expressive Sprache: Marx suchte in „seiner Einsamkeit“ nach „Verbündeten“ und „Helfern“, Vokabeln wie „Schwäche“, „Irrtum“, „Fehler“, „Fehlen von Fragen“ . . . „Schweigen“ und immer wieder die metaphorische Sprache („Brüche“, „Lücken“, „Raum“, „Terrain“, „Horizont“ usw.); Bilder, die zum Teil sofort wieder eingeschränkt, zurückgenommen werden.

Was ist real? Es liest sich dies bei Althusser zunächst scheinbar negativ: es handelt sich um den verzweifelten Konstituierungsversuch einer „Logik der Produktionsbedingung von Erkenntnis“. Noch wenn die Trennung in Real- und Erkenntnisobjekt dabei der Philosophie Kants und deren Defizite näher zu stehen scheint als dem, was sich aus dem Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“ herauslesen läßt: das neben dem „realen Objekt“ existierende „Erkenntnisobjekt“ negiert keineswegs die Widerspiegelungsthese, sondern lediglich die naive Auffassung davon. Die aktive Rolle des Subjektes im Erkenntnisprozeß wird verdeutlicht; das konkrete „Ganze“ ist ein Produkt des Denkens, allerdings keines, das vom

16 KL II, S. 287.

17 KL I, S. 15.

realen Gegenstand abgelöst wird. Die Behauptung ist lediglich: durch die wiederholte Umgestaltung des Erkenntnisobjektes erfolgt eine immer präzisere Erfassung des Realobjektes.

Althusser versucht, mögliche „Lesearten“ abzuwägen. Wer das „Kapital“ als *Ökonom* liest, die Frage nach dem Gehalt und der ökonomischen Relevanz seiner Analysen und Schemata stellt, vergleicht die Methode des Werkes mit einem fertig gegebenen, ihr äußerlichen Gegenstand, ohne diesen Gegenstand selbst in Frage zu stellen. Das „Kapital“ als *Historiker* lesen heißt, es „mit der Fragestellung nach der Beziehung seiner historischen Analysen zu einem fertig gegebenen, äußerlichen Gegenstand lesen, ohne diesen Gegenstand selbst in Frage zu stellen“. Das „Kapital“ logisch lesen heißt, die Argumentationsmethoden abzufragen, abstrakt; das „Kapital“ als *Philosoph* lesen bedeutet, den spezifischen Gegenstand einer spezifischen Darstellungsweise, d. h. die Beziehung zwischen Gegenstand und Darstellung in Frage zu stellen?¹⁸

Es handelt sich um den Versuch, die im „Kapital“ (insgesamt in den Werken der „Reife“) angelegte wissenschaftliche Umwälzung, d. h. Revolution, zu verdeutlichen und weiterzutreiben. Die dabei als notwendig erachtete „Unschuld der Marx-Lektüre“ bezieht sich einerseits auf das Verhältnis dialektischer Marxismus (Philosophie) und historischer Materialismus (Wissenschaft: Theorie der Geschichte). Ich beziehe mich dabei in diesem Aufsatz auf Althussters Rekonstruktionsversuche des historischen Materialismus.

3. Der Begriff der Zeitlichkeit

Althussters These: die Konstruktion des Geschichtsbegriffes produziert eine Realität, die nichts zu tun hat mit den sichtbaren, chronologisch registrierbaren Ereignissen; als wirklich geschichtlich generell lassen sich nur die Ereignisse bestimmen, die die bestehende Strukturbeziehung verändern¹⁹. Das heißt *erstens*: die narrative Geschichtsschreibung kann, weil sie chronologisch verfährt, nie zu einer Theorie der Geschichte kommen. *Zweitens*: es ist auch falsch, die Existenz einer geschichtlichen „Totalität“ in der Hegelschen Kategorie der Gleichzeitigkeit des Gegenwärtigen zu denken. *Drittens*: die Notwendigkeit, die Begriffe Genealogie, Synchronie, Diachronie, Dynamik, Tendenz in ihren Beziehungen zueinander zu situieren und ihre spezifischen Objekte zu bestimmen, erzwingt das Abrücken vom Deskriptiven: „In jeder Theorie der Geschichte (ob dieses nun wissenschaftlich oder ideologisch ist), gibt es eine strenge und notwendige Korrelation zwischen der Struktur des verwendeten *Geschichtsbegriffes* und dem *Begriff der Zeitlichkeit*, mit dem diese Theorie die „Veränderungen“, „Bewegungen“, „Ereignisse“ oder allgemein: die Phänomene, die zu ihrem Gegenstand gehören, denkt²⁰. Nur

18 KL, S. 13.

19 KL I, S. 134.

20 KL II, S. 394.

eine vordergründige „Kapitallektüre“, die sich mit den deskriptiven Aspekten begnügt, ermöglicht ein unproblematisiertes Einbringen der Evolution der ökonomischen Struktur, also ein Ersetzen der Statik durch Dynamik. Die Begriffe „Geschichte“ und „Dynamik“ werden so zu Synonymen; der eine Begriff („Geschichte“) ist mehr volkstümlich, der andere („Dynamik“) mehr wissenschaftlich, weil er genauestens die Determination der geschichtlichen Bewegung durch eine Struktur zum Ausdruck bringen soll²¹. Dieses übliche Begreifen der Geschichte ist untauglich; es geht nicht darum, die lineare Zeit zu „zerschneiden“, irgendwelche Schnitte vorzunehmen, die ein a priori der Bezugszeit voraussetzen. Die Aufgabe besteht vielmehr darin, die Gesellschaftsformationen und die Übergangsperioden in ihren spezifischen Formen theoretisch zu denken.

Während für die nicht-marxistischen Interpreten in der Regel die „Struktur der Zeitlichkeit“ einfach diejenige ist, die die herrschende Ideologie vermittelt, ohne daß sie je in ihrer Funktion als Voraussetzung der Theorie reflektiert würde, kann man als wirklich geschichtlich generell nur die Ereignisse bestimmen, die bestehende Strukturbeziehungen verändern. Das heißt: wenn es gelingt, die Abfolge zeitweise invarianter Strukturzustände aufzuweisen — was Marx in seinen Spätschriften thematisierte — dann wird eine Unterteilung in Perioden möglich: Die historische Kontinuität, die sich wissenschaftlich nur narrativ oder mittels evolutionärer Entwicklungsmodelle „nachweisen“ läßt, wird durch das Aufdecken einer Diskontinuität ersetzt, die nicht bloß eine bestimmte Gesellschaftsformation, sondern auch die historische Abfolge der Gesellschaftsformation und ihrer zeitweiligen notwendigen Überlappung zu fassen vermag. Diese Periodisierung untergliedert die Geschichte dabei nach den Epochen ihrer ökonomischen Struktur.

Abstrakt ist damit die Lösung vorgegeben, nicht freilich konkret. Die Produktionsweise steht zunächst für ein abstraktes Objekt, das strenggenommen in der Realität nicht vorkommt; die „reale“ Gesellschaftsformation stellt ein komplexes Ganzes mit einer bestimmten dominierenden Produktionsweise dar, die die anderen Produktionsweisen, aus denen sie sich außerdem zusammensetzt, beherrscht. Allerdings ist die Erhellung der inneren Logik ausschlaggebend für die Aufdeckung der Kernstruktur²². Althusser/Balibar monieren dabei, daß für eine Theorie der Produktionsweisen der Entstehungsprozeß einer je konkreten Gesellschaftsformation wichtig ist; dabei ist allerdings nicht gemeint, daß diese Genese mit dem realen (chronologischen) Geschichtsablauf zusammenfällt; sie holt daraus ihr Material. Anvisiert wird ein nichtchronologischer, innerer Strukturzusammenhang (Synchronie), der freilich an den „Rändern“ (bei der Genese einer Produktionsweise) eine zeitliche Gliederung

21 KL II, S. 398.

22 KL II, S. 251 ff.

(Periodisierung) ermöglicht, die es erlaubt, sowohl die *vergangenen* Produktionsweisen (in reiner Form) zu rekonstruieren als auch *künftige*, von denen man allenfalls die allgemeinen Bedingungen kennt.

Der Vorwurf, dieser Ansatz sehe nur die ‚Synchronie‘, nicht auch die ‚Diachronie‘, er sehe nur die Produktionsmechanismen einer bestimmten Gesellschaftsformation, ist gängig, indes falsch. Synchronie wird gesehen als die Repräsentation der Organisationsstruktur der Begriffe in der Gedankentotalität (das heißt bei Marx: in der Synthese, bei Althusser: im System). Das System begrifflicher Gliederung legt *erstens* die Definition jedes einzelnen Begriffs in seinem Stellenwert und seiner Funktion im gesamten System fest. *Zweitens*: Das System der Begriffshierarchie bestimmt die „diachronische“ Ordnung ihres Auftretens im wissenschaftlichen Diskurs²³. Als Diachronie im üblichen, allerdings ideologischen Sinn, wird so das Werden des Gegenwärtigen in der Folge einer zeitlichen Kontinuität bezeichnet, wobei die „Geschehnisse“ auf die „Geschichte“ im strengen Sinn dann reduziert werden;²⁴ vorausgesetzt wird eine kontinuierlich-homogene Zeit, die nicht existiert. Das Begriffspaar Synchronie/Diachronie verschwindet.

Die expressive Totalität, mit einer nur geschichtsphilosophisch bestimmbareren Vorstellung vom Ganzen, wird ersetzt durch eine „strukturelle Zeitlichkeit“; es handelt sich um eine „komplexe Zeit“, die man nicht aus der kontinuierlichen Zeit des Lebens oder der Uhren herauslesen kann²⁵.

Was heißt das? Althusser und Balibar versuchen zu zeigen, daß und wie die Kritik der politischen Ökonomie als Theorie eine *logische* Struktur besitzt. Deutlich sichtbar wird dies in dem im „Kapital“ aufgedeckten „Kreislaufprogramm“. Die Darstellung des Kapitalprozesses beginnt mit der Untersuchung der Mehrwertproduktion, d. h. mit der Untersuchung der Produktionssphäre. Erst nach seiner Produktion wird das Produzierte verkauft und die Verteilung der Revenue setzt die Produktion dessen voraus, was allererst zirkulieren wie auch ausgetauscht und verteilt werden soll. Das heißt u. a.: Die *Totalität* des kapitalistischen Reproduktionszusammenhanges ist keine fertig gegebene Struktur, sondern ein Entwicklungsprozeß, der darin besteht, alle Elemente der Gesellschaft sich unterzuordnen, oder die ihm noch fehlenden Organe aus ihr heraus zu schaffen. In dieser „inneren“ Logik des Systems wird die Synchronie der Ereignisse wesentlicher als die Diachronie. Für das Einzelkapital werden die Stadien als sukzessive Formveränderungen erlebt, während der gesellschaftliche Gesamtkreislauf (das Gesamtkapital) die einzelnen Stadien immer auch gleichzeitig verwirklicht: Das „Kapital“ als Analyse des Systems der vom Kapital beherrschten Produktionsweise er-

23 KL I, S. 9.

24 KL I, S. 125.

25 KL, S. 132 ff.

faßt so das, was man die *innere Geschichtlichkeit* nennen könnte. Noch wenn es vom Feudalismus zum Kapitalismus Brüche, Unterbrüche und Verzögerungen gab: zu bestimmen gilt es *eine* Epoche, oder anders: eine „Entwicklungstheorie“, die nicht evolutionär verfährt. Sowohl empirisch als auch theoretisch besitzt dabei das „Modell“ einer diskontinuierlichen Entwicklung Stringenz; der „Entwicklungsprozeß“ ist das Resultat von materiellen und ideellen Entfaltungen, von Regressionen, Katastrophen und Brüchen. Erst die konstruierte theoretische Einheit (die verschiedene Determination von Beziehungen) definiert die Elemente eines Ganzen; die so erreichte „konkrete Totalität“ (oder, in heutiger Terminologie: das System) darf dabei freilich nicht als statisches Relationsgefüge mißverstanden werden.

„Geschichte“ und Geschichte sind nicht identisch: „Geschichte“ ist eine durch Abstraktion von der Fülle der Geschehnisse, der Vergangenheit und durch Synthesis der wesentlichen Strukturelemente der vergangenen Wirklichkeit gewonnene theoretische Kategorie“²⁶. Die Rekonstruktion der Geschichte hat von der Analyse, die für eine konkrete Gesellschaft die determinierenden Strukturelemente aufzeigt, auszugehen. Für die kapitalistische Gesellschaft bedeutet dies: Analyse der Ware, des Kapitals, der Lohnarbeit, der Konsumtion, der Produktion sowie der Klassenstruktur²⁷.

Schön und richtig. Es bleibt die Frage: wird hier die Periodisierung der „Geschichte“ bloß formal bestimmt; wieweit widerspiegelt sie die Realität? Althussers Konzept ist jedenfalls in fataler Weise auf einen Punkt gebracht, wo es sich einerseits sowohl mechanistisch interpretieren läßt („wir sehen uns einem objektiven System gegenüber, das in seinen konkretesten Bestimmungen von den Gesetzmäßigkeiten seinen ‚Mechanismus‘, von den Spezifikationen seines Begriffs geregelt wird“)²⁸; andererseits unternimmt er den Versuch, die derzeitigen Formen des proletarischen Klassenkampfes aktiv zu begreifen. Das bedeutet: Die gesellschaftlich-ökonomischen Gesetze werden als objektive verstanden; sie wirken unabhängig davon, ob ihre Objektivität erkannt wird oder nicht: sie entfalten eine Wirkung, die vom Willen der Individuen nicht mehr beeinflussbar ist. *Blind* ist die Notwendigkeit dabei nur, *insofern dieselbe nicht begriffen wird*. „Nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Naturgesetzen liegt die Freiheit, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze, und in der damit gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig zu bestimmten Zwecken wirken zu lassen.“²⁹ Daß hier die Theorieproduktion als Erkenntnisprozeß vor der Praxis, die ja sonst nur „blind“ sein könnte, Priorität erlangt, ist offensichtlich. Althusser sieht die

26 Sandkühler, H. J.: Praxis und Geschichtsbewußtsein, Frankfurt/M. 1973, S. 34.

27 KL I, S. 68 f., KL II, S. 221 f.

28 KL II, S. 260.

29 MEW 20, S. 106.

darin angelegte theoretizistische Tendenz. In den „Elementen der Selbstkritik“ rechtfertigt er unbefangen den zu weit getriebenen „Flirt“ mit der strukturalistischen Terminologie damit, die Mehrzahl der Kritiker hätten die darin liegende Ironie und Parodie nicht verstanden³⁰. Gut, daß man es jetzt weiß.

4. Geschichte und Geschichtsphilosophie

Im Werk von Marx, so die Annahme, ist eine (noch nicht entfaltete) allgemeine Theorie der Geschichte enthalten, die in der marxistischen Weiterentwicklung nur unzulänglich aufgenommen wurde. Die Konstruktion des zentralen Begriffs der „Produktionsweise“ (und Balibars Verwendung der Begriffe: ‚Arbeiter‘, ‚Produktionsmittel‘, ‚Nicht-Arbeiter‘³¹) haben deshalb die Funktion, den wissenschaftstheoretischen Bruch mit der gesamten Tradition der Geschichtsphilosophie zu untermauern. Unvereinbar sowohl mit den empiristischen Prinzipien des Idealismus als auch mit der historizistisch verzerrten Konstruktion eines marxistischen Geschichtsbegriffes wälze dieser nach und nach die gesamte Problematik der Gesellschaft und der Geschichte um. Die Prämisse ist auch hier: Ökonomie, Philosophie und Historik haben bis Marx (obwohl sie auch richtige Einsichten produzierten) die Unterscheidung zwischen Erkenntnisobjekt und Realobjekt übersehen; Geschichte wurde auf dem Hintergrund gesetzter Werte behandelt; sie geriet zwangsläufig zur Geschichtsphilosophie und wurde damit ebenfalls ideologisch. Um demgegenüber die „Undurchsichtigkeit des Unmittelbaren“ zu durchstoßen, muß man davon ausgehen, daß der Text (besser die Texte) der Geschichte keine Texte sind, worin eine Stimme (der Logos) spricht, sondern das unhörbare und unlesbare Sichbemerkbarmachen der Auswirkungen einer Struktur der Strukturen³². Ähnlich wie Althusser denunziert auch Balibar zunächst den ideengeschichtlichen Hintergrund: wenn es darauf ankommt, die Strukturen der Produktionsweisen zu bestimmen, dann ist die erste Funktion eines Neuansatzes eine Polemik: die der Zerstörung der ideologischen Klassifizierungen und Unterscheidungen. Auch für ihn wird die Geschichte zu einer Geschichte, deren Subjekt nicht auszumachen ist: „In der Theorie erscheinen die Menschen nur als Träger strukturimmanenter Beziehungen und die Formen ihrer Individualität nur als bestimmte Auswirkungen der Struktur.“

Was bedeutet dies, nicht für das einzelne Individuum, sondern für die gesellschaftlichen Klassen? Sind auch diese nur Träger „strukturimmanenter“ Beziehungen? Wenn nein — und Althusser und Balibar deuten das Nein an: welche Einwirkungen auf die Strukturen hat dann das „Kollektivbewußtsein“? Da die „Menschen“, ihrem theoretischen Status zufolge, nicht *konkrete Menschen* sind, die Geschichte

30 Louis Althusser: *Elemente der Selbstkritik*, Berlin 1975, S. 64.

31 KL II, S. 287.

32 KL I, S. 17.

machen³³, fällt es ohnehin *nicht bloß schwer*, die *Klassenkämpfe* oder das *Kollektivbewußtsein* im realen Prozeß zu verfolgen; ebenso schwer fällt es, die proletarische Position nicht als eine bloß politisch-moralische Entscheidung zu begründen.

Wie sieht das „Subjekt“ aus, das seine Vergangenheit unter dem Aspekt seines zukünftigen Zieles interpretiert, das die Aufgabe der Kontinuität sozialer Bewegungen darstellt? Und akzeptiert, daß der materialistische Begriff der „Geschichte“ eine theoretische Abstraktion von den (zufälligen) Ereignissen ist: um eine Abstraktion von den Subjekten, den Menschen und Klassen, die „Objekte“ der Veränderungen sind, kann es sich nicht handeln. Denn: für die politische Ökonomie, der Grundlage der Theorie der Geschichte, stellen sich „die ökonomischen Verhältnisse einer gegebenen Gesellschaft ... zunächst dar als Interessen“³⁴. Können wir dann, ohne in einen Determinismus zu verfallen, sagen, „daß das Subjekt der Entwicklung nichts anderes ist als das, was bestimmt wird durch die Abfolge der Organisationsformen der Arbeit und die Verschiebung, die sie hervorruft?“³⁵ Die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung, die sich in den Produktivkräften/Produktionsverhältnissen zeigen, erscheinen als das eigentlich Strukturierende der geschichtlichen Determination. Der „kapitalistische Produktionsprozeß ... produziert ... nicht nur Ware, nicht nur Mehrwert, er produziert und reproduziert das Kapitalverhältnis selbst, auf der einen Seite den Kapitalisten, auf der anderen den Lohnarbeiter“³⁶. Es ist dann zwar richtig, sich vom juristisch-ideologischen Begriff des *Subjektes*, wie ihn nicht bloß die bürgerliche Philosophie produziert hat, abzusetzen. Es ist richtig, daß die dialektisch-materialistische Theorie mit der idealistischen Kategorie des Subjekts als Ursprung, Wesen und Ursache brechen muß; es ist richtig, daß es für die marxistische Philosophie kein Subjekt als absolutes Zentrum, als einzige Ursache geben kann. Aber lassen sich, als Antwort auf den in der Geschichtsphilosophie grassierenden Hegelianismus die Gesetzmäßigkeiten eines objektiven „Mechanismus“ freilegen?

Althusser's Antwort: Wir können „die Existenzform dieses Mechanismus in seinen Wirkungen begreifen: als Existenzweise einer Inszenierung, eines Theaters, das zugleich Text, Bühne und Schauspieler repräsentiert und dessen Zuschauer nur gelegentlich Zuschauer sein können, weil sie zunächst gezwungenermaßen Schauspieler sind, Gefangene von Texten und Rollen, deren Autoren sie nicht sein können. Denn dieses Theater ist seinem Wesen nach ein *Theater ohne Autor*“³⁷.

33 Vgl. RM, S. 59 ff.

34 MEW 18, S. 274.

35 KL II, S. 332.

36 MEW 23, S. 604.

37 KL II, S. 260 ff.

Kein Zweifel: die metaphorischen Ausdrücke „Text“, „Theater“, „Inszenierung“, „Bühne“, „Schauspieler“ erinnern penetrant an rolletheoretische Konzepte. Problematischer noch ist die Wendung „Theater ohne Autor“. Und selbst wenn wir als richtig unterstellen, daß nicht „Ursachen“, sondern „Wirkungen“ das Entscheidende sind: selbst wenn wir als richtig unterstellen, daß jegliche Personalisierung des historischen Prozesses abzulehnen ist, daß die Aussage: „der Mensch macht die Geschichte“ falsch bleibt ohne den Zusatz: „in seiner Wirklichkeit ist es (das menschliche Wesen), das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“³⁸: noch dann ist davon auszugehen, daß die Objektivität der gesellschaftlichen Gesetze als Gesetze nur durch die Objektivationen der individuell-gesellschaftlichen Arbeit erkennbar sind³⁹. Die *Strukturnotwendigkeit* bleibt bei Althusser eingebettet in eine quasi *Naturnotwendigkeit*, die, auch wenn dieser Punkt kaum thematisiert wird, eine tiefe Skepsis gegenüber jeder Art politischer Praxis spiegelt. Die Abwesenheit des Subjekts gerät zur Abwesenheit der Klassenauseinandersetzungen. In der „Selbstkritik“ wird Althusser später diesen Punkt selbst monieren: „Was meinen ersten Essays im wesentlichen fehlte: der Klassenkampf und seine Auswirkungen in der Theorie...“⁴⁰ Tatsächlich sind die ökonomischen Phänomene Prozesse, die unter gesellschaftlichen Verhältnissen stattfinden, welche in letzter Instanz, d. h. hinter ihrer Erscheinungsform, Klassenverhältnisse sind⁴¹.

Noch immer freilich handelt es sich um eine theoretische Feststellung, die zwar das Verhältnis Philosophie und Wissenschaft verändert (die Philosophie verstanden jetzt als Klassenkampf in der Theorie), nicht aber darüber hinaus die materiellen Beziehungen selbst analysiert.

5. Theorie der Geschichte

Das Marxsche System, das „Prinzip der Periodisierung und das Prinzip der Gliederung verschiedener Praxisformen in der Gesellschaftsstruktur“⁴², entfaltet als ‚Totalität‘ kein statisches Beziehungsgefüge: es folgt, wie wir sahen, sowohl einem diachronischen als auch einem synchronischen Prinzip. Das Problem der Genesis und das Moment der Aufhebbarkeit werden indes zunächst mit der Begründung ausgeklammert, Marx habe keine Theorie des Übergangs von einer Produktionsweise zur anderen, d. h. keine Theorie der Konstituierung einer Produktionsweise hinterlassen⁴³. So wird

38 MEW 3, S. 6.

39 Sandkühler, H. J.: Praxis und Geschichtsbewußtsein, Frankfurt/M. 1973, S. 157.

40 Elemente der Selbstkritik, a.a.O., S. 93.

41 Elemente, a.a.O., S. 107.

42 KL II, S. 272.

43 KL II, S. 268 ff.

diese Theorie des Übergangs zwar als „unbedingt notwendig“, als Gegenstand, der mit vollem Recht zur Marxschen Theorie gehört, als „gewaltige Aufgabe“ charakterisiert: theoretisch wird dann aber zunächst und fast ausschließlich die innere „Historizität“, d. h. die Logik des Systems, die Synchronie von Ereignissen (d. h. dominante, relativ invariante Strukturen) aufgezeigt. Die Abfolge der Perioden (die Geschichte) erscheint, verglichen mit der Organisation der Produktion im Rahmen einer jeweiligen Gesellschaftsformation, als zweitrangig. *Unter äußerer Historizität* ist dabei zu verstehen: Werden unzulässigerweise „unter der Hand bürgerliche Verhältnisse als unumstößliche Naturgesetze der Gesellschaft in abstracto unterschoben“⁴⁴, so gilt es demgegenüber die „Historizität“ des Systems zwar aufzudecken, aber eben nicht als „geschichtlicher Prozeß, wie ihn die Geschichtswissenschaft darstellt. Die Periodisierung hat die Geschichte nach den *Epochen* ihrer ökonomischen Struktur einzuteilen“⁴⁵. Das (ideologische) Konzept der Gesellschaft, die „Totalität“, ist zu ersetzen durch eine gegliederte Totalität von Instanzen auf der Basis einer theoretisch zu bestimmenden Produktionsweise. Die Rekonstruktion des Marxschen Systems führt so notwendig *erstens* zur Frage nach dem „idealen Durchschnitt“ des „wirklichen“ Kapitalismus, und *zweitens* zum Problem der Übergangsformen beim Wechsel zweier Produktionsweisen⁴⁶. Wie wir zeigten, ist aber Althusser offensichtlich *nicht* daran interessiert, zu eruieren, wie sich gewisse Teil- oder Gesamtbereiche der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft (auch in ihrer regionalen Ausprägung) geändert haben und ändern. Oder anders: die Ansätze zur historisch-empirischen Analyse sind bei ihm ausgeklammert; „Objekt“ ist der „theoretische Status des Marxschen Systems“ selbst. Das Problem der Methode wird allerdings — im Gegensatz zu anderen Marx-Exegeten — nicht unter das Vorzeichen einer puren Reproduktion der wichtigsten Werke der „Klassiker“ gestellt; aufgezeigt werden sollen die Unbestimmtheiten und Defizite. Unter dieser Voraussetzung muß deshalb notwendigerweise die Rolle der Abstraktionen als analytisches Instrument interessieren.

Auf die Frage, ob es sich bei den beiden Problemen nicht doch um eine empirische Problematik handle, *kann* es im Rahmen des Althusserischen Ansatzes nur die Antwort geben: es handelt sich bei Idealen um etwas Ideales, nicht um Resultate einer empirischen Abstraktion: „Das Objekt seiner Theorie ist *ideell*, d. h. es bestimmt sich in der Terminologie der Erkenntnis, in der Abstraktion des Begriffs“⁴⁷.

Das hier offenkundig theorizistische Vorgehen, Althusser's unübersehbarer Konstruktivismus, nimmt diese Zuspitzung des Problems um so eher in Kauf, als es um die Widerlegung der Geschichtsphilo-

44 Marx, K.: Grundrisse, S. 8 f.

45 KL II, S. 272.

46 KL II, S. 261.

47 KL II, S. 263.

sophen geht; gerade weil sich dieser Ansatz um eine Theorie der Geschichte und um eine Theorie der Geschichte der Wissenschaften bemüht (die allerdings nur in einem sehr vagen Zusammenhang zur dafür bemühten Epistemologie zu stehen scheint), d. h. gerade weil es um die Beziehungen (und Nicht-Beziehungen) der Theorien untereinander geht, kann die Ableitung der theoretischen Abstraktionen aus der „wirklichen Bewegung“ nur so interpretiert werden, daß Marx selbst das Verhältnis Real- und Erkenntnisobjekt zum Teil nach ideologischen Gegebenheiten zwar gesehen, nicht indes das Problem der *Beziehung* vom Real- zum Erkenntnisobjekt selbst entschieden genug thematisiert hat. Zwangsläufig folgt daraus eine bestimmte, einlinige Interpretation des Verhältnisses zwischen logischer und historischer Entwicklung. Die im Erkenntnisobjekt aufscheinende Realität ist nur noch als (theoretisches) Konstrukt überhaupt denkbar. Damit „gelingt“ fraglos eine Reduktion, die Althusser auf seine Weise beantwortet: wir brauchen nur Marx selbst beim Wort zu nehmen. Es geht um die kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechenden Produktions- und Verkehrsverhältnisse; gerafft: Die Produktion ist es, die Konsumtion und Distribution bestimmt. „Die Konsumtion als Notdurft, als Bedürfnis ist selbst ein inneres Moment der produktiven Tätigkeit.“⁴⁸ Sie ist „selbst ein Produkt der Produktion, nicht nur dem Gegenstand nach, daß nur die Resultate der Produktion distribuiert werden können, sondern auch der Form nach, daß die bestimmte Art der Teilnahme an der Produktion die besonderen Formen der Distribution, die Form, worin an der Distribution teilgenommen wird, bestimmt“⁴⁹.

Produktion und Konsumtion sind nicht in einem Hegelschen Sinne identisch zu setzen, vielmehr ist die „Produktion der wirkliche Ausgangspunkt“ und darum auch das übergreifende Moment. Wenn man behauptet, die klassische Ökonomie habe von den ökonomischen Kategorien keine geschichtliche, sondern eine überzeitliche Auffassung, wenn man erklärt, man müsse diese Kategorien, um sie ihrem Gegenstand angemessen zu machen, als historische Kategorie denken, so setzt man *den* oder zumindest *einen* in der allgemeinen Vorstellung existierenden Geschichtsbegriff voraus, den man gar nicht gewissenhaft geprüft hat. Wenn so etwa Hegel in der geschichtlichen Zeit nichts anderes als die in zeitlicher Kontinuität ablaufende Reflexion des inneren Wesens der geschichtlichen Totalität sieht, dann handelt es sich bei dieser Vertikalität der Einschnitte — Althusser nennt sie „essentielle Einschnitte“ — lediglich um Verstandesoperationen, die in einem beliebigen Moment der geschichtlichen Zeit einen vertikalen Bruch signalisieren. Althusser stellt demgegenüber im Rahmen einer Produktionsweise, die die geschichtliche Periode bestimmt, die Ko-Präsenz einzelner Elemente fest, die im Rahmen einer Produktionsweise keinem chronologischen Muster untergeord-

48 Marx: Grundrisse (Einleitung), S. 15.

49 A.a.O., S. 18.

net werden können. Aufgehoben werden dadurch die Fiktionen eines homogenen Feldes gegebener ökonomischer Phänomene genauso wie die ihr zugrunde liegende ideologische Anthropologie des *homo oeconomicus*⁵⁰. Während die „Abgeschmacktheit“ der Ökonomen die Produktion als ewige Wahrheit entwickelten, wurde die Distribution in den Bereich der Geschichte gelegt⁵¹. Nach Althusser verweist die individuelle Konsumtion aber einerseits auf die technischen Produktionsmöglichkeiten (den Stand der Produktivkräfte), andererseits auf die Produktionsverhältnisse, welche die Distribution der erarbeiteten Güter bestimmen (Formen der Verteilung von Mehrwert und Lohn). Dieser letzte Punkt wiederum bestimmt die Zugehörigkeit der Menschen zu gesellschaftlichen Klassen: diese haben damit als die „wahren Subjekte“ zu gelten. *Eine direkte Beziehung derart bestimmter „Bedürfnisse“ zu einer anthropologischen Basis ist daher ein Mythos*; die Anthropologie wird aus ihrer Rolle als einer Begründerin der Ökonomie entlassen⁵².

Die *politischen* Konsequenzen für die Entfaltung einer Theorie der Geschichte bei Althusser sind bisher fast ausschließlich am Vorwurf der Geschichtsfeindlichkeit und des Anti-Humanismus aufgedeckt worden; mit dieser zu kurz zielenden Antwort werden die damit verknüpften Probleme indes nicht adäquat gesehen. Geschichte ist ein kategoriales System der Widerspiegelung der Geschichte⁵³: darauf insistieren Althusser/Balibar mit Recht. Daß das „Machen der Geschichte“ im Klassenkampf, im Klassenbewußtsein und nicht in subjektiven „Entwürfen“ sich zeigt: auch daran ist nicht zu zweifeln. Nicht die *theoretische Verflachung* des Marxismus ist freilich an erster Stelle für die kleinbürgerlichen Deformationen verantwortlich, weil diese ja selbst wiederum nur Teil der Klassengegensätze sind. Althusser selbst gibt den richtigen Hinweis: „Wo die Geschichtsphilosophen von Mensch, ökonomischem Subjekt, Bedürfnis, System der Bedürfnisse, Bürgerlicher Gesellschaft, Entfremdung, Diebstahl, Unrecht, Geist, Freiheit, ja auch von ‚Gesellschaft‘ sprachen, hat Marx angefangen, von Produktionsweise, Produktivkräften, Produktionsverhältnissen, Gesellschaftsformation, Basis, Überbau, Ideologien, Klassen, Klassenkampf usw. zu sprechen“⁵⁴. Eingelöst ist dieser Ansatz, besonders in „Lire le Capital“, lediglich auf der Ebene der Kombination von Produktions-„Faktoren“ (Arbeiter, Produktionsmittel, Nichtarbeiter/Eigentumsbeziehung/Einbeziehung der realen oder materiellen Aneignung⁵⁵. Ist im „Kapital“ selbst die Problematik „Klasse/Klassenkampf“ immer präsent: hier fehlt sie! Denn so richtig es ist, daß die Erkenntnis der Geschichte ebensowenig geschichtlich wie die Erkenntnis des Zuckers süß ist, so unscharf ge-

50 KL II, S. 221.

51 Marx: Grundrisse (Einleitung), S. 18.

52 KL II, S. 223 f.

53 Sandkühler, a.a.O., S. 364.

54 RM, S. 80.

55 KL II, S. 287.

lingt es Althusser (außer in „Pour Marx“ und dort in sehr abstrakter Form) das Problem der Praxis theoretisch so zu fassen, daß Theorie und reale Bewegung zwar zwei Ebenen darstellen, aber (theoretisch/praktisch) verbunden bleiben.

5. Theorie der Geschichte und die Funktion des Klassenkampfes

Althusser postuliert, die Praxis müsse der erste und grundlegende Gesichtspunkt der Erkenntnistheorie sein, und dies führe unvermeidlich zum Materialismus; nur so können von vornherein die zahllosen Schrullen der Professorscholastik beiseite geworfen werden.

Allerdings: das Kriterium der Praxis kann schon seinem Wesen nach niemals irgendeine menschliche Vorstellung *vollständig* bestätigen oder widerlegen, es bleibt theoretisch ambivalent. Auch dieses Kriterium ist demnach „unbestimmt“ genug, um die Verwandlung der menschlichen Kenntnisse in ein Absolutes zu verhindern; es ist zugleich aber auch bestimmt genug, um gegen alle Spielarten des Idealismus und Agnostizismus einen unerbittlichen Kampf zu führen.

Was bedeutet dies, insbesondere wenn wir an die höhnische Ablehnung der „gesellschaftlichen Praxis der Menschheit“ denken: „eine Nacht, in der jede Praxis grau ist“, und wenn wir andererseits die von Althusser selbst vorgenommene Definition der Praxis auf verschiedenen Ebenen (der politischen, ökonomischen, theoretischen, ideologischen) betrachten? Schauen wir uns *jene* Ebene an, die Althusser am stärksten interessiert: die theoretisch-philosophische. Sein ebenso dezidiertes wie problematisches Postulat: „Der Marxismus ist keine (neue) Philosophie der Praxis, sondern eine (neue) Praxis der Philosophie. Diese neue Praxis der Philosophie kann die Philosophie verändern und darüber hinaus in ihren Grenzen zur Veränderung der Welt *beitragen*. Freilich nur *beitragen*: denn es sind nicht die Theoretiker, die Gelehrten oder Philosophen, es sind auch nicht ‚die Menschen‘, welche Geschichte machen, sondern die ‚Massen‘, d. h. die im Klassenkampf verbundenen Klassen“⁵⁶.

Philosophie wird so einerseits zur „Waffe“ in der ideologischen Auseinandersetzung (im Dreieck: Politik — Philosophie — Wissenschaft), zum andern ist sie Teil der marxistischen Wissenschaft selbst, ihr theoretischer Kopf.

Selbst wenn so Althusser's Marx-Interpretation „nur“ den Versuch umfaßt, dem Marxismus die bisher nicht durchstrukturierte theoretische Begründung zu verschaffen, gerade dann stellen sich eine Reihe von Fragen. Marx sah in den Klassenauseinandersetzungen den Widerspruch zweifach: in objektiven Bedingungen und im subjektiven Faktor. Dabei war ihm einerseits deutlich, daß die Wortführer einer Gesellschaftsordnung bloße „Systeme ausdenken und nach einer . . . Wissenschaft in ihrem Kopf suchen“; andererseits vertrat er die Auffassung, daß unter fortgeschrittenen Verhältnissen die

56 RM, S. 41 ff.

Kritiker sich nur noch „Rechenschaft“ ablegen von dem, was sich vor ihren Augen abspielt, um „sich zum Organ desselben zu machen“. Erst indem sie die „umstürzende Seite“ der Negativität des Bestehenden anfangen zu begreifen, wird ihre Wissenschaft „bewußtes Erzeugnis der geschichtlichen Bewegung . . .“, sie hat aufgehört, doktrinär zu sein, sie ist revolutionär geworden“⁵⁷. Althusser greift auf eine ähnliche Erklärung zurück; er nimmt an, daß die Lösung unseres theoretischen Problems schon seit langem in praktischem Zustand existiere, nämlich in der marxistischen Praxis. Unser theoretisches Problem stellen und lösen heiße also letztlich, die im praktischen Zustand bestehende „Lösung“ theoretisch auszudrücken; es handele sich nur darum, an einem bestimmten Punkt eine „Lücke“ zwischen der Theorie und der Praxis auszufüllen⁵⁸. Wie wahr, im Abstrakten. Wie problematisch, wenn wir zugeben müssen, daß die Praxis uns im konkreten Fall weder automatisch die theoretische Lösung anbietet noch ohne weiteres imstande ist, die ideologischen „Notwendigkeiten“ aufzulösen. Die Entwicklung der heute schon sozialistischen Gesellschaften, aber auch die internen Auseinandersetzungen in den sozialistischen und kommunistischen Parteien in nichtsozialistischen Ländern zeigen dies deutlich.

Marx weist im 1. Band des Kapitals darauf hin, daß „die Menschengeschichte sich dadurch von der Naturgeschichte unterscheidet, daß wir die eine gemacht und die andere nicht gemacht haben“. Diese Bemerkung ist insofern ungenau, als Marx an anderer Stelle betont: die vor-sozialistische Geschichte werde zwar auch vom Menschen gemacht, aber gleichsam subjektlos, bewußtlos. Diese Erkenntnis mündet dadurch ein in ein Gesellschaftsverständnis, das nach primär ökonomisch-bedingten Strukturgesetzen abläuft. Mag sich also jene subjektlose Menschengeschichte von einer bewußtlosen Naturgeschichte unterscheiden: Sie bleibt ihr in dieser Phase doch ähnlicher als der wirklich verantworteten Geschichte. In der Gesellschaftsformation, in der die kapitalistische Produktionsweise dominiert, nimmt die Ökonomie die beherrschende Rolle ein; der Arbeitsprozeß ist vom Standpunkt des Eigentums aus ein Prozeß zwischen Dingen, die der Kapitalist gekauft hat: „Das Produkt dieses Prozesses gehört ihm daher ganz ebenso sehr als das Produkt des Gärungsprozesses in seinem Weinkeller.“ Erst im Sozialismus ist die Gesellschaft nach Marx kein „Naturding“ mehr: ihre Geschichte erfolgt hier nicht länger irrational. Dieses Dilemma läßt sich noch verdeutlichen. Marx hat *einerseits* im Rahmen einer von ihm noch nicht voll entwickelten Theorie der Geschichte die Entwicklung der Ablösungsfolge von Gesellschaftsformen typisiert aufgrund innergesellschaftlicher Widersprüche, die temporal durch antagonistische Klassenkämpfe und deshalb strukturell durch Revolutionen aufgelöst werden. Solange gesellschaftliche Verkehrsformen und die Bewegung der

57 MEW 4, S. 143.

58 FM, S. 102 f.

Produktivkräfte nicht bewußt aufeinander abgestimmt sind, solange ist keine „wahre“ Geschichte möglich. „Durchlässig“ wird dieser Prozeß deshalb erst auf dem Boden voll entwickelter Produktivkräfte, die gleichzeitig das vollentwickelte Bewußtsein aller ermöglicht. Bis es dahin kommt, bleibt die Gesellschaftsformation (des Kapitalismus) als unentwickelte widersprüchlich; sie bleibt transitorisch.

Andererseits aber ist dieses Transitorische nicht nur entwicklungs-fähig, es ist auch stabil. Die Produktion ‚produziert‘ die Gesellschaft, bis hinein in ihr Unterbewußtsein. Damit wird notwendigenweise das Bewußtsein der möglichen Revolutionsträger, also der revolutionären Klassen, ‚mitproduziert‘. Es bleibt abhängig. Wie kann so, in diesem Tauschprozeß und den daraus resultierenden notwendigen Verkehrsformen ein „Gegenbewußtsein“ entstehen? Oder anders: Auf welche Weise wird Vorgeschichte zur Geschichte und diese zu einer Art post-histoire? Wann und wie verwandelt sich Klassenbewußtsein, das zunächst nichts anderes ist als das Bewußtsein der Negativität (d. h. überwältigtes Bewußtsein) in Klassenbewußtsein, das die Akteure zum Kämpfen bringt, also ein Bewußtsein entwickelt, das die Aufhebung der Negativität selbst bewirkt? Eine alte, aber stets aktuell bleibende Frage. Da Marx den Übergang zur sozialistischen Gesellschaft immer auch als innerkapitalistische, also auch als subjektlos-naturhafte Entwicklung beschreibt, muß es scheinen, als ob die proletarische Revolution selbst noch Folge, oder gar Inhalt dieser „naturhaften“ Bewegung bleibt, obgleich sie deren Aufhebung zum Thema hat. Konsequenterweise muß deshalb dieser Prozeß als Verlauf und Organisation des Klassenkampfes gesehen werden. Der konkrete Ablauf der Auseinandersetzungen, also der Klassenkämpfe, muß als Ausgangspunkt der revolutionären Bewußtwerdung angenommen werden, der die „Verbesserung“ der sozialen Lage zum Ziele hat (Emanzipation) und schließlich zur Systemtransformation führt. Aber wie? Althusser schweigt über diesen Punkt. Marx hat im Rahmen einer revolutionären Geschichtstheorie eine ökonomische Ursachenerklärung der vorsozialistischen Gesellschaftsformationen (am prägnantesten der kapitalistischen) gegeben; er hat zudem die Ermöglichung revolutionärer Situationen — entsprechend der Genese im Verlauf der Krisenentwicklung des Kapitalismus — aufgewiesen. In diesem Zusammenhang konnte und wollte er keine geschlossene Theorie der sozialistischen Revolution entwerfen. Seine Aussagen über die notwendigen „Bewußtseinsrevolutionen“ konnten schon deshalb nicht in einem eindeutig ausmachbaren Theorie-Praxis-Verhältnis zueinander stehen. So lassen sich die Teile seiner Theorie (Entwicklung der Produktivkraft und Entwicklung des Klassenkampfes) zwar aufeinander beziehen, sie geben aber keineswegs eine geschlossene Theorie des Übergangs von einer Produktionsweise zur anderen. Das ist ein wichtiger Punkt, auf dem Althusser und Balibar insistieren. Balibar bezeichnet, wie wir sahen, den Übergang als ein Moment (wenn auch noch so kurzes) der De-

strukturierung. Revolutionen also als Knotenpunkte, als plötzliche Sprünge in eine neue Qualität der Wirklichkeit, und — müßte man folgern — revolutionäre Prozesse als die notwendigen, langdauernden, kämpferischen Vorbereitungen. Dies ist weder eine neue, noch eine originelle Einsicht. Aber tatsächlich wäre das Problem gelöst, wenn wir *theoretisch* erklären könnten, wie die Produktionsweisen aufeinander folgen, d. h. wenn wir instande wären, die Momente ihrer Abfolge begrifflich scharf genug zu erfassen.

Welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang der Klassenkampf? Man hat bereits Marx, der im Zusammenhang mit der Ablösung der Produktionsweisen diesen Punkt ebenfalls im vagen läßt, später sowohl „Objektivismus“ als auch „Ökonomismus“ unterstellt. Marx hat in der Tat — und darauf stützt sich Althusser — schon sehr früh den potentiellen Revolutionsträger im gleichsam „automatenhaften“, subjektlosen Verhalten ausgemacht; zum anderen freilich hat er die notwendige revolutionäre Praxis eben dieser Klasse hervorgehoben. Weil die Abstraktion von aller Menschlichkeit, selbst von dem Schein der Menschlichkeit, im ausgebildeten Proletariat praktisch vollendet ist, weil in den Lebensbedingungen des Proletariats alle Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft in ihrer unmenschlichen Spitze zusammengefaßt sind, weil der Mensch in ihm sich selbst verloren, aber zugleich nicht nur das theoretische Bewußtsein dieses Verlusts gewonnen hat, sondern auch unmittelbar durch die nicht mehr abzuweisende, nicht mehr zu beschönigende, absolut gebieterische Not — den praktischen Ausdruck der Notwendigkeit — zur Empörung gegen diese Unmenschlichkeit gezwungen ist, *darum* kann und muß das Proletariat sich selbst befreien⁵⁹.

Gegen die in diesem Zusammenhang immer wieder in dieser oder jener Richtung verwendete Zitatauslegung als Einzelaussagen ist darauf zu insistieren, daß Marx die Transformation der Produktionsverhältnisse zunächst konsequent als einen dialektischen Prozeß der Negation der Negation darstellt; mehr nicht. Die Veränderung der ökonomischen Grundlagen bildet die Voraussetzung für eine sozialistische Revolution; sie ist, logischerweise, nicht diese selbst. Der Objektivismusvorwurf ist von daher unhalbar: „Eine radikale soziale Revolution ist an gewisse historische Bedingungen der ökonomischen Entwicklung geknüpft, letztere sind ihre Voraussetzung. Sie ist also nur möglich, wo mit der kapitalistischen Produktion das industrielle Proletariat wenigstens eine bedeutende Stellung in der Volksmasse einnimmt.“⁶⁰

Der Ökonomismusvorwurf ist ebenso unbegründet: *Erstens* hat Marx zum Beispiel keineswegs in ökonomisch strengen Begriffen etwa die Pauperisation (auch nicht die relative Pauperisierung) zu beweisen versucht; noch weniger hat er die Unvermeidbarkeit der „letzten“ und endgültigen Katastrophe der kapitalistischen Gesell-

59 MEW 2, S. 38.

60 MEW 18, S. 633.

schafftsformation zeitlich prognostiziert. *Zweitens* macht Althusser deutlich, wie vorläufig und prekär das Verhältnis von Theorie und bestehender historischer Wirklichkeit (Praxis) begriffen wird. Dies wiederum hat zur Folge, daß die Widersprüche des „aktuellen Augenblicks“ theoretisch und empirisch nur schwer und vorläufig (und immer auch nur auf dem Hintergrund der politischen Taktik der jeweiligen „historischen Konjunktur“) festgemacht werden können.

Althusser versucht mit seinem Konzept des Marxismus als Anti-historizismus und Antihumanismus die bei Marx auftretenden Unschärfen und Widersprüche zu eliminieren, allerdings ist der Preis dafür hoch. Läßt sich bei Marx ein permanentes Hinüberwechseln von mehr theoretischen Aussagen zu politisch-praktischen ausmachen: bei Althusser bleibt aufgrund der gesetzten Prämissen die Schlußfolgerung im Bereich des Theoretischen. Nicht bloß seine „Feinde“, auch seine Freunde⁶¹ machen mit Recht darauf aufmerksam, daß Antworten zu aktuellen politischen Bezügen (jenseits des ideologischen Bereiches) fast ganz ausbleiben. Althusser beruft sich zur Rechtfertigung dieses Defizites auf die (neue) Praxis der Philosophie.

Aber heißt das nun: der Marxismus ist nur eine (neue) Philosophie? Wo bleibt dann die Theorie der Geschichte, um die es Althusser geht? Und wie läßt sich, wenn die „Massen“ die Geschichte machen, verhindern, daß zwischen der Produktion einer Theorie (die ihre eigene Ordnung schafft) und dem Kollektivbewußtsein derer, die die Geschichte machen, kein theoretischer Bruch entsteht? Oder anders: Wie ist das Erkenntnisobjekt mit dem Realobjekt verknüpft? Daß Althusser hier keine eindeutige Antwort geben kann, liegt nicht (primär) in der schwierigen Fragestellung: verantwortlich sind die theoretischen Prämissen.

6. Ein zerstückelter Marx, neu zusammengesetzt, und die sich daraus ergebenden Folgen

Wie steht es mit der These von der „Geschichte ohne Subjekt“, die wohl insgesamt als Kernstück aller frühen Althusser-Kritiken auftritt?

Althusser hat nach *Lire le capital* auch hier seine Position verdeutlicht: „Ich für meinen Teil würde sagen, die konkreten Menschen (Plural) sind zwangsläufig Subjekte (Plural) in der Geschichte, denn sie agieren in der Geschichte als Subjekte (Plural). Aber es gibt kein Subjekt (Singular) der Geschichte.“ Gewiß; aber eine solche Aussage befindet sich ohnehin in guter Gesellschaft (auch in der Marx-schen). Die Frage: ist die bekämpfte Gegenthese: „Der Mensch macht die Geschichte“, tatsächlich diesen Aufwand wert? Daß die Menschen, betrachtet als *Agenten*, nicht „freie“ und „konstituierende“ Subjekte im philosophischen Sinne dieser Ausdrücke sind, daß die

61 Metzger, J.: Après avoir lu le dernier livre de Louis Althusser, in: RM, S. 110 ff.

Subjekt-Agenten in der „Geschichte“ nur aktiv sind unter der „Determinierung der Produktions- und Reproduktionsverhältnisse“: auch die „humanistischen“ Marxisten sehen dies. Ein Sartre, Lewis und noch ein Garaudy würden eine Bestimmung in dieser Allgemeinheit akzeptieren. Althusser geht es freilich um Nuancen: „Um eine Trennungslinie zwischen marxistischen und nichtmarxistischen Gedanken zu ziehen, mußte man die Texte, aus denen die ‚humanistische‘ Marx-Interpretation ihren Anspruch schöpft, d. h. ihre Belege und Zitate, genau studieren: die Frühschriften von Marx und die Werke der Reife, vor allem ‚Das Kapital.‘“ Es müßte sonst eine Metapher bleiben, die Existenz einer Realität anzuzeigen, ohne ihren Begriff zu bilden, d. h. ihre Erkenntnis⁶².

Damit wird allerdings ein Problem aufgedeckt und verdeckt, das bei Althusser selbst unklar bleibt: Was machen die „Subjekt-Agenten“ wirklich, was bewirken sie. Wer (außer der Produktionsweise) strukturiert? Wie können Produktionsweisen „strukturieren“, wenn nicht auch durch die Massen (Klassen)? Wie also können diese aktiv werden? Wenn Althusser die Antwort bereithält: Der Klassenkampf ist der *Motor* der Geschichte, der die Geschichte bewegt, antreibt, „ins Rollen bringt“, die Revolution auslöst und vollzieht: dann handelt es sich um die konkreten Menschen (im Plural). Welcher Marxist würde etwas anderes sagen? Gewiß, es bleibt bei den „Humanisten“ das ärgerliche Konzept vom „Menschen“, der die Geschichte „transzendiert“. Aber andererseits: wenn der Klassenkampf der „Motor“ ist, die Subjekte (im Plural), und in diesem Fall: Masse = unterdrückte Klasse: warum beteiligen sich, wie wir wissen, nur Teile an dieser Bewegung? Natürlich, man kann auf das Konzept der Klasse „an sich“ und „für sich“ rekurrieren, auf die Reste der kleinbürgerlichen Ideologie, die sich auch bei den Marxisten selbst noch finden. Aber heißt das dann nicht, daß wir sehr genau nachfragen müssen, welche Gruppen (Subjekte) in einer bestimmten geschichtlichen Situation zum Handeln bereit sind und welche nicht? Und weshalb?

Der Einwand, Althusser destruiere zwar die Vereinfachungen des Stalinismus, des evolutionistischen Ökonomismus und seines natürlichen Gegners: Humanismus à la Jules Verne plus Aufklärung plus sich entwickelnde Humanität; aber weder er noch Balibar würden den Übergang von einer strukturierten Gesamtheit zur anderen „lösen“ (Lipietz), sondern bestenfalls die Probleme aufzeigen, ist nicht unberechtigt. Andererseits: ist nicht gerade dieses Aufwerfen von Fragen, das Verunsichern durch diese Fragen für eine zeitgenössische Rekonstruktion der marxistischen Theorie und damit der Analyse des gegenwärtigen Kapitalismus zentral? Althusser: „Nur die Aktivsten im Kampf der Arbeiterklasse haben aus dem ‚Kapital‘ Konsequenzen gezogen; sie haben darin die Mechanismen der kapitalistischen Ausbeutung erkannt und sich in Organisationen für den ökonomischen Kampf engagiert.“

62 Althusser: Elemente der Selbstkritik, Berlin/West 1975, S. 102.

mischen Klassenkampf (Gewerkschaften) und in politischen Organisationen (den sozialistischen, später den kommunistischen Parteien) zusammengeschlossen, die eine ‚Klassenlinie‘ für den Kampf um die Staatsmacht entwickeln, eine ‚Linie‘, die auf der ‚konkreten Analyse der konkreten Situation‘ (Lenin) beruht und gemäß derer sie kämpfen müssen, wobei diese Analyse aufgrund einer korrekten Anwendung der wissenschaftlichen Begriffe von Marx auf die ‚konkrete Situation‘ durchgeführt ist.“⁶³

Was allerdings, wenn die (theoretische) Weiterentwicklung, wie Althusser unermüdlich nachweist, zur Verfälschung und zu Deformationen der marxistischen Theorie führt: Ist *dies* der Grund für das Scheitern nicht bloß der Einheit der Arbeiterklasse, sondern auch und gerade der Grund für die „Fehler“ der „Aktivisten“? Wohl kaum. Althusser's Antwort auf die Schwierigkeiten einer adäquaten „Kapital“-Rezeption: „Wenn ... die Spezialisten ... soviel Schwierigkeiten hatten und noch haben, ‚Das Kapital‘ zu begreifen, so liegt das daran, daß sie der herrschenden Ideologie (die der herrschenden Klasse) unterworfen sind und diese unmittelbar in ihre ‚wissenschaftliche‘ Praxis eingeht, um sowohl deren Gegenstand, als auch ihre Theorie und Methoden zu verfälschen“⁶⁴. So einfach liest es sich allerdings auch bei ihm nicht immer; wohl aber wird durchgängig auf die Notwendigkeit einer Revolutionierung, und das heißt auch „Erziehung“ des Bewußtseins insistiert. Genau an diesem Punkt wetzen im Wissenschaftsbetrieb seine politischen Kontrahenten die Messer, wird die eigene Argumentation gegen ihn selbst gerichtet. Althusser's Theorizismus wird als kleinbürgerliche Deviation denunziert. Althusser und Balibar können auf diesen Vorwurf zunächst antworten, daß die Marx'schen Kategorien selbst ein Spiegelbild des historischen Ablaufs, „entkleidet der störenden Zufälligkeiten“ (Engels) bieten und die gelegentlichen Bemerkungen von Marx und Engels zur sozialistischen Gesellschaft weder als konkrete Handlungsanweisungen für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft, noch als elaborierte Interpretationsschemata mißverstanden werden dürfen. Der Ansatz zu einer „Theorie der Geschichte“ verlangt in der Tat die Einteilung der Geschichte nach Epochen, die theoretische Präzisierung der Struktur einer Produktionsweise und der Prozesse der Transformation von einer Struktur in die andere. Wie freilich können diese Fragen beantwortet werden, wenn z. B. bei den Übergangsfragen vom Kapitalismus zum Sozialismus nichts Präzises ausgesagt wird über die Rolle des Staates, der spezifischen Warenproduktion, der Klassen, der Rolle der Parteien usw.? Und wenn nichts oder nur Pauschales gesagt wird zur Frage: wer handelt und plant und in welchem Interesse?

Man kann diese Fragen zunächst zweifellos im allgemeineren halten: eine Theorie des Übergangs vom Kapitalismus zum Kommu-

63 M I, S. 78.

64 M I, S. 79.

nismus steht tatsächlich vor dem Problem, die Strukturen der dominanten Produktionsweise in der vorrevolutionären Produktionsweise (Kapitalismus) zu konfrontieren mit der neuen Produktionsweise (Kommunismus), deren *tatsächliche* Struktur aber noch nicht erkennbar ist. Gerade in diesem Zusammenhang müßten die Strukturen der „Übergangsgesellschaft“, die zumindest in gewisser Weise die Negation der nicht-sozialistischen Produktionsweise voraussetzt (zum Teil allerdings auch die Übernahme alter Strukturen) und neue Verkehrsformen schafft, exakter bestimmt sein.

Es ist zweifellos Althussers Verdienst, daß er *gegen* die dogmatisierten oder fahrlässig anthropologisierenden oder historisierenden „offenen“ Marxismus-Interpretationen die notwendigen Fragen für eine Neuformulierung des historischen Materialismus energisch aufwirft. Ob dies so umstandslos, wie bei ihm angedeutet, innerhalb der radikalen Trennung in eine idealistische (bürgerlich-kleinbürgerliche) und eine materialistische Theorie fruchtbar stattfinden kann, oder ob nicht eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den bürgerlichen Wissenschafts- und Erkenntnistheorien die Rekonstruktion ebenfalls befruchten könnte: bei Althusser selbst, dem immer auch wieder Positivismus vorgeworfen wird und der — was mir wichtiger scheint — in vielen Fragen und Antworten Kant näher steht als Hegel, findet sich eine (uneingestandene) Bejahung dieser Frage. Zwar macht ihn dies wissenschaftlich respektabel. Die Frage bleibt: was bedeutet es für die aktuellen politischen Gegensätze und Kämpfe? Rekonstruktionsversuche des historischen Materialismus haben zwar die eigene Entstehungsgeschichte jeweils mitzubedenken; sie dürfen sich jedoch darin nicht verlieren. „Das Kapital lesen“ ist ein Beispiel. Diese von Althusser Essay (Versuch) genannte Rekonzeptualisierung ist soviel wert, wie seine Elemente sich in konkret-aktuelle Forschungsaufgaben und damit Erklärungsversuche umsetzen lassen.

Christa Thoma-Herterich

Althusser's „Selbstkritik“

Unter dem Titel „*Eléments d'autocritique*“ (Paris 1974) hat L. Althusser zwei 1972 bzw. 1970 entstandene Aufsätze ediert. Inzwischen hat P. Schöttler eine mit einer Einleitung versehene Übersetzung des ersten Aufsatzes vorgelegt (Althusser: *Elemente der Selbstkritik*, VSA, Berlin/West 1975). Dennoch empfiehlt es sich, vom Original auszugehen, da auch Schöttler, trotz seiner berechtigten Kritik an deutschen Althusser-Texten („Selbstkritik“, 17 ff.), in einigen inhaltlich nicht unwichtigen Punkten seinem eigenen Anspruch nicht gerecht geworden zu sein scheint.

Der Titel täuscht ein wenig, denn es handelt sich nicht um eine „Selbstkritik“ in Form einer Reaktion auf Kritik; der Akzent liegt vielmehr auf dem „Selbst“: Da keiner seiner Kritiker — d. h. für Althusser: die „Sozialdemokraten aller Parteien und Länder“ (58) — bis zum Grund seiner Verfehlungen vorgedrungen sei, müsse er die Sache nun selbst in die Hand nehmen; vielleicht sei aber auch er für fundierte Kritik „blind und taub“ gewesen (41, Note). So beschränkt sich seine Selbstkritik auf das, was er bereits im Vorwort zur zweiten Auflage von „*Lire le Capital*“ ankündigte: er werde seine „Terminologie zu berichtigen und die Definition der Philosophie zu korrigieren“ haben, und die inhaltliche Auseinandersetzung, die Lucien Sève, einer seiner wichtigsten Kritiker, aus dieser Ankündigung noch glaubte ableiten zu können¹, bleibt aus. Daß Althusser die Kritik von dieser Seite einfach ignoriert² und noch immer im spekulativen Humanismus den Hauptgegner sieht, ist der schwerwiegendste Vorwurf, den man ihm machen muß. Somit erfahren seine früheren Vorstellungen nur Minimalverschiebungen und Schöttler kann mit Recht feststellen: „Hier geht es nicht um einen reumütigen Autor“, wobei er selbst allerdings eine vom Titel her doch zu erwartende „allseitige“ Einschätzung seiner Irrtümer“ als „ein Zeichen analytischer Leere“ werten würde („Selbstkritik“, 10 f.).

Zur Gesamtcharakteristik seiner Fehler bezichtigt sich Althusser selbst dessen, was einen der Haupteinwände seiner Kritiker aus-

1 cf. L. Sève, *Marxismus und Theorie der Persönlichkeit*, Frankfurt/M. 1972, S. 281 f.

2 Es hätte Althusser nicht entgehen dürfen, daß man seit einigen Jahren „Mensch“ und „Humanismus“ (58) neu diskutiert, daß durch Sève die Kritik an ihnen zugleich mit der an seinem sog. Antihumanismus erarbeitet wurde. 1972 lag die erste französische Sève-Ausgabe bereits vier Jahre vor, versehen mit einer neuen Diskussionsaufforderung.

machte, des „Theoretizismus“ nämlich³, wobei allerdings sowohl seine Definition wie seine Auseinandersetzung mit diesem „théorisme“ schon wieder „theoretizistisch“ im Sinne der Kritik, d. h. vor allem: zu formal, undialektisch und ungeschichtlich, genannt werden müßten.

Nachdem er im ersten Abschnitt des ersten Aufsatzes „La coupure“⁴ im wesentlichen die alten Ansichten wiederholt hat⁵, kommt er bei der Revision des Vorher/Nachher dieses Einschnitts im Marxschen Werk von 1846/48 zur Berichtigung der „Terminologie“ vor allem der Begriffe Ideologie und Wissenschaft und, darauf aufbauend, auch zu einer neuen „Definition der Philosophie“:

— *Ideologie*: Früher habe er das, was vor der „coupure“ liege, als „die Ideologie“, das, was danach, als „die Wissenschaft“ verstanden, mithin „rationalistisch“ argumentiert, d. h. dieses Verhältnis auf eine Opposition zwischen „erreur“ und „vérité“ reduziert. Nun lehre aber bereits die „Deutsche Ideologie“, daß „Ideologie“ nicht nur das Begriffsfeld „Illusion, Irrtum“, sondern auch „Teil des Überbaus“ abdecke. Folglich handele es sich nicht um einen Bruch mit „der Ideologie überhaupt“, sondern mit „der bürgerlichen Ideologie“, und das Neue sei nicht „die Wissenschaft“, sondern „die revolutionäre Wissenschaft“, die sich aus der „proletarischen Ideologie“ inspiriere. Aufgrund seiner Vernachlässigung des Klassenkampfes habe er dies damals nur „gefühl“ (senti), nicht aber „denken und ausdrücken“ können (42 ff.).

— *Wissenschaft*: Was jetzt mit dem Begriff „revolutionäre Wissenschaft“ bezeichnet werden soll, fällt ihm immer wieder auseinander in eine, so seine frühere Sicht, „Wissenschaft wie die anderen“ (64) und eine ganz neue Wissenschaft, die „zum ersten Mal, in neuen Begriffen, die wirklichen Probleme der konkreten Geschichte in Form wissenschaftlicher Probleme“ faßt (23) —, gerade so, als stelle sich das Problem der Klassengebundenheit des Über-

3 Dieser ist für Althusser gekennzeichnet durch: Primat der Theorie über die Praxis, Rationalismus (= Denken in der Opposition Wahrheit/Irrtum), Spekulation (51, Note); für seine Kritiker primär durch: die Gefahr der Verselbständigung eines im Prinzip richtigen Beharrens auf der marxistischen Trennung von Konkretem und Begriff zugunsten des letzteren.

4 Er verteidigt sie immer noch so vehement, als sei sie seine ureigene Entdeckung.

5 Besonders, daß es sich um einen „epistemologischen Schnitt“, d. h. einen allererst begrifflichen Bruch handele, also immer noch nicht, wie es Engels und viele Marxisten nach ihm beurteilten, um einen tatsächlichen Erkenntnisfortschritt qua tieferer Einsicht in die reale gesellschaftliche Bewegung; daraus resultiert, daß für Althusser die neue Geschichtswissenschaft weiterhin gleichsam vom Himmel fällt, belegbar besonders durch den häufigen Ausdruck „surgissement“/„surgir“, was „plötzliches Auftauchen“ bedeutet und undialektischen „radikalen Bruch“ mit der Theorietradition impliziert.

baubereichs Wissenschaft doch grundsätzlich anders als dasjenige des Überbaubereichs Ideologie. Deutlicher wird dies vielleicht in seiner Aussage, Marx' Ergebnisse seien verifizierbar in „der wissenschaftlichen und der politischen Praxis“ (24)⁶, wodurch, streng genommen, zwischen „Wissenschaft überhaupt“ und (im Gegensatz zu anderen?) klassengebundener „revolutionärer Wissenschaft“ doch wieder ein Riß entsteht und die Wahrheitsfrage tendenziell nicht im Koordinatensystem Wissenschaft/Realität/Politik, sondern „Wissenschaft“/Wissenschaften ihren Ort hat. Entsprechend fällt unter diesem Blickwinkel die Revision der „coupure“ aus: „epistemologisch“, d. h. wissenschaftsimmanent, und nur so, tritt die neue Wissenschaft als neue „Anordnung von theoretischen Grundbegriffen“ (20)⁷ aus ihrer „Vorgeschichte“, die ihr immer gegenwärtig bleibt als ständig erneut Zurückzuwerfende (30 f.), heraus, die zu analysierende Realität kommt erst im nachhinein dazu, der Anstoß, die „proletarische Ideologie“, liegt qua Klassenkämpfe der 40er Jahre höchst unbestimmt irgendwo dazwischen. Diese aus seiner Ablehnung des Widerspiegelungstheorems resultierenden Unsicherheiten erlauben keine wirkliche Parteinahme für die, wie Althusser sie nennt, „unerhörte Verbindung“ (couple inoui) von „Wissenschaft“ und „revolutionär“ (36), rechtfertigen sie allenfalls strategisch, schaden damit aber nicht der „Wissenschaftlichkeit“ der Wissenschaft, sondern, was auch bei der Philosophie anzumerken sein wird, der marxistischen Vorstellung von wissenschaftlicher Politik.

— *Philosophie* im Rahmen des Marxismus sei Bestandteil der „marxistischen Theorie“, letzterer also untergeordnet und gleichgeordnet einem zweiten inneren Bestandteil Wissenschaft (= „Historischer Materialismus“) (35). Er hält also sein früheres, allen diesbezüglichen Klassikertexten widersprechendes Postulat, die „marxistische Theorie“ setze sich aus „wissenschaftlichen“ und „philosophischen“ Passagen zusammen, aufrecht, entzieht sich jedoch dann einer in doppeltem Sinn (vom Marxismus her und auf ihn bezogen) marxistischen Kritik, indem er die weitere Philosophie-Diskussion nicht mehr auf der Ebene „marxistische Philosophie“, sondern — hier die gleiche Spaltung wie bei Wissenschaft — „Philosophie überhaupt“ führt (cf. dazu und zum Folgenden 85 ff.). Philosophie, ob marxistische oder nichtmarxistische, definiert sich dort als Nichtwissenschaft; auch hier zeigt sich noch einmal, daß das, was Althusser beim Stichwort Ideologie inzwischen „denken“ kann, an deren Klassengebundenheit nämlich, beim Begriff Wissenschaft noch nicht möglich ist. Da die „Kategorien des Rationalismus“ — er meint

6 Waren die Ergebnisse bürgerlicher Wissenschaft dies in ihrer Zeit nicht? Wozu machte Marx dann einen Unterschied zwischen der „Klassischen“ und der „Vulgäroökonomie“?

7 Schöttl's Übersetzung „bewußte Handhabung“ für „agencement“ (39) verschleiern hier die objektivistisch-idealistische Tendenz.

damit die Wahrheitsfrage — nur für die Wissenschaft Geltung haben, können die Kategorien Wahrheit/Irrtum in der Philosophie (= Nichtwissenschaft) keine Verwendung finden. Zur Erarbeitung des postulierten Unterschieds werden zuerst Namen geändert. An die Stelle von „vérité“/„erreur“, die adäquat sind den „rein theoretischen“ Thesen der Wissenschaft⁸, sind für philosophische „Vorschläge“/„Thesen“ die Kategorien „justesse“ (Richtigkeit), „Tendenz“ und „Abweichung“ (Gegenteil von „justesse“) zu setzen; die philosophische Arbeit ist ein „ajustement“. Da sich auch im Französischen „vérité“ und „justesse“ nur in Nuancen voneinander unterscheiden, kann aus dieser Spitzfindigkeit, eher aber noch daraus, daß ganz nebenbei „erreur“ kein eindeutiges „philosophisches“ Pendant mehr gefunden hat, eigentlich nur ein Schluß gezogen werden: Außer als Nichtwissenschaft wird Philosophie auch definiert als in letzter Instanz Klassenkampf in der Theorie, „Wissenschaft“ ihrerseits aber wird beharrlich vom Klassenkampf getrennt. Dies aber hieße auch, daß das Gebiet wissenschaftlich-politischer Planung eigentlich der „wendigeren“ Nichtwissenschaft Philosophie mit ihrem verbrieften Recht auf Abweichung/Annäherung, ihrer Immunität gegenüber Wahrheit und vor allem Falschheit zu überantworten sei. Althussers Begründung der neuen Namen scheint diese Annahme zu erhärten; seine neuen philosophischen Kategorien erlauben nämlich nicht nur, so die Selbsteinschätzung, eine ganz neue Vorstellung von dem, was sich in der Philosophie abspielt, sondern ihre Begründung vermittelt darüber hinaus eine Vorstellung, welcher politischen Position sie entspringen, und umgekehrt, auf welchem politischen Weg marxistisch intendierte Theorie so seltsame Metamorphosen durchmachen kann bis hin zu Althussers Philosophiebegriff. Es wird nur referiert: Wie es keine absolut bösen/guten politischen Gegner gibt, wie es Haupt- und Nebengegner gibt, so gibt es auch im philosophischen Kampf Haupt- und Nebentendenzen, Haupt- und Nebeneinsätze (enjeu). Dies bedeutet umgekehrt für die Philosophie, daß ihre Haupttendenzen (Idealismus und Materialismus) nie in Reinkultur vorkommen, daß jede dieser Richtungen, selbst mit konsequentester Tendenz, stets Elemente ihres Gegenteils in sich schließt, denn: Die eine Seite muß versuchen, die Positionen der anderen (psychisch) zu „besetzen“ (investir), den Konflikt zu „verinnerlichen“ (intérioriser).

Diese „allgemeinen Bemerkungen“ zur „Philosophie überhaupt“ wurden pro domo gesprochen: „selbstkritisch“ zieht Althusser daraus das Resümee, daß sich somit *seine* frühere Philosophie beschreiben lasse als in ihrer Haupttendenz gegen bürgerliche Ideologien gerichtet, in ihrer Nebentendenz (= „Theoretizismus“) aber eine „Abwei-

8 Wiewohl Althusser inzwischen jeglichen Strukturalismusverdacht von sich weist, ist dies z. B. ein eindeutiges Relikt der strukturalistischen, am naturwiss. Experiment orientierten Vorstellung vom ideellen Laboratorium, die etwa auch Lévi-Strauss vertritt.

chung“ verratend. Die Selbstkritikformel: Philosophie ist nicht, wie ehemals behauptet, „Theorie der theoretischen Praxis“, auch nicht, wie etwas später im Lenin-Buch, „Politik in der Theorie“, sondern „in letzter Instanz Klassenkampf in der Theorie“ — eine Formulierung, die sich von der vorletzten allenfalls durch größeren Relativismus unterscheidet und zeigt, daß das Pendel des Philosophiebildes nun von dem früheren, einer Art unmarxistischen Wissenschaftstheorie, zu seinem genauso unmarxistischen Gegenpart, einer wissenschaftsunabhängigen Praxisverdoppelung, ausgeschlagen ist; eine Formulierung, die außerdem auf jede andere theoretische Arbeit/Theorie zutrifft und kein Spezifikum welcher „Philosophie“ auch immer bildet, denn welches theoretische Gebilde wäre „in letzter Instanz“ nicht Zeugnis des Klassenkampfes? Für Althusser vielleicht „die Wissenschaft“.

Soweit die ‚Haupttendenz‘ der „Selbstkritik“, auch sie hat ihre „Nebentendenz“, einen eigenen philosophischen Duktus, den Althusser vielleicht bisher noch nie so deutlich formuliert hat, und wobei er nur einen geistigen Nährvater, womöglich den in diesem Zusammenhang wichtigsten, namentlich unerwähnt läßt. Man hat Althusser einen Kantianer genannt, häufiger einen Strukturalisten; da er bewußt Eklektiker ist, fühlt er sich nicht getroffen. Objektiv, auf seine marxistischen „bêtes noires“ (Dialektik, Erkenntnistheorie, Ideologie/Wissenschaft/Philosophie) bezogen, signalisieren diese Etikettierungen die Aporie seines Denkens, das, in einem anderen Kontext und mit anderer Richtung, noch einmal die Irrungen der Theoretiker der II. Internationale durchmacht⁹. Althussters Lektüreprüfung („Lire le Capital!“) spiegelt dies: In ihrer Aneignung des Marxismus begannen die Schüler von Marx und Engels mit dem Resultat, dem „Kapital“ (und lasen es als Ökonomie- und Geschichtslehrbuch), gelangten von da zum „Manifest“ und kannten das Frühwerk, damit philosophische und methodische Grundlagen, kaum. In einem Brief von 1890 zog Engels einen Schluß daraus: „Was den Herren allen fehlt, ist Dialektik (...) für sie hat Hegel nicht existiert“¹⁰. Bei Althusser nun wird dieses Herangehen zu einem Programm und überschneidet sich besonders in zwei Punkten mit dem Vorgehen der oben erwähnten Theoretiker: einerseits darin, daß die Würdigung des Historischen Materialismus als „Wissenschaft überhaupt“ die Reflexion auf seine Methode vorgeblich überflüssig macht und „Philosophie überhaupt“ ins unwissenschaftliche Abseits drängt, andererseits — dies die politische Kehrseite — darin, daß somit „Philosophie“ zur Privatangelegenheit jedes Marxisten erklärt werden kann, Rechenschaft nur vor einem metaphysischen Prinzip „Histori-

9 Cf. dazu z. B. N. I. Lapin, *Der junge Marx im Spiegel der Literatur*, Berlin/DDR 1965 und einige Zeugnisse bei H. J. Sandkühler/R. de la Vega (Hrsg.): *Marxismus und Ethik*, Frankfurt/M. 1970/74.

10 Cf. MEW 37, S. 494.

scher Materialismus“ gefordert wird¹¹. So heißt es bei Althusser, „Epistemologie“ (hier: Methodologie/Philosophie) sei die „Theorie der Bedingungen und Formen der wissenschaftlichen Praxis und ihrer Geschichte in den verschiedenen Einzelwissenschaften“. Zweifach könne dies verstanden werden, einerseits „materialistisch“, was bedeute, die materiellen Bedingungen der Theorie zu studieren, womit der historische Gegenstand der „Epistemologie“ per se Gegenstand des „Historischen Materialismus“ sei, sie selbst sich also in letzterem verflüchtige; andererseits „spekulativ“, indem „Epistemologie“ zu einer Art Wissenschaftstheorie gerinne, und diese letzte Form deckt sich für Althusser mit dem (von ihm in Anführungszeichen gesperrten) „dialektischen Materialismus“ (52 f., Note). Hier wird Kritik geübt an einer selbstgeschaffenen Karikatur¹², dieser vorgeblich un-historische „dialektische Materialismus“ hatte und hat mit dem gleichnamigen marxistischen Theorieteil nichts gemein¹³; die vordergründig sehr „marxistisch“ wirkende Auflösung jeder wissenschaftlichen Analyse im „Historischen Materialismus“ (denn welcher Gegenstand der Forschung teilte nicht diese Bewegungsform?) impliziert einen erkenntnistheoretischen Idealismus, bei Althusser z. B. die Ablehnung des Widerspiegelungstheorems.¹⁴

Althussers „Kant“ heißt Gaston Bachelard, ist weitläufig mit dem Kantianismus seiner Zeit verwandt und hat in den dreißiger Jahren in seiner Epistemologie vor allem den dialektischen Widerspruch auf einen komplementären¹⁵, den Materialismus auf einen, wie er ihn nannte, „verständigen“¹⁶ heruntergebracht; Althusser weist mehrfach (31, 46 f., 51 f.) darauf hin, daß er ihm wichtige methodische Ansätze seiner Marx-„Lektüre“ verdankt. Ausführlichere Hinweise zu seinem Eklektizismus auf diesem Gebiet geben die beiden Kapitel „Structuralisme?“ und „Sur Spinoza“. Die Kritik habe sich

11 Cf. dazu etwa Lenins Auseinandersetzung mit dem Empiriokritizismus, zusammengefaßt neuerdings bei J. Milhau, Lenin und der Revisionismus in der Philosophie, Frankfurt/M. 1975; oder auch Dietzgens Auseinandersetzung mit ähnlichen Tendenzen in der deutschen Sozialdemokratie und Lenins Kommentar dazu in LW 38, S. 440 ff.

12 Cf. auch Althussers Ausführungen zur ebenfalls in Anführungszeichen gesperrten „théorie de la connaissance“, der „schlimmsten aller (bürgerlichen) Fallen“, S. 36 ff., Note.

13 Cf. zur Kritik einer ähnlichen Verzerrung: K. Holzkamp, Gegen Bischoffs Angriff auf die materialistische Erkenntnistheorie, Argument 84, S. 43 ff.

14 Cf. dazu Milhau, a.a.O., S. 28 f., der nachwies, daß Althusser in seinem Lenin-Buch die diesbezügliche Materie-Definition einfach unterschlug.

15 Er sagte z. B.: „il conviendrait de fonder une ontologie du complémentaire moins âprement dialectique que la métaphysique du contradictoire“. Cf. die dazu passende Mao-Bevorzugung in dieser Frage bei Althusser.

16 „instruit“: Es handelt sich um einen phänomenologischen Idealismus, der mit kruder Außenwelt nichts zu schaffen haben will. Cf. entsprechend Althussers Lenin-Behandlung.

hier täuschen lassen, mit dem Strukturalismus habe man nämlich nur einen „Flirt“ gehabt (57) — die Wahrheit: „wir waren Spinozisten“ (65), also: keine Marxisten; und so lautet denn auch das wirkliche Geständnis: „es war ganz und gar nicht einfach, Marxist in der Philosophie (oder: „als Philosoph Marxist“) zu sein“. Nachdem er lange vergeblich gegen diese „rätselhaften“ marxistischen „Texte und ihre traurigen Kommentare“ angerannt (buté) sei, habe er einen Umweg über Spinoza nehmen müssen (67).

Spinoza erfüllt also im erkenntnistheoretischen Vakuum offenbar eine etwas andere Funktion als Bachelard. Sie zu verstehen empfiehlt sich weniger eine Spinoza-Lektüre, die nicht viel klären würde, da Althussers „Spinoza“ einerseits nicht unbedingt der philosophiegeschichtlich bekannte Spinoza ist, andererseits seine Stelle bei Althusser auch ein anderer Philosoph einnehmen könnte, als vielmehr eine Beschäftigung mit dem Theoretiker, der offenbar im Schatten bleiben soll und doch den philosophischen Duktus bestimmt: Jacques Lacan, der Neopsychoanalytiker, den Althusser seit seiner Laudatio „Freud et Lacan“ von 1964 schätzt, damals noch, weil er in ihm einen Helfer zur Untermauerung der individuellen Seite seiner eigenen transindividuellen Ansätze zu einer Ideologientheorie vermutete. Dabei ist es nicht geblieben: Lacans „Erkenntnistheorie“ bildet inzwischen den Modus der Althusserschen Annäherung an Marx; daß diese Implikationen weder in Schöttlens Übersetzung noch in seinem Vorwort irgendwie zum Ausdruck kommen, war der Hauptgrund, vom frz. Original auszugehen. Um dieser Lacan-Theorie sehr knapp Konturen zu geben: Es handelt sich um eine spezifische Weiterentwicklung der phänomenologisch-idealistischen Dialektik zwischen dem Eigenen/Selbst und dem Anderen, die hier ihr Modell und Zentrum in der „Dialektik“ der „psychoanalytischen Situation“, der auf mehreren Ebenen erfolgenden Interaktion zwischen Analytiker und Analysand, findet und eine Sprach- und Theorienauffassung vertritt, die es — aufbauend auf der Vorstellung einer Abkunft aller sprachlichen Gebilde von einem „Urtext“, der bestimmt war, das sprachlose „Unbewußte“ zu verhüllen — ermöglicht, alle „Texte“ auf eine sich selbst fortzeugende Kette über diesem „Urtext“ zu reduzieren, damit sowohl das Widerspiegelungsverhältnis wie den erkenntnistheoretisch-methodischen Aspekt zu eskamotieren. Althusers Nutzung solcher Vorstellungen muß Analysegegenstand der weiteren Kritik werden, damit bestimmte Geheimnisse — nicht nur seiner bisweilen exklusiven und unübersetzbaren Diktion — erhellt werden können.

Dieser „Lacanismus“ erfüllt verschiedene Funktionen: als modische Metapher dient er der selbstkritischen Einkreisung¹⁷ oder zur

17 Cf. S. 13; Schöttlens Übersetzung gibt die ‚Lacanisten‘ „objet“ und „effets de résonance“ nicht wieder.

Denunziation der Gegner¹⁸, als Metapher, die sich zu einem heuristischen Instrument bzw. zu einem Mittel der Beschreibung/Wertung auswächst, greift sie in die je „gelesene“ Theorie selbst ein¹⁹, terminiert damit Anfangsschwierigkeiten wie Aporien der „Lektüre“²⁰, transformiert also Inhalte nach ihrem Bilde. Althusser ist sich bewußt, daß er so verfährt, ja geht so weit, philosophische Arbeit ganz im Sinne Lacans als Spiel auf dem Sprachinstrument, als „nur metaphorisch“ zu definieren²¹, d. h. als nach seinem eigenen Modus sich Fortzeugendes, womit dann der leiseste Gedanke an Widerspiegelung ausgelöscht ist. So ist es nicht verwunderlich, daß bei Althusser mit der Ausklammerung dieser Grundfrage auch wieder ein Kernstück der modernen bürgerlichen Philosophie, das Theorem des Zweifels/Irrtums, zu nicht unbeträchtlichen Ehren kommt. Doch zurück zu Spinoza, wo die Intrusion des „Lacanismus“ am deutlichsten wird. Zwei Ebenen seiner Nutzung kann man unterscheiden: Spinoza selbst muß auf „lacanistische“ Manier und auf bei Lacan (und bei Althusser selbst) wiederkehrende Inhalte hin „gelesen“ werden, um dann seine Mittlerrolle spielen zu können. Dazu stellt Althusser fest, dies sei keinesfalls ein Mißbrauch Spinozas (73), da dieser doch als einer der ersten einer richtigen Fassung der Ideologie nahegekommen sei, wobei „richtig“ ein althusser-lacanistischer „matérialisme de l'imaginaire“ genannt wird (72 f.), und außerdem habe er, ebenfalls wie Althusser und Lacan, Abstand von jeglicher Subjekt-Gläubigkeit gehabt (70 f., 74) und jede Erkenntnistheorie, dort vor allem die Wahrheitsfrage (74 ff.), abgelehnt. Dieser „Spinoza“ nun wird vordergründig zur Hegel-Kritik, darüber hinaus aber, es sei denn, man akzeptiert einen à la „Spinoza“-Lacan beschnittenen Marx, zur Marx-Kritik eingesetzt. Ähnlich dem Verhältnis Althusser-Bachelard-Marx hat auch die Spinoza-Vermittlung eine mehr formale Seite, die eigentlich nur vor dem Hintergrund der Lacanschen Psychoanalyse verstanden

18 Für sie sei die „coupure“ — und nun Lacan-Begriffe reinsten Wassers aus der Lehre vom „Unbewußten“: „gommé, effacée, raturée, déniée“, S. 17.

19 Cf. etwa die Beschreibung des Verhältnisses einer Wissenschaft zu ihrer Vorgeschichte, 28 ff., die sich wie die Lacansche Fassung des Verhältnisses von „Bewußtem“/„Unbewußtem“, von Sein und ewig mitgeschleppt „Verdrängtem“ liest. Bei Schöttler wird aus dem lacanistischen „son Autre“ (= „Unbewußtes“/„Vater“/Analytiker, S. 31) „ihr anderes“ (S. 46) und damit ein nicht mehr psychoanalytischer, einfacher phänomenologischer Ausdruck.

20 Cf. etwa die Beschreibung des Kampfes, den zwei philosophische Richtungen nach dem Bilde psychoanalytischer „Instanzen“ austragen, S. 91. Schöttler mißversteht das Psychoanalysewort „investir“ („besetzen“) als militärisches „occuper“ und kommt zu dem Schluß: „Althussers Metaphorik ist bewußt martialisch!“ (S. 26).

21 „Car en philosophie on ne peut penser ... que sous des métaphores“, S. 18 f. und Note.

werden kann: Die „philosophische Arbeit“²², die zunächst für Althusser nur objektiv, d. h. als referentielles Verhältnis zwischen „Metaphern“, das Assoziieren der Psychoanalyse nachahmte, wird nun, offenbar noch besseren Ins-Bild-Rückens wegen, gar „verpersönlicht“, d. h. gedacht nach dem Modus des Verhaltens eines Patienten seinem Analytiker bzw. seinem „Anderen“ gegenüber. So habe sich Lenin gegenüber Hegel, Marx gegenüber Hegel und Aristoteles verhalten, so habe sich nun Althusser selbst Spinoza gegenüber verhalten müssen, um „in Marx' Philosophie ein wenig klarer zu sehen“ (68 f.).²³

Doch „Spinoza“ scheint nicht das geeignete (psychoanalytische) Double gewesen zu sein, der Aufbruch zu ihm „à la recherche d'arguments pour le matérialisme“ (82) ist gescheitert: er konnte offenbar tatsächlich nicht mehr geben als *seinen* Materialismus. Was er nicht habe geben können, sei das, was Marx Hegel verdanke — „der Widerspruch“ (81), wodurch Althusser dann letztlich den Klassenkampf vernachlässigt habe. Angenommen, daß man das Verhältnis Hegel-Marx überhaupt auf eine Übernahme philosophischer Merksätze reduzieren könnte, so fällt hier noch eine Reduktion in der Reduktion auf: „den Widerspruch“ hätte Marx schon bei den alten Griechen u. a. „ausleihen“ können, nicht aber *die Dialektik*. Die Verkenntung dieses gravierenden Unterschieds, der Kampf gegen die zu einer materialistischen Erkenntnistheorie umgestülpte Dialektik treibt auch bei Althusser die aus der Geschichte der Marxismus-„Korrektur“ gut bekannte Blüte: Die Zurückweisung der materialistischen Dialektik in Form eines Verdikts über „Erkenntnistheorie überhaupt“ endet notwendig selbst in der Form einer Erkenntnistheorie, einer idealistischen nämlich. Althusser's Verwandtschaft mit der Strukturalistengruppe um die Zeitschrift „Tel Quel“, die aus Gedanken der Phänomenologie, der Psychoanalyse und abgelösten marxistischen Begriffen eine neuartige „materialistische Gnoseologie“ zu erarbeiten versucht und ebenfalls den Widerspiegelungscharakter der Erkenntnis hart bekämpft, ist wohl nicht abzustreiten. Insofern dürfte es nicht leichtfallen, Schöttler zu folgen, der Althusser entsprechend dessen eigener Angabe als Vorkämpfer „um die Durchsetzung (und Verteidigung) des ‚Leninismus als solchen‘“ begreift („Selbstkritik“ 29, cf. 31).

22 Cf. etwa: „le travail philosophique ... requiert lui-même et recul et détour“, S. 67.

23 Im übrigen habe er — Gipfel an erreichbarem Lacanismus! — nicht nur einen „détour“ (= Umweg durch ein imaginäres Double) vollzogen, sondern sogar zwei: „un détour donc: mais sur un détour“, S. 69.

Zur Diskussion gestellt

Hansgeorg Conert

Jochen Steffens „Strukturelle Revolution“

Kritik einer linken sozialdemokratischen Position *

Das Buch interessiert vorab durch den Autor, dem der Ruf des linken Flügelmannes der SPD — je nach Sichtweise — gebührt oder anlastet. Dürfte es eine Absicht Steffens sein, sich mit diesem Buch als Theoretiker der SPD-Linken zu profilieren, so scheint mir doch fraglich, ob seine hier breit entfaltete Position kennzeichnend und verbindlich für diese ohnehin schwer abgrenzbare und in sich alles andere als politisch homogene Gruppierung ist. Es ist kaum zu übersehen, daß sich der Autor wie in der politischen Praxis, so auch bei seinen theoretischen Ambitionen in der Rolle des enfant terrible gefällt. Bei aller Inkonsistenz des Ganzen ist Steffen in Teilen kritischer und „linker“ als die SPD-Linke, und in dem ganzen Buch überzeugt am wenigsten das realitätsenthobene Bemühen, die SPD für die Rekonstruktion einer sozialistischen Arbeiterbewegung in der BRD zu vereinnahmen. Die folgende Besprechung beschränkt sich auf eine gedrängte Darstellung und Kritik der allgemeinen und grundlegenden analytischen und konzeptionellen Positionen des Autors. Eine Rezension, die seinen recht weitschweifigen Ausführungen ins Detail folgen wollte, würde viel Raum beanspruchen, denn die ständige Aufeinanderfolge zutreffender, fragwürdiger und falscher Aussagen ist geradezu kennzeichnend für das Buch. Ein weiterer auffallender Grundzug — das sei noch vorweggenommen — ist Steffens Eklektizismus. Im Konglomerat der Theorieansätze und Teilanalysen hat die Marxsche Entfremdungskonzeption einen hervorgehobenen Platz (mit Tendenz zu den verbreiteten Fehldeutungen der Anthropologisierung und einer normativen Ethik, z. B. 144/45). Weiter finden sich hier Elemente der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie, des Lassalleanischen Staatsverständnisses, des traditionellen Reformismus, der Gorzschen Strategiekonzeption, aber auch der Disparitätentheorie (z. B. 192), der Dahrendorfschen Theorie sozialer Konflikte, von Funktionalismus und Systemtheorie, von ökologischer Wachstumskritik nach Vorbild des „Club of Rome“ sowie von liberaler US-amerikanischer Politologie. Durchgängig ist weiter Steffens Kommunismuskritik, die häufig in antikommunistische Polemik umschlägt. In dieser Hinsicht fügt sich das Buch in die politische Szenerie der

* Steffen, Joachim: Strukturelle Revolution. Von der Wertlosigkeit der Sachen. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1974 (399 S., br., 25,— DM).

BRD sein. Andererseits transzendieren die kapitalismuskritischen Erörterungen diese — bei aller Inkonsistenz — bei weitem. Das ist zu konstatieren, wenn es auch keinen Maßstab für ein Gesamturteil des Buches abgibt. Ein Buch mit dem Anspruch des vorliegenden muß sich am fortgeschrittensten Stand materialistischer Gesellschaftsanalyse und -kritik messen lassen, unabhängig davon, wieweit es die gegebenen gesellschaftlich-politischen Bedingungen erlauben, daraus die notwendigen praktischen Konsequenzen zu ziehen. Diesem Vergleich hält Steffens Buch nicht stand, ungeachtet zahlreicher wichtiger Einzelerkenntnisse und mancher treffender Formulierungen (z. B. 96, 108, 170, 175, 194 ff, 217, 294, 298, 306, 324/25, 347).

Weite Passagen des Buches sind Variationen des Grundmusters von Steffens Gesellschaftsanalyse und -kritik, das sich auf wenige Kernargumente reduzieren läßt: Das ökonomische und gesellschaftliche System des Kapitalismus der Gegenwart folgt der Maxime der Selbsterhaltung. Daß die entscheidende Triebkraft der kapitalistischen Produktionsweise im Drang der konkurrierenden Einzelkapitale nach maximaler Verwertung liegt, klingt zwar gelegentlich an, bestimmt aber nicht den Fortgang der Analyse. Das System reproduziert sich in einem „totalen Prozeß“ (eine beliebte Formel des Autors; definiert 89 Fn. 9), dessen Inhumanität und Irrationalität Steffen vor allem mit Argumenten der Entfremdungskonzeption des jungen Marx begründet: materielle Produktion, gesellschaftliche Organisation, menschliche Kommunikation und Kooperation sind nicht ausgerichtet auf die immer reichere Befriedigung „wirklicher“ Bedürfnisse, wahrhaft humaner Ziele, sondern eben auf die Erhaltung der sozioökonomischen Ordnung als Selbstzweck. Der „totale Prozeß“ beherrscht die Menschen; die Hervorbringungen ihrer Arbeit werden verdinglicht zu materiellen Mitteln der Herrschaft. Neben diesem allgemeinen, den personalen und sozialen Gehalt des „totalen Prozesses“ kennzeichnenden Widerspruch sieht Steffen einen weiteren ökonomisch-politischer Art mit vielfältigen aktuellen Auswirkungen. In Anlehnung an die kritische systemtheoretische Variante der „Starnberger Schule“ (Habermas/Offe) erblickt er ihn darin, daß der „totale Prozeß“ notwendig rascher und umfassender Probleme produziert, als sie das System „verarbeiten“ kann (z. B. 68 f., 301 f.). Die Beschreibung der konkreten Erscheinungsformen dieses grundlegenden Widerspruchs und der Unzulänglichkeit systemkonformer Lösungsversuche durch Steffen ist zwar nicht originell, gehört aber durch teilweise sachliche Klarheit, Anschaulichkeit und zuweilen prägnante, bissig-ironisierende Formulierungen zu den positiven Teilen des Buches.

Die apokalyptischen Visionen (z. B. 331/32), die Steffen für den Fall einer weiteren ungehemmten Entfaltung des „totalen Prozesses“ andeutet, entsprechen weniger der Tradition vulgärer politökonomischer Zusammenbruchskonzeption als dem ökologischen Pessimismus des „Club of Rome“. Um ihnen zu entgehen, bedarf es der „strukturellen Revolution“ (obgleich Steffen die Wiederholung

einprägsamer Formeln liebt, taucht dieser Titelbegriff im Buch zu- meist als „strukturverändernde Reform“ auf; z. B. 34, 173, 193). Diese verlangt vor allem, dem „totalen Prozeß“ eine andere Richtung zu geben, und zwar gleichsam eine gebrauchswertorientierte. Die Andeutung der entsprechenden konkreten Ziele durch Steffen (z. B. 79) wird hier nicht referiert. Allerdings offenbart sich an dieser wie an anderen Stellen (122 ff., 130, 135, 218/19, 223, 258, 296) ein idealistischer Zug der Argumentation des Autors: die Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise sollen quasi aufgehoben werden, indem die Emanzipation des Arbeitsprozesses von der Hegemonie des Verwertungsprozesses postuliert wird. Wie kann diese Umkehrung der Entwicklungsrichtung des „totalen Prozesses“ erzwungen werden? Nach Steffen leistet es das kapitalistische System aus sich heraus nicht; den bestehenden sozialistischen Gesellschaften ist es ebenfalls nicht gelungen, und die Strategievorstellungen der „Neuen Linken“ sind gleichfalls unzureichend. Not tut vielmehr die Rekonstruktion einer sozialistischen Arbeiterbewegung. Die teils zutreffenden, teils schiefen Darlegungen Steffens dazu können hier nicht en détail referiert werden. Größte Bedeutung mißt er der Aufklärung der lohnabhängigen Massen bei. Die über die Massenmedien vermittelten Erklärungsmuster der Gesellschaft als ganzer wie ihrer einzelnen Bereiche, ihrer Funktionsbedingungen und Entwicklungstendenzen verhüllen das System, anstatt es zu enthüllen, wie Steffen wiederholt formuliert (z. B. 202/03). Im Prozeß der Enthüllung im Sinne der Aufklärung über Macht- und Herrschaftsverhältnisse, über Interessenlagen, menschliche Bedürfnisse und die Chancen ihrer Erfüllung sieht der Autor den wesentlichsten Beitrag zur Rekonstruktion der sozialistischen Arbeiterbewegung.

Ogleich in dem Buch häufig von Macht die Rede ist, bleibt weithin unklar, wie die Arbeiterbewegung in Besitz der Machtpositionen kommen soll, von denen aus sie Inhalt und Richtung des „totalen Prozesses“ grundlegend zu ändern vermag. Es wird nicht einmal so recht deutlich, welches diese Machtpositionen überhaupt sind. Für Steffen steht zunächst einmal fest — und er wiederholt es bis zum Überdruß (z. B. 154 ff., 257 ff., 300, 318): es ist nicht das Eigentum an den sachlichen Produktionsbedingungen! Hier scheint der Autor schlicht einem falschen Umkehrschluß aufzusitzen: mit der zutreffenden, wenn auch alles andere als originellen Feststellung, daß eine Änderung der Eigentumsverhältnisse *allein* noch keineswegs die sozioökonomische Emanzipation der Arbeiter und die Herstellung gesellschaftlicher Beziehungen von sozialistischer Qualität impliziert, verbindet er immer wieder die Behauptung, die Eigentumsfrage sei so gut wie völlig belanglos. Daß er es nicht besser weiß, sollte man Steffen aber m. E. nicht abnehmen. Man darf wohl vielmehr unterstellen, daß er hier rationalisiert und/oder Einsichten verdrängt. Steffen kratzt in seinem Buch an einigen der von der westdeutschen Sozialdemokratie nach Godesberg errichteten und gehüteten Tabus; das des Privateigentums an den Produktionsmitteln schien ihm aber doch wohl zu brisant.

In diesem Kontext bringt der Autor immer wieder eine Standardbehauptung an: er will die Irrelevanz der Eigentumsfrage belegen durch Verweis auf die — wie immer von ihm gekannten, vermuteten oder interpretierten — sozioökonomischen und politischen Verhältnisse in den sozialistischen Systemen sowjetischer Observanz. Dabei vertritt er eine Art negativer Konvergenzkonzeption (327, 343): es ist dort nicht besser als im Kapitalismus von heute. Der „totale Prozeß“ beherrscht die Menschen ebenso; inganggesetzt und gelenkt von allgewaltigen Politbüros. Die unmittelbaren Produzenten sind dort wie hier entfremdet und beherrscht; der Kapitalismus bietet aber breitere Freiheitsräume und damit Ansatzmöglichkeiten für emanzipatorische Bewegungen. Der Rezensent hat sich an anderer Stelle durchaus kritisch zum Stand der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung der Sowjetgesellschaft heute geäußert; er vermag aber der Polemik Steffens überwiegend nicht zu folgen. Wenn der Autor in seiner häufigen, im jeweiligen Kontext sachlich oft deplacierten Kritik der staatssozialistischen Gesellschaften mitunter auch wesentliche Erscheinungen aufgreift und von sozialistisch legitimen Kriterien aus beurteilt (z. B. das unzureichende Maß an gesellschaftlich-politischer realer Emanzipation der unmittelbaren Produzenten oder die tendenzielle Verselbständigung von Zielen der Produktivkraftsteigerung), so überwiegt doch überzogene Polemik, die sich zuweilen an die plattesten Argumente des Kalten Krieges anlehnt und die teilweise auch einen lückenhaften Informationsstand offenbart. Steffen versucht auch nicht, die Entwicklung bzw. Fehlentwicklung der Sowjetgesellschaft im umfassenden historischen Kontext zu interpretieren, er leistet eher einer Deutung nach der Art von Verschwörungstheorien Vorschub. Erstaunlicher fast als der Inhalt sind Breite und Häufigkeit der entsprechenden polemischen Passagen. Vorwort und Inhaltsverzeichnis lassen erwarten, daß Thema des Buches die sozioökonomischen, politischen und sozio-kulturellen Entwicklungstendenzen des gegenwärtigen Kapitalismus und die Aufgaben und Chancen der sozialistischen Arbeiterbewegung sind. Dafür sind entscheidend die Reproduktionsbedingungen des Kapitalverhältnisses in den kapitalistischen Ländern selbst, für die der Stand der gesellschaftlichen Entwicklung in der UdSSR etc. einer unter vielen vermittelt wirksamen Nebenfaktoren ist. Von etwa der zweiten Hälfte des Buches an folgt aber beinahe jeder kapitalismuskritischen Aussage Steffens der Hinweis, daß es in den „selbsternannten sozialistischen Systemen“ nicht besser oder noch schlimmer sei. Ob nun beabsichtigt oder nicht: diese Manier wirkt wie eine Warnung vor „sozialistischen Experimenten“. Diese mag berechtigt sein, sie muß dann aber anders begründet werden als mit einem völlig unhistorischen Analogieschluß. Da Steffen das sachlich sicher weiß, muß hinter dieser Methode Absicht vermutet werden.

Sein Abgrenzungs- und Distanzierungsbedürfnis richtet sich übrigens auch auf die kommunistischen Parteien im Westen (310). Auch hier bleibt Steffen vordergründig. So dient ihm in journalistischer

Manier das Kürzel „Stamokap“ zum wiederholten Aufhänger für eine Polemik, die von den Ansatzpunkten berechtigter Problematik dieser Variante aktueller Kapitalismusanalyse meilenweit entfernt ist. In diesem Kontext verschwimmt bei Steffen die Problemstellung: der Leser muß sich fragen, ob der Autor die Hauptgefahr für eine humane Perspektive der gesellschaftlichen Entwicklung in der ungezügelter Entfaltung des von der Kapitalwertungsmaxime angetriebenen „totalen Prozesses“ mit all' seinen Widersprüchen und restriktiven Konsequenzen sieht oder in der Existenz kommunistischer Parteien in den spätkapitalistischen Ländern.

Die notwendigen Machtpositionen, um dem Selbstlauf des „totalen Prozesses“ einen humanitären, emanzipativen „Entwurf“ (257/58) entgegenzusetzen und zu realisieren, sieht Steffen also nicht im Privateigentum an den Produktionsmitteln. Obgleich kaum klar expliziert, geht es ihm vielmehr um die Institutionen des bürgerlich-parlamentarischen Staates (201, 272/73, 275/76, 388/89). Wesentlich sind also zunächst parlamentarische Mehrheiten. Was Steffen dabei von der praktizierten Politik der SPD unterscheidet, ist die Einsicht, daß Wahlerfolge, die durch Stimmungsmanipulation und Anpassung an Massenemotionen und Vorurteile der Wähler zustandekommen, keine tragfähige Basis für eine Politik sozioökonomischer Struktur-reformen sind. Er verlangt dagegen Aufklärung über Interessen, Probleme und Zusammenhänge, Entwicklungstendenzen und Alternativen. Die Zustimmung der Lohnabhängigen zu einer entsprechenden Reformpolitik soll nicht erschwindelt, sondern durch Vermittlung von Einsichten erworben werden. Soweit gut. Theoretische und praktische Kernfragen gesellschaftlicher Transformation ausschließlich mittels der Institutionen und Regeln des bürgerlichen Staates werden aber von Steffen gar nicht erörtert. Diese Problematik zu negieren, wird ihm durch ein zentrales Mißverständnis erleichtert. Er behauptet wiederholt (z. B. 147/48, 162 ff., 178), der ökonomische Produktions- und Reproduktionsprozeß verlaufe im Spätkapitalismus nicht mehr naturwüchsig (was er durch den falschen oder pleonastischen Begriff „vergesellschafteter Kapitalismus“ ausdrücken will), sondern er werde dualistisch gesteuert (188 f.), durch den Staat einerseits, durch private wirtschaftliche Machtgruppen zum anderen. Die aktuelle Dominanz der letzteren konzidiert und beschreibt Steffen (z. B. 175), sie ist für ihn aber keine systemnotwendige. Erforderlich ist, die private wirtschaftliche Macht zurückzudrängen zugunsten der Erweiterung und Änderung der inhaltlichen Ausrichtung staatlicher „Steuerkapazität“. Sie ist in den Dienst eines umfassenden „Entwurfs“ humaner, demokratischer und sozialistischer Gesellschaftsgestaltung zu stellen.

Nach Steffen verfügt der Staat schon heute weitgehend über den ökonomischen Reproduktionsprozeß (316), das Eigentum an den Produktionsmitteln ist also sekundär. Es kommt nur darauf an, in wessen Interesse er verfügt (273 ff.). Werden sich die abhängig Be-

schäftigten die große Mehrzahl der Gesellschaft, ihrer Lage und Interessen bewußt, können diese organisierten Ausdruck annehmen und, über den Staat vermittelt, Inhalt und Richtung des sozioökonomischen Entwicklungsprozesses bestimmen.

Möglicher Kritik an seiner Konzeption beugt Steffen dadurch vor, daß er sie pauschal der zur Schimäre stilisierten „Stamokap“-Theorie zuordnet. Obgleich er ansonsten extensiv, wenn auch eklektisch, neuere sozialwissenschaftliche Literatur rezipiert und zitiert, folgt er im Kontext politischer Herrschaft nur dem kritisch-systemtheoretischen Ansatz von Habermas und Offe. Die Arbeiten z. B. von Müller/Neusüss, Altvater und Hirsch sowie andere neuere Beiträge zu einer Rekonstruktion und Weiterführung materialistischer Staatstheorie negiert er. Der Grund dafür dürfte kaum Unkenntnis sein. Und mangelnde Zustimmung benutzt Steffen ansonsten gern als Anlaß zu Kritik und Polemik. Der Verzicht auf eine grundlegende Reflexion der Macht- und Staatsproblematik ermöglicht ihm jedoch eine fragwürdige Restauration: die des alten sozialdemokratisch-zentristischen Widerspruchs zwischen verbaler Kapitalismuskritik und dem Fehlen einer stringenten politischen Strategiekonzeption (vgl. dazu Georg Fülberth, in *Argument* 63, XIII. Jg. 1971). Der klassischen Bernsteinschen Forderung, Theorie und Handeln in reformistischem Sinne in Übereinstimmung zu bringen, hat die SPD spätestens seit Godesberg Rechnung getragen. 15 Jahre danach weist sich ein Mitglied des Parteivorstands, durch das selbstgepflegte Image des „roten Jochen“ bereits hinreichend verdächtig, als Marx-Verehrer, Kapitalismus-Kritiker und Systemveränderer aus. Auch im vordergründigen Sinne gegen den Strom und zur Unzeit: just bei Erscheinen des Buches bereitete der Macher und Systembejager Schmidt den Reformillusionen der Ära Brandt ein jähes Ende. Eine Antwort auf die sich aufdrängende Frage, ob er glaubt, die SPD sei umzuformen in eine politische Kraft zur Durchsetzung der aus seiner Sozialphilosophie folgenden praktischen Konsequenzen, bleibt Steffen eigentlich schuldig. Die Räson des engagierten Sozialdemokraten fordert vom Autor, bei aller wissenschaftlichen Aspiration, ihren legitimationsideologischen Tribut.

Wolf-Dietrich Schmidt

Dutschkes Leninismus-Kritik*

Dutschke versteht sein Buch als Auseinandersetzung mit der Frage „Sozialismus wie? Was können wir brauchen, was müssen wir verändern?“ (2). Der Autor nimmt diese Frage nicht — wie es nahe liegen würde — als Ausgangspunkt einer Analyse der gegenwärtigen Kampfbedingungen für die fortschrittlichen Kräfte in der BRD oder einer Untersuchung des realen Sozialismus. Im Mittelpunkt seiner Arbeit steht vielmehr eine Polemik gegen die Organisationsprinzipien der leninistischen Partei (demokratischer Zentralismus, Fraktionsverbot), gegen einen vermeintlichen Bürokratismus der kommunistischen Parteien und der sozialistischen Länder, schließlich schlechthin gegen die „gekrümmten Kommunisten“, die den „aufrechten Gang in Richtung Freiheit“ nicht beherrschen. Diese Vorwürfe versucht Dutschke nicht zu belegen, er hält sie offenbar für erwiesen. Ihm kommt es hauptsächlich darauf an, die Entstehungsbedingungen dieser von ihm behaupteten Erscheinungen zu untersuchen. Dabei landet Dutschke bei Lenin, den er materialistisch umzustülpen („auf die Füße zu stellen“) versucht. Dutschkes zentrale Aussage läßt sich so zusammenfassen: Lenin habe unbesehen die kautskyanische Theorie der westeuropäischen Sozialdemokratie auf die grundlegend andere gesellschaftliche Realität Rußlands aufgepfropft; die russische Geschichte sei mit den Begriffen Feudalismus und Kapitalismus nicht zu fassen, wir fänden hier vielmehr eine besondere, asiatische Folge von Gesellschaftsformationen; der Widerspruch zwischen westeuropäischer Theorie und asiatischer Realität habe zum Despotismus in der Sowjetunion und zum Revisionismus in der kommunistischen Weltbewegung geführt.

Das Kernstück des Dutschke-Buches bildet also die Theorie der asiatischen Formationen. Es geht dabei nicht etwa primär um die bekannte „asiatische Produktionsweise“, also die höchste Entwicklungsstufe des Urkommunismus, gekennzeichnet durch eine starke Zentralgewalt, deren Notwendigkeit vor allem aus dem Zwang zur Wasserregulierung erwächst. Der Verfasser behauptet vielmehr eine besondere Formationsfolge von der asiatischen Produktionsweise

* Dutschke, Rudi: Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen. Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus. Lenin, Lukács und die Dritte Internationale. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1974 (348 S., br., 13,50 DM). — Eine Erwiderung von Rudi Dutschke auf die hier veröffentlichte Kritik seiner Dissertation bringen wir in einem der nächsten Hefte.

über den asiatischen Feudalismus und den asiatischen Kapitalismus hin zum halbasiatischen Staatskapitalismus und halbasiatischen Staatssozialismus.

Rudi Dutschke ein Entdecker neuer Gesellschaftsformationen? Welche sozialökonomischen Untersuchungen liegen seiner Theorie zugrunde? Er zitiert ausgiebig aus Schriften von Marx, Engels und (mit anderer Intention) Lenin, dies jedoch so eklektisch, daß die Verfasser des „Manifests“ und des „Kapitals“ vielfach nicht wiederzuerkennen sind. Eine Durchsicht des Anmerkungsapparates ergibt darüber hinaus eine bescheidene Ausbeute: ein Buch Kostomarows von 1905, Wittfogels „Orientalische Despotie“, die Kulturgeschichte Rußlands, verfaßt vom Kadettenführer Miljukow, ein Aufsatz Rjazanows, ein Buch und ein Aufsatz Bernhard Rabehls, ein Aufsatz aus dem „Roten Forum“, Deutschers Trotzki II sowie eine Rezension (!) V. Gitermanns. Der Verfasser ist also eher als Erfinder denn als Forscher und Entdecker neuer Gesellschaftsformationen anzusprechen. Aber die Tatsache, daß fünfzig Jahre sowjetischer Forschung von ihm ebenso ignoriert werden wie die mehr oder (vor allem) weniger guten Darstellungen westlicher Herkunft, tangiert unseren Wissenschaftler nicht im mindesten: „Ich versuche hier nun keine historisch-konkrete Analyse der russischen Geschichte. Vielmehr werde ich in orthodoxer Weise das analytische und begriffliche Verständnis von Marx und Engels — was die russische Geschichte betrifft — rekonstruieren. Gefragt wird nach den gesellschaftlichen Möglichkeiten und Schranken einer asiatischen Industrialisierung auf einer der bürgerlichen Kapitalbewegung elementar entgegengesetzten Basis“ (42). — So verwandelt der Autor flugs eine historisch-konkrete Fragestellung in eine orthodoxe; ein Verfahren, das sich in diesem Fall besonders verheerend auswirkt. Die Geschichte Rußlands bildete nie einen Hauptgegenstand der Untersuchungen von Marx und Engels. Ihre Kenntnisse über die russische Geschichte vor allem der früheren Jahrhunderte mußten sie aus unzureichenden russischen und deutschen Darstellungen schöpfen. Schließlich müssen viele ihrer polemischen Äußerungen vor dem Hintergrund gesehen werden, daß der Zarismus nach den Befreiungskriegen als Bollwerk der europäischen Reaktion fungierte und sich daher den berechtigten Haß aller aufrechten Demokraten zuzog. Daß derartige Polemiken keine Grundlage für eine Revision der bis heute detailliert von den sowjetischen Historikern erforschten Geschichte Rußlands abgeben können, dürfte sich eigentlich von selbst verstehen.

Mit Hilfe von Zitaten-Fledderei versucht der Verfasser, die erzkonservative These, die Eroberung Rußlands durch die Tataro-Mongolen im 13. Jahrhundert habe die russische Geschichte bis heute entscheidend determiniert und zu grundverschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen in Rußland und dem übrigen Europa geführt, „marxistisch“ aufzupolieren. Dutschke beschreibt in Anlehnung an Marx richtig die feudale Zersplitterung Rußlands vor dem Mongoleneinfall, allerdings ohne auch nur mit einem Wort auf den feudalen Charakter

der Produktionsweise aufmerksam zu machen. Diese Darstellung verquickt er mit seinen eigenen Vorstellungen, indem er z. B. darauf hinweist, daß „der Überfluß an Fellen, Wachs und Honig ... einer der Gründe (ist), die die Herausbildung eines gewerbetreibenden städtischen Bürgertums *schon vor* der Tatarisierung schier unnötig machten bzw. verhinderten“ (45). Hier wie überall, wo Dutchke vom hohen Roß abstrakter Spekulationen heruntersteigt, blamiert er sich sofort. Die Naturreichtümer Rußlands führten über die frühen Handelsbeziehungen nach Westen gerade zur Ausbildung einer Kaufmannschaft in Novgorod, Smolensk, Vitebsk. Die Entwicklung des städtischen Handwerks wurde zwar durch die dominierende Naturalwirtschaft behindert, vor der mongolischen Invasion gab es aber immerhin schon 60 verschiedene Handwerkszweige in Rußland und eine hochstehende Metallproduktion und -verarbeitung, deren Erzeugnisse teilweise in Europa berühmt waren. Dutchke behauptet weiter, daß es im Gefolge des Tatareneinfalls „nie zu einem Feudalismus, wie wir ihn verstehen, kommen konnte, nie dazu, daß der Zar ein ‚*primus inter pares*‘ wurde“. Der Verfasser muß ein eigenartiges Feudalismusverständnis haben, wenn er diese Stellung des Herrschers für konstitutiv hält. Sollte für Dutchke absolutes Königtum unvereinbar mit feudalen Produktionsverhältnissen sein? Sollte am Ende gar Frankreich unter Ludwig XIV. das klassisch asiatische Land sein? — In hoffnungslose Widersprüche verwickelt sich Dutchke, wenn er einerseits seine asiatischen Formationen nicht aus der Realität, sondern den Schriften von Marx und Engels gewinnen will, andererseits auf S. 55 f. eingestehen muß: „Hier nun gerät die Arbeit in einen gewissen Gegensatz zu Marx und Engels. Beide konnten sich in letzter Konsequenz die Kategorie des Kapitalismus und der kapitalistischen Produktionsweise wie auch den Begriff des Feudalismus nur unter westeuropäischen Verhältnissen vorstellen.“

Im Hinblick auf die These des Autors vom Widerspruch zwischen westeuropäischer Theorie und asiatischer Realität ist es besonders wichtig, die Entwicklung zwischen der Reform von 1861 und der Oktoberrevolution zu betrachten. Wie erscheint diese Epoche bei Dutchke? Sein Hauptanliegen ist die Gegenüberstellung von dominierendem „agrarischem Unterbau“ und „industriellem Überbau“. Der Verfasser schreibt: „Entsteht doch in dieser sozial-ökonomischen Lage der von Engels beschriebene aufgepfropfte ‚Kapitalismus‘, ein staatlich gezüchteter *Überbau* der Großindustrie, auf einer schier absolut stagnierenden und sich zersetzenden Agrikultur, die die industriellen Waren beschränkt oder gar nicht aufnimmt“ (75). Die Unterscheidung zwischen einem künstlichen und einem naturwüchsigen Kapitalismus, die hinter dieser These steckt, ist nicht haltbar. Auch in Westeuropa war die Schaffung kapitalistischer Großindustrie ohne die staatlich betriebene Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln in der Phase der ursprünglichen Akkumulation unmöglich, die staatliche Finanzierung, Auftragserteilung und Privilegierung der Industrie war in der Anfangsphase die Regel. Die Behauptung einer absolut stagnierenden Landwirtschaft ist unzutreffend.

Tatsächlich läßt sich ein erheblicher Aufschwung in der hier angesprochenen Epoche feststellen. Der Getreideertrag pro Kopf der Bevölkerung stieg von 19,3 Pud (1 Pud = 16,38 Kg) über 21,8 Pud zwischen 1870 und 1879 auf 24,4 Pud zwischen 1909 und 1913 (P. A. Chromov, *Ekonomiceskoe razvitie Rossii. Ocerki ekonomiki Rossii s drevnejsich vremen do Velikoj Oktjabr'skoj revoljucii*. Moskva 1967, S. 345). Besonders groß war die Produktivitätssteigerung dort, wo es zur Errichtung von Gutswirtschaften mit Lohnarbeit kam. Die Zersetzung der Agrikultur bestand vor allem in der Differenzierung innerhalb der Bauernschaft und der Freisetzung von Bauern, aus denen sich das Industrieproletariat rekrutierte. Eine metaphysische Gegenüberstellung von landwirtschaftlichem und industriellem Sektor, wie der Verfasser sie vornimmt, entbehrt also der Grundlage. Aus dem Ruin der Kleinproduzenten folgte auch keineswegs eine Beschränkung des Marktes, wie Dutschke meint. Diese irrije Auffassung wurde bereits von den Volkstümlern vertreten und von Lenin widerlegt (vgl. Lenin, Werke, Bd. 3, S. 31 ff.). Die ganze Hohlheit der asiatischen Argumentation wird deutlich, wenn der Verfasser über Lenins empirische Untersuchungen zur Herausbildung des russischen Kapitalismus nur zu bemerken weiß: „Seine empirischen Zahlen waren der Wirklichkeit äußerst nahe, da er aber die Entwicklung des Kapitalismus als westeuropäische und nicht als asiatische verfolgt, kann er die politisch-organisatorischen Konsequenzen für das Verhältnis von Stadt- und Landproletariat nicht richtig erkennen“ (82). Lenin steht in dieser Frage also auf demselben bornierten Standpunkt wie Marx und Engels!

Im Kapitel über „Lenins Verständnis der herrschenden Klasse in Rußland“ führt der Verfasser aus, daß die Bourgeoisie in Rußland nicht die herrschende Klasse stellte, eine im Kern richtige Aussage, die allerdings einiger Erläuterungen bedürfte; als herrschende Klasse wird die zaristische Bürokratie genannt. Tatsächlich geht Dutschke bei der Analyse des Verhältnisses von Bourgeoisie und zaristischer Bürokratie nicht von positivem Wissen, sondern von seinen Einbildungen aus. Zur Charakterisierung der „russischen Knechtschaftsverhältnisse“ und zum Beweis, daß eine kapitalistische Entwicklung in Rußland unmöglich gewesen sei, rekurriert der Autor auf ein Engels-Zitat über türkische (!) Verhältnisse: „In der Tat ist die türkische wie alle orientalische Herrschaft unverträglich mit kapitalistischer Gesellschaft; der ergatterte Mehrwert ist nicht sicher vor den Händen raubgieriger Satrapen und Paschas; es fehlt die erste Grundbedingung bürgerlichen Erwerbs: Sicherheit der kaufmännischen Person und ihres Eigentums.“ In der Anmerkung zu diesem Satz heißt es: „Engels. Die auswärtige Politik des russischen Zarenthums, in: Die Neue Zeit, 1890, S. 193; in den MEW nicht enthalten; die gekrümmten Kommunisten (Revisionisten) haben ihre Gründe“ (88). Dutschke hat hier ein ganz besonderes Beispiel seines wissenschaftlichen Könnens geliefert. Der zitierte Artikel befindet sich nämlich unter eben diesem Titel im 22. Band der MEW, der die Engels-Werke der Jahre 1890—1895 enthält. Das Zitat bezieht sich nicht im ent-

ferntesten auf Rußland, es begründet vielmehr den scharfen Gegensatz zwischen griechischen Händlern und türkischer Herrschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Wir können nicht umhin, die Auffassungen des späten Engels, die gerade in diesem Artikel dargelegt werden, den Phantastereien Dutschkes entgegenzuhalten: „Die innere Entwicklung Rußlands seit 1856, unterstützt von der Politik der Regierung, hat gewirkt; die soziale Revolution hat riesige Fortschritte gemacht; Rußland verwestlicht sich täglich mehr; die große Industrie, die Eisenbahnen, die Verwandlung aller Naturalleistungen in Geldzahlungen und damit die Auflösung der alten Grundlagen der Gesellschaft entwickeln sich mit steigender Geschwindigkeit. In demselben Verhältnis aber entwickelt sich auch die Unverträglichkeit des absoluten Zarentums mit der in Bildung begriffenen neuen Gesellschaft. Es bilden sich Oppositionsparteien, konstitutionelle und revolutionäre, deren die Regierung nur durch gesteigerte Brutalität Herr werden kann. Und die russische Diplomatie sieht mit Entsetzen den Tag heranrücken, wo das russische Volk ein Wort mitsprechen und wo die Erledigung seiner eigenen inneren Angelegenheiten ihm die Zeit und die Lust benehmen wird, sich mit solchen Kindereien zu beschäftigen, wie die Eroberung Konstantinopels, Indiens und der Weltherrschaft.“ (MEW 22, S. 43 f.; der von Dutschke zitierte Satz ist auf S. 31 zu finden.) Nach dieser Glanzleistung fühlt sich der Autor offenbar sicher und begibt sich auf das schlüpfrige Gebiet der Fakten. Er will die Stärke des kapitalistischen „Überbaus“ ermitteln und fragt nach der Zahl der Lohnarbeiter. Die Antwort holt er sich bei Rabehl, der für die Jahrhundertwende 2,277 Mio. und für 1914 2,7 Mio. Lohnarbeiter in allen Industriezweigen angibt. Rabehl allerdings verdankt seine diesbezüglichen Kenntnisse dem antikommunistischen Machwerk eines gewissen Woldemar Koch aus dem Jahr 1932. Tatsächlich sind mit diesen Zahlen nur die Arbeiter erfaßt, die der Fabrik- oder Berginspektion unterstanden, ein erheblicher Teil der Arbeiter war aber auch in der Klein- und Staatsindustrie tätig, die der Inspektion nicht angeschlossen war, völlig unerwähnt bleiben Landarbeiter, Bauarbeiter, Transportarbeiter usw. A. G. Rasin, ein bekannter sowjetischer Experte zu dieser Frage, kommt auf eine Gesamtzahl der Lohnarbeiter von 3,96 Mio. im Jahr 1860 und von 17,815 Mio. im Jahr 1913 (Formirovanie rabocego klassa Rossii. Moskva 1958, S. 172). Zu einem noch etwas höheren Ergebnis kommt ein sowjetischer Historiker aufgrund neuer, breiterer Quellenauswertung: L. S. Gaponenko, Rabocij klass Rossii v 1917 godu. Moskva 1970). Diese Zahlen belegen die außerordentlich stürmische Entwicklung des russischen Kapitalismus. „Die Stagnation in der ‚Entwicklung der Lohnarbeiterklasse‘“ ist ein Hirngespinnst. Die angebliche Stagnation der gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung ist eine Grundlage für den von Dutschke erfundenen „asiatischen Kapitalismus“, die zweite Grundlage ist folgende Behauptung: „Obgleich die Differenz der Einschätzung zwischen Lenin und Marx betont werden muß, ist ihnen gemeinsam, daß die herrschende, Mehrwert erpressende Klasse in der halb-asiatischen Staats-Maschine des Des-

potismus zu Hause ist, nicht die russische ‚Bourgeoisie‘, die vom Zarismus auf die russische Gesellschaft aufgesetzt wurde und nicht etwa durch die Emanzipation vom Zarismus zur bürgerlichen Bourgeoisie geworden ist“ (95). Dutschke kann sich offenbar nicht vorstellen, daß für einen bestimmten historischen Abschnitt die politisch herrschende Klasse nicht mit der ökonomisch herrschenden zusammenfällt. Der Verfasser müßte zum Beweis seiner These zeigen, daß die russische Bourgeoisie nur der ökonomische Agent des Zarismus war, daß sie den Mehrwert an den Staatsapparat abführen mußte; dieses Kunststück versucht unser Theoretiker nicht einmal. Tatsächlich konnte insbesondere die Monopolbourgeoisie ihre Interessen beinahe reibungslos vermittels des zaristischen Herrschaftsapparats durchsetzen; vor allem im 1. Weltkrieg hat sie mit Hilfe der staatlichen Rüstungspolitik das Volk in unvorstellbarem Maße ausgeplündert, indem sie — wie die Kapitalisten aller Länder — in bekannt patriotischer Begeisterung die Preise für Rüstungsgüter diktiert hat.

Die „asiatische“ Entwicklung Rußlands bildet auch den Hintergrund für Dutschkes Kritik am sowjetischen Weg nach der Oktoberrevolution. Im wesentlichen gehen die Ausführungen des Autors aber nicht über längst bekannte Steckenpferde einer sich als links verstehenden Sowjetunion-Kritik wie auch imperialistischer Ostforscher hinaus — Fraktionsverbot, Streikverbot, Einmann-Leitung, Abschaffung der Arbeiterkontrolle. Dutschke versucht keine dieser Erscheinungen zu erklären, d. h. sie in den objektiven historischen Zusammenhang zu stellen und die Gegner und Befürworter mit ihren Argumenten kritischer Prüfung zu unterziehen. Er verzichtet darauf, auch nur andeutungsweise auf die Entwicklung der Sowjets einzugehen; für ihn sind diese immerhin noch heute existenten Einrichtungen „relativ schnell“ untergegangen (311). Die Entfernung der Partei von den Massen wird pauschal als gegeben angesehen (253). Stichwort dieser „Kritik“ ist der „Bürokratismus“. Bezeichnend für ihren Klassenstandpunkt ist die Wertung des Kronstadter Aufstandes, dessen Niederschlagung von der „Arbeiteropposition“ mitgetragen wurde, als „anti-bürokratisch“. Die Anlehnung Dutschkes an Äußerungen Lenins gegen Bürokratismus in der Sowjetunion ist zweifellos verfehlt: Lenin faßte mit diesem Begriff nicht die von Dutschke angeprangerten Erscheinungen, sondern Schlendrian im Wirtschaftsapparat, Initiativlosigkeit, Unterdrückung berechtigter Kritik, stures Administrieren. Dutschke versucht gleichzeitig, eine probürokratische Seite bei Lenin zu entdecken. Für die völlige Fehlbeurteilung Leninscher Positionen ist ein Falschzitat bezeichnend. Lenin hatte 1917 am Beispiel der Syndikate Wege des Übergangs vom Monopolkapitalismus zum Sozialismus erörtert und in diesem Zusammenhang den Satz geprägt: „Man braucht hier (im Zuckersyndikat — W.-D. S.) *nur* die reaktionär-bürokratische Regulierung in eine revolutionär-demokratische zu verwandeln, und zwar durch einfache Verfügung über die Einberufung einer Tagung der Angestellten, Ingenieure, Direktoren und Aktionäre, über die Einfüh-

„rung einer einfachen Rechenschaftslegung, über die Kontrolle durch die Arbeiterverbände usw.“ (Lenin, Werke, Bd. 25, S. 345). Dutschke zitiert diesen Satz, schreibt aber statt „revolutionär-demokratisch“ „revolutionär-bürokratisch“ und notiert dann in einer Anmerkung ganz richtig: „das anti-emanzipative Moment der Bürokratie wird nicht dadurch überwunden, daß man ihr das Wort ‚revolutionär‘ zufügt“ (161).

Nach Dutschkes asiatischen Enthüllungen und seinen oberflächlichen Äußerungen gegen die Sowjetunion verwundert es nicht, wenn als Kriterium für die „Krummheit“ der nichtrussischen Kommunisten ihr solidarischer Verhältnis zur Sowjetunion angeführt und der Eindruck erweckt wird, als seien die ohne Zweifel zahlreichen Fehler und Fehleinschätzungen von Kommunisten wesentlich auf diese Solidarität zurückzuführen (vgl. 227). Tatsächlich handelt es sich bei dem Wort von den „gekrümmten Kommunisten“ hier um eine bloße Infamie, die davon ablenkt, daß der „aufrechte Gang in Richtung Freiheit“ sich nicht gegen die Sowjetunion, sondern gegen den Imperialismus zu bewähren hat; Beispiele solch aufrechten Gangs haben Hunderttausende Kommunisten in den KZ's gegeben. Die Arbeit Dutschkes steckt voll von Konfusion, von Allerweltsäußerungen über das „Projekt Klassenanalyse“ ebenso wie über Solschenizyn, es konnte daher nur die Kritik einiger wesentlicher Linien geleistet werden. Die Arbeit umfaßt neben dem Besprochenen Teile über Georg Lukács, über die Anfänge der Kommunistischen Internationale, über Weltmarkt und Weltrevolution. Tatsächlich leisten diese Abschnitte, die zusammen den Hauptumfang des Sammeluriums ausmachen, keinerlei Beitrag zum „Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen“. Sie sind Zugaben, die sich qualitativ nicht wesentlich vom Besprochenen unterscheiden.

Dutschke hat sich mit diesem Buch viel vorgenommen. Er hat versucht, einen wirren Antikommunismus auf eine materialistische Grundlage zu stellen. Dieses Unterfangen ist gescheitert. Die Veröffentlichung des Machwerks ist nicht wissenschaftlichem oder auch nur propagandistischem Wert zu verdanken, sondern hauptsächlich dem zugkräftigen Namen des Autors, der einen gehörigen Absatz verspricht. Dies dürfte aber die letzte Schrift Dutschkes mit breiter Resonanz sein; politisch spielt der Verfasser keine Rolle mehr, bei dem Versuch, sich als marxistischer Theoretiker zu profilieren, hat er zu hoch gereizt und damit seine rechten wie auch seine linken Leser zumeist enttäuscht. — Das zeigen auch die ausführlichen Rezensionen in der Tagespresse. Georg Wolff („Spiegel“ Nr. 38 vom 19. 8. 74), Ossip K. Flechtheim („Zeit“ Nr. 42 vom 11. 10. 74) und Hans-Dietrich Sander („Welt“ Nr. 232 vom 5. 10. 74) nehmen die Intention Dutschkes zwar beifällig auf, leugnen jedoch klar eine Weiterentwicklung marxistischer Theorie, wie Dutschke sie mit seinem Titel verspricht. Ernest Mandel („Frankfurter Rundschau“ Nr. 261 vom 9. 11. 74) hat sein Urteil über den Verfasser dahin zugespitzt, Dutschkes Thesen seien zwar grundfalsch, aber immerhin

unendlich wertvoller als die „inhaltsarmen Heiligentraktätchen“ von kommunistischer Seite. Johano Strasser („Frankfurter Rundschau“ Nr. 243 vom 19. 10. 74) hält dagegen die gesamte Kritik an Lenin und das Konzept der asiatischen Formationen schlicht für „überzeugend“.

Reinhard Müller

Armanskis Verballhornung des wissenschaftlichen Sozialismus*

Der Buchumschlag verheißt „eine Einführung in das Studium des Marxismus, eine begleitende historisch-materialistische Basislektüre wie auch eine politische Konfrontation mit den gegenwärtigen Tendenzen des Wissenschaftlichen Sozialismus“. Diesem ausgreifenden Anspruch verspricht Armanski auf „materialistische“ Weise, durch „kritische Überwindung der bürgerlichen Wissenschaft“ (12) gerecht zu werden. Was sich indes hinter dieser Ankündigung verbirgt, ist zunächst nichts anderes als ein unbefangenes Nachbeten des Marxverständnisses von Lukács und Korsch. Der Gegenstandsbereich des wissenschaftlichen Sozialismus wird auf die Untersuchung der bürgerlichen Gesellschaft eingeschränkt (11) und anstelle des dialektischen und historischen Materialismus eine Untersuchungsmethode angeboten, die sich in der Beliebigkeit eines soziologischen „Bezugsystems“ auflöst.

Der Hauptteil setzt mit einer oberflächlichen „Skizze des historischen Entwicklungsgrades der gesellschaftlichen Antagonismen“ (13) ein, behandelt dann im Vorbeigehen die halbfeudale und frühsozialistische Literatur und schließt mit der „historischen und systematischen“ Darlegung der Entwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus bis 1848. Das „materialistische“ Verfahren reduziert sich bei näherem Zusehen auf eine materialverwertende Kollagetechnik, in der die Selbständigkeit wissenschaftlichen Arbeitens darin besteht, die jeweils exproprierten Autoren nicht zu erwähnen. Bereits im Potpourri des ersten Kapitels, das im wesentlichen nur schlecht verbundene Bruchstücke der entsprechenden Bände von Kuczynski, Mottek und Obermann enthält, bringen die vorgenommenen Kontaminationen und Umstellungen kaum verständliche oder unsinnige Passagen hervor. „Schleppend“, „zögernd“, „stetig“ oder „sprunghaft“, „langsam“ oder „rasch“ vollziehen sich die ökonomischen Vorgänge, wobei der „Materialismus“ Armanskis darin aufgeht, die benutzten Analysen ihres historisch-konkreten Inhalts zu entkleiden und ein durchscheinendes Gerippe an „kategorialer“ Abstraktion übrigzulassen. In welcher verfälschender Weise Armanski seine Kopiersversuche vornimmt, mögen einige Stellen belegen, in denen die für die Klassenbewegung entscheidenden Aussagen einfach wegfallen. So heißt es bei Obermann, Deutschland von 1815—1848, S. 193:

* Armanski, Gerhard: Entstehung des Wissenschaftlichen Sozialismus. Sammlung Luchterhand, Darmstadt/Neuwied 1974 (243 S., br., 13,80 DM).

„Die steigende Beteiligung der Arbeiter und Handwerksgesellen an den Bestrebungen der Demokraten, u. a. auch an den Turnvereinen, beunruhigte nicht nur die Besitzbürger, sondern auch die gemäßigten Demokraten aus dem Kleinbürgertum. Sie erschrakten vor dem radikalen Ton, den die Propaganda angenommen hatte. Die Arbeiter zeigten sich bereits in diesem Stadium der Vorbereitung der Revolution als eine Triebkraft der demokratischen Bewegung. Im Winter 1847 nahmen die Arbeiter gemeinsam mit den radikalen Demokraten in den Turngemeinden in ihren Beratungen und Aktionen direkt Kurs auf die bevorstehende Revolution.“ Da nun Armanski diesen Text für sein Kapitel „Kleinbourgeoisie und Bauern“ zurechtstutzt, muß er die Rolle der Arbeiterklasse so eliminieren: „Die Zunahme der Aktivität der Arbeiter und Handwerksgesellen beunruhigte nicht nur die Besitzbürger, sondern auch die gemäßigten kleinbürgerlichen Demokraten. Im Winter 1847 bereiteten sich verschiedene radikaldemokratische Gruppen auf die ihrer Meinung nach bevorstehende Revolution vor“ (49). Ebenso frappierend und verfälschend wirken die Textklitterungen, die Armanski, wiederum ohne Nachweis, mit Passagen aus Obermann vornimmt. Während es bei Obermann heißt: „Vor allem traten die Turnvereine als eine Kampftruppe der demokratischen und republikanischen Bewegung auf. Die Turnfeste des Jahres 1847 waren Demonstrationen des Kampfwillens der radikalen Kleinbürger, der Arbeiter und Handwerksgesellen“ (192), wird daraus bei Armanski schlicht: „Die Turnvereine waren die Kampftruppe der demokratischen und republikanischen Bewegung, die Turnfeste wurden zu Demonstrationen“ (48). Das konkrete Offenburger Programm der badischen Demokraten vom 12. September 1847 verwandelt Armanski, der einzelne Punkte wörtlich aus Obermanns Darstellung (191 f.) referiert, schlicht in allgemeine Forderungen der Radikaldemokraten: „Die Radikaldemokraten forderten“ ... (48). An anderer Stelle unterschlägt Armanski durch seine Auslassungen die Feststellung Obermanns, daß die rückkehrenden Handwerksgesellen im „Bund der Gerechten“ und im „Bund der Kommunisten“ organisiert waren. Im Originaltext Obermanns heißt es: „Aber auch die Handwerksgesellen, die in Paris, Brüssel oder London in die Bundesgemeinden eingetreten waren, wirkten nach ihrer Rückkehr in den deutschen Arbeiterbildungsvereinen, die sich seit 1845 in verschiedenen deutschen Städten, so vor allem in Berlin, Hamburg, Bremen und Magdeburg, gebildet hatten. Zahlreiche Flugblätter zeugen von der revolutionären Stimmung der Arbeiter.“ (197) Im vorliegenden Buch wird dies so verwandelt: „Die aus Paris, Brüssel oder London nach Deutschland zurückkehrenden Gesellen wirkten besonders in den zahlreicher werdenden Arbeiterbildungsvereinen. Flugblätter zeigten die revolutionäre Spannung der deutschen Arbeiter und Gesellen ...“ (47) Auch für einfachere Tatbestände „stützt“ sich Armanski auf Obermann. Von Weitlings Schrift „Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein soll“ heißt es bei Obermann: „Die Schrift entsprach dem Stand der Bewußtseinsentwicklung der Handwerksgesellen und fand bei ihnen großen Anklang.“ (121) Armanski ver-

zichtet wie üblich auf die Quellenangabe und gleichzeitig auf die Genauigkeit seiner Textvorlage: „Sie entsprach dem Bewußtsein der Handwerksgesellen und fand großen Anklang“ (43). Ein zweieinhalb Seiten langes Zitat aus Georg Weerths Werken, zur Illustration ins Feld geführt, erweist sich als gänzlich aus Kuczynski (Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 1, S. 339—341) übernommen, nur daß eben Armanski die Fundstelle und den dort angegebenen Herausgeber Weerths, Bruno Kaiser, generös wegläßt. Auch an anderen Stellen kommt dieses präventöse Verfahren, das auf Synthese ausgeht, nicht über den zusammengesetzten Abklatsch hinaus. So wird auch die fundierte Darstellung Walter Tuchscheerers (Bevor das Kapital entstand, Berlin/DDR 1968) „eingearbeitet“. Bei Tuchscheerer heißt es: „Weil Engels hier nur die eine Seite sieht, nämlich daß alle bürgerlichen Ökonomen den Kapitalismus verteidigen, erklärt er auch Ricardo schuldiger als Adam Smith und MacCulloch und Mill schuldiger als Ricardo; denn die Möglichkeit, aus der vorangegangenen Entwicklung der politischen Ökonomie die Konsequenzen zu ziehen, sei für sie größer gewesen. Aus diesem Grunde unterscheidet Engels auch noch nicht zwischen Ricardo und Say als den beiden Antipoden in der Werttheorie, sondern stellt beide auf dieselbe Stufe. Er macht lediglich einen Unterschied zwischen den älteren Ökonomen, den Merkantilisten, die er als ‚Monopolisten‘ bezeichnet, und den neueren Ökonomen, den Verteidigern der Handelsfreiheit, zu denen er unterschiedslos Smith, Say, Malthus, Ricardo, Mill u. a. m. zählt.“ (91) Mit der Interpretation Tuchscheerers stimmen ganze Passagen Armanskis überein: „So erklärt Engels folgerichtig ‚Ricardo schuldiger als Smith und MacCulloch und Mill schuldiger als Ricardo‘, denn die Möglichkeit, aus der vorangegangenen Entwicklung der politischen Ökonomie die Konsequenzen zu ziehen, sei für sie größer gewesen. So stellt er auch die Antipoden in der Werttheorie, Ricardo und Say, auf eine Stufe und unterscheidet allein die älteren (Merkantilisten) und neuen (Liberale) Ökonomen“ (122). Die identische Passage: „denn die Möglichkeit . . .“ findet sich in dieser Form nur bei Tuchscheerer, läßt sich also nicht mit einer möglichen Paraphrase des Engelschen Textes rechtfertigen. Bei der Übernahme des Engelszitates läßt Armanski großzügig den Vornamen Smiths weg und gibt noch dazu die falsche Seitenzahl an. Für diese „Methode“, Klassikerzitate zugleich mit der zugehörigen Interpretation Tuchscheerers unausgewiesen zu übernehmen, sei noch eines der möglichen Beispiele angeführt. Tuchscheerer: „Während in einer auf Gemeineigentum beruhenden Produktionsweise diese Regulierung bewußt erfolge, kenne die moderne, d. h. auf gesellschaftlicher Arbeitsteilung, Privateigentum und individuellem Austausch beruhende kapitalistische Gesellschaft ‚keine andere Autorität für die Verteilung der Arbeit als die freie Konkurrenz‘. Die Regulierung der gesellschaftlichen Produktion, d. h. die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit, erfolgt daher in der kapitalistischen Gesellschaft spontan über den Marktmechanismus“ (271). Bei Armanski wird daraus: „Die auf gesellschaftlicher Arbeitsteilung, Privateigen-

tum und individuellem Austausch beruhende kapitalistische Gesellschaft kennt ‚keine andere Autorität für die Verteilung der Arbeit als die freie Konkurrenz‘ auf dem Markt. Die Regelung der Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit und das Zusammenwirken der individuellen Produzenten geschieht durch das Wertgesetz, das sich vermittels der Konkurrenz durchsetzt“ (137). Ein solches Verfahren der Textexploitation besitzt vertrackte Ähnlichkeit mit dem „mode composé“ (MEW Bd. 4, S. 250) der „wahren Sozialisten“, deren „gründlichster“ Vertreter Karl Grün in der „Deutschen Ideologie“ so charakterisiert wird: „Wie er hier schon scheinbar nonchalant hinwirft, ausläßt, verfälscht, transponiert, um seine Abschreiberei zu verbergen, so werden wir später sehen, daß Herr Grün auch fernerhin alle Symptome eines innerlich beunruhigten Plagiarius entwickelt: künstliche Unordnung, um die Vergleichen zu erschweren, Auslassung von Sätzen und Worten, die er wegen Unkenntnis der Originale nicht recht versteht, aus den Zitaten seiner Vorgänger, Dichtung und Ausschmückung durch unbestimmte Phrasen, perfide Ausfälle auf die Leute, die er gerade kopiert“ (MEW, Bd. 3, S. 485). Aufgrund dieser höchst uneigennütigen Amalgamierungsweise gelangt Armanski zu einer Darstellung, deren Originalität im vor sich hergetragenen „kritischen“ Anspruch besteht. Die mühselig ineinander verschachtelten Einzelteile finden sich in kontingenterer und umfassenderer Form in leicht zugänglichen Standardwerken und weisen zudem dort nicht jene metaphysischen Trennwände zwischen Ökonomie, Politik und Ideologie auf, die Armanski als Beweis seiner „Selbständigkeit“ errichtet. Ein unvermittelt eingeschobenes Kurzkapitel mit den „Hauptdaten der Lebens- und Werkgeschichte“ von Marx und Engels verhindert nicht die Auflösung in eine zerstückelte Produktionsgeschichte des losgelösten Denkens. Diese umständlich referierende Geistesgeschichte bietet ein Wechselspiel von Zitat und Paraphrase und setzt dabei als höchstes Erkenntnismittel den Konjunktiv ein. Armanski scheint bei seinen Extrapolationen eine bisher völlig unbekannte Marx-Schrift (79) benutzt zu haben, nämlich „Kritik des Hegelschen Staatsrecht (!), (1849) (!)“, oder meinte er vielleicht „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Kritik des Hegelschen Staatsrechts (§§ 261—313) (1843)“?

Bei seinen ausgewiesenen Übernahmen kopiert allerdings Armanski die bereits in der Textvorlage enthaltenen Fehler redlich mit. So zitiert er den Artikel I des Statutes des „Bundes der Kommunisten“ nach einem Aufsatz E. Schraepfers, der bereits für „Privateigentum“ fälschlicherweise „Privilegien“ setzt. Damit wird aber das auf marxistische Einsichten gegründete Programm des „Bundes der Kommunisten“, das die Aufhebung des Privateigentums als Voraussetzung der neuen Gesellschaft begreift, wieder auf das weithin naturrechtliche, kleinbürgerliche Vorstellungsniveau des „Bundes der Gerechten“ heruntergebracht. Im übrigen hätte Armanski den Originaltext im MEW-Band 4 nachprüfen oder gar den Diskussionsverlauf im 1970 erschienenen Dokumentationsband nachvollziehen können.

Vor dem Hintergrund solcherart Kenntnisse verwundert es kaum noch, daß Armanski den Herausbildungsprozeß des Bundes der Kommunisten zur ersten revolutionären Partei des Proletariats nur als lose Verbindung von „Arbeitergruppen“ wahrnimmt. Gleichzeitig mit der Verfälschung des proletarischen Charakters des „Bundes der Kommunisten“ tritt der Führungsanspruch der Intelligenz bei Armanski deutlich hervor, wenn er die im „Manifest der Kommunistischen Partei“ enthaltene Bezeichnung „Kommunisten“ mit „die kommunistischen Intellektuellen und Arbeiter“ umschreibt (180). Die Feststellung unseres Marx-Kenners, daß Marx am von der „Demokratischen Gesellschaft“ abgehaltenen Freihandelskongreß mit einer vielbeachteten Rede teilnahm (212), ist mehrfach falsch. Der Freihandelskongreß im September 1847 wurde nicht von der „Demokratischen Gesellschaft“ durchgeführt, sondern durch von Engels als „Narren, Dummköpfe und Schurken“ bezeichnete bürgerliche Ökonomen organisiert. Ebenso wenig konnte Marx auf diesem Freihandelskongreß seine Rede halten, wie Armanski meint, da ihm, nach Weerths Rede, das Wort nicht erteilt wurde. Marx konnte dann seine Rede in der „Demokratischen Gesellschaft“, die erst am 7. November 1847 gegründet wurde, während einer Versammlung am 9. Januar 1848 halten. Die wenig skrupulöse Arbeits- und Zitierweise Armanskis tritt in der „Verwertung“ vorliegender Textsammlungen zur Geschichte des Frühsozialismus ebenso hervor. Dabei gibt Armanski entlegenste Titel und längst überholte Archivsignaturen genauestens wieder, um dann durch ein verschämtes Sigel (K, V) die eigentliche Fundstelle in den Sammelbänden von Kool oder Vester nachzuweisen. Außer dieser systematischen Ausschlichtung scheint sich unser gelehrter Verfasser gar nicht mit den Primärquellen zum Frühsozialismus geplagt und die Sekundärliteratur, wenn überhaupt, nur oberflächlichst durchgesehen zu haben. In einer Anmerkung (208, Anm. 1) dokumentiert Armanski stupende Unkenntnis, indem er nach „Methode und Herkunft“ J. Venedey und W. Marr zur Gruppe der Handwerkersozialisten zählt. Ein solches Klassifizierungskunststück beruht aber auf Textunkenntnis, denn die kleinbürgerlichen Literaten Venedey und Marr grenzten sich scharf von dem „Handwerkersozialismus“ ab. Diese Zuordnung ist allenfalls der alle Unterschiede auslöschenden Abstraktionskraft des Autors geschuldet. Sein kopierender Eklektizismus verbindet sich mit der Unkenntnis und Nichtbenutzung thematisch wichtiger Literatur. Obwohl in der Bibliographie nichtveröffentlichte Manuskripte des Autors und ähnlich Entlegenes (Arbeitstitel, Konspekt eines SALZ, etc.) offeriert werden, Werke eines von Treitschke oder E. Marcks nicht fehlen, vermißt man zahllose marxistische oder bürgerliche Standardwerke. Die aufgenommenen Titel, auf die der Autor in einer Anmerkung gönnerhaft in ihrer Gesamtheit verweist, scheint der „wissenschaftliche“ Sozialist Armanski nur äußerst flüchtig benutzt zu haben. Bei den auftauchenden Fehlern handelt es sich nicht etwa um die üblichen Druckfehler, sondern die Häufigkeit und die Art der falschen Angaben deuten darauf hin, daß der Autor die von ihm in

der Literaturliste zur Schau gestellten Werke allenfalls vom Hörensagen kennt. So ist der in französischer Sprache von B. Andreas herausgegebene Textband zum „Bund der Kommunisten“ nur eine Übersetzung des ebenfalls von B. Andreas (und nicht von „versch.“, wie Armanski meint) herausgegebenen deutschen Textbandes. Die angegebene Herweghausgabe umfaßt nur die Zeit bis 1840 und stellt wie die angeführten Heß-Schriften (ohne die von W. Mönke und E. Silberner herausgegebenen Bände) nur Bruchstücke vor. Die vom Verfasser mitaufgenommenen „Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ setzen zwar mit den bisher vorliegenden Bänden erst 1871 ein, aber aus unerfindlichen Gründen scheint Armanski zumindest ihre Existenz dokumentieren zu müssen. Mit der 1851 erschienenen Schrift eines Johannes Jacoby kann nur 1841 und Johann Jacoby gemeint sein. Paul Mombert ist mit dem nach Mottek alphabetisch verzeichneten (also kein Druckfehler) Paul Mombert identisch. Bei Averini kann es sich nur um Avineri, bei Harmen nur um Hammen, bei MacLellan nur um McLellan und bei Sparge um Spargo handeln. Die seit 1965 erscheinende „Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ kann man nur dann als Quelle angeben, wenn man die kursorische Benutzung der darin enthaltenen Bibliographien und Quellenverzeichnisse schon für die eigentliche Quellenlektüre hält. Bei einem solchen „Quellenverständnis“ verwundert es dann auch nicht, wenn die grundlegende Quellensammlung W. Kowalskis, *Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus*, Berlin/DDR 1967, fehlt und die von F. Brügel und B. Kautsky herausgegebenen Quellentexte zur Sekundärliteratur geschlagen werden. Der Verwechslungsdrang des findigen Autors gewinnt aber nahezu unwiderstehliche Komik, wenn er zwei grundverschiedene Marxbiographien mit genuiner Dialektik zu einem Buch zusammenzwingt, das in dieser phantasmagorischen Form nur in Armanskis Literaturverzeichnis existiert. Aus: Nicolajewsky, B./Maenchen-Helfen, O., *Karl Marx. Eine Biographie*, Hannover 1963, und der Darstellung: Autorenkollektiv unter der Leitung von H. Gemkow, *Karl Marx. Eine Biographie*, Berlin/DDR 1967, entsteht durch Imagination: Nicolajewsky, Boris u. a., *Karl Marx. Eine Biographie*, Berlin (DDR) 1972 (240). Die bibliographischen Spekulationen unseres „kritischen“ Schriftgelehrten gipfeln schließlich darin, daß er zwei in der Zeitschrift „Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ (Abkürzung: BZG) erschienene Aufsätze Renate Merckels in einer nicht existenten „Berliner Zeitschrift für Geschichtsforschung“ vermutet (242).

Besprechungen

Philosophie

Althusser, Louis: Lenin und die Philosophie. Rowohlt Verlag, Reinbek/Hamburg 1974 (90 S., br., 6,80 DM).

Drei kurze, aber gehaltvolle Aufsätze — „Lenin und die Philosophie“, „Über die Beziehung von Marx zu Hegel“, „Lenins Hegel-Lektüre“ — vermitteln einen ersten Einblick in die Spezifik der Theorie Althusser's. Im ersten Text expliziert Althusser eine seiner zentralen Thesen, die eines Unterschiedes, Bruches zwischen Wissenschaft und Philosophie; letztere weise keinen realen Gegenstandsbereich auf und habe demzufolge keine Geschichte, wie die ‚Deutsche Ideologie‘ bemerke (vgl. MEW 3, 26). Wissenschaft hingegen reflektiere einen realen Objektbereich und erweitere die Erkenntnis von Natur und Gesellschaft, worin ihre Geschichte bestehe. Mehrere, ineinander verschachtelte Beweisführungen werden an Lenins Arbeit „Materialismus und Empirio-kritizismus“ demonstriert: a) der historische Ablauf der marxistischen Theorienbildung; den Feuerbach-Thesen von 1845 folgt keine Philosophie nach, sondern eine Geschichtswissenschaft: die des Kapitals, rekonstruiert anhand der Kritik der politischen Ökonomie. Erst 30 Jahre später reagiert Engels auf Dührings Philosopheme, um ihren Einfluß in der Arbeiterbewegung zurückzudrängen, b) eine Logik der Philosophiegeschichte; erst nach den Entdeckungen der *wissenschaftlichen* Kontinente Mathematik (Thales), Physik (Galilei), Geschichte (Marx) entwickeln sich *philosophische* Interpretationen (Platon, Descartes, Lenin). In dem Nicht-Vorhandensein der marxistischen Philosophie bis Lenin „spricht allein die neue Wissenschaft“ (21).

Der philosophische Materiebegriff wird von Lenin präzise vom wissenschaftlichen abgegrenzt. Lenin kann deshalb in die ‚Krise der Physik‘ konstruktiv eingreifen, weil er Materie nicht vulgärmaterialistisch auf Stoff reduziert, sondern die Feldtheorie materialistisch fassen kann. Das Kategorienpaar absolute/relative Wahrheit intendiert eine Theorie der Wissenschaftsentwicklung, während der berühmte Gegensatz Materialismus/Idealismus geradezu die besagte Geschichtslosigkeit von Philosophie repräsentiert. Nicht aus Willkür oder Ignoranz referiert Lenin die Philosophie in einem ahistorischen Gegensatzpaar, sondern weil die Existenz der je herrschenden Klasse sich vermittleils Philosophie reproduziert; die Wissenschaft wird von der herrschenden Klasse so umformuliert, daß ihre Herrschaft nicht als gesondert erscheint, sondern umstilisiert zu den allgemeinen Rah-

menbedingungen von Gesellschaft überhaupt (vgl. 41). Über die Instanz der ideologischen Form von Philosophie intervenieren die antagonistischen Klassen in den Wissenschaften, was sich als Alternative Materialismus/Idealismus ausdrückt: „Der philosophische Eingriff bedeutet entweder die wissenschaftlichen Praxisformen aus, oder er dient ihnen“ (39). Dies gilt nicht nur im offenen Feld des Klassenkampfes mit der Bourgeoisie, sondern auch auf dem Nebenkampfplatz in der Bekämpfung ‚linksradikaler‘ Forderungen, hinter denen sich rechte Positionen verstecken (vgl. 7 und 31).

Der zweite Aufsatz konzentriert sich auf das Verhältnis Marx/Hegel und wiederholt z. T. die Überlegungen von ‚Pour Marx‘. Also: eine nicht-Hegelsche Geschichtskonzeption, eine nicht-Hegelsche Auffassung von Gesellschaftsstrukturen, eine nicht-Hegelsche Form der Dialektik als Besonderheiten des Marxismus, wobei das „nicht“ zu meist ein „anti“ impliziert. Neu sind Überlegungen zum „rationalen Kern“ Hegels. Zuerst analysiert Althusser die Leistung und Funktion Feuerbachs, die als Umkehrung Hegels zu begreifen ist. Feuerbach argumentiert theoretisch in vorhegelschen Abstraktionen, um ideologisch fortschrittlich dazu zu dienen, die Krise der Junghegelianer überwinden zu helfen. Feuerbachs Kombination von alten Problemstellungen mit neuen Fragen grenzt Hegels Denkarbeit aus, die in der Erhellung der Dialektik liegt. Weil Hegel theologisch den Prozeß der Entäußerung der Idee als Entfremdung faßt und den Entfremdungsprozeß teleologisiert, gelingt ihm eine *nichtanthropologische* Erklärung von Geschichte als „Prozeß ohne Subjekt“. Entfremdung ist demnach: „die Teleologie im Prozeß selbst“ (64). An diesen „Prozeß ohne Subjekt“ knüpft Marx an, wobei die berühmte Umkehrung Hegels die Materialität dieses Prozesses erläutert!

Der dritte Text erörtert schließlich die Hegel-Lektüre Lenins, die materialistische Lektüre der „Logik“. Vielleicht sollte man diesen Aufsatz wegen seiner Klarheit zuerst lesen. Althusser entmythologisiert die berühmten „Philosophischen Hefte“, rückt sie in die Kontinuität von „Materialismus und Empiriokritizismus“. Wie ungewöhnlich Althusser verfährt, belegt eine paradoxe Argumentation: Gerade, daß Lenin vor 1914/15 *nicht* die „ganze Logik“ Hegels durchstudiert hat, wird ihm von Althusser *positiv* angerechnet. Warum? Weil es Althusser um die Möglichkeit eines Zugangs zur materialistischen Dialektik ohne Hegel zu tun ist, den er in Lenins Schriften bis 1914/15 durchaus vorfindet. Lenins „Logik“-Lektüre wird von Althusser rekonstruiert, die jeweiligen „Funde“ einer materialistischen Lesart werden verfolgt. Insgesamt erhärtet sich Althusser Aphorismus: „Niemand hat seit 150 Jahren Hegel begriffen, denn man kann Hegel unmöglich begreifen, ohne ‚Das Kapital‘ durchstudiert und begriffen zu haben“ (73, 84). Lenins umgekehrter Ausspruch — ohne „Logik“ kein „Kapital“-Verständnis (LW 38, 170) — wird von Althusser negiert, ‚aufgehoben‘. Die Wissenschaft, ihr Kontinent Geschichte — Natur (vgl. 82!) und Gesellschaft —, wird von Marx und Engels entdeckt, während die Philosophie als bestimmte philosophische Praxis, die vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus interveniert,

bei Lenin bewußt geworden ist. Ob diese Trennung haltbar ist, ob dialektischer Materialismus mit Philosophie *dieser* Fassung, historischer Materialismus mit Geschichte identifiziert werden können, ob die Engels-Kritik (36; 7) zutreffend ist, ob die Feuerbach/Hegel-Darstellung adäquat ist, diese Fragen kann die Rezension stellen, nicht aber beantworten.

Vor allem markiert Althusser's Lenin-Broschüre eine Zwischenstation seiner Selbstkritik; Philosophie wird nicht mehr als „Theorie der theoretischen Praxis“ (wie in „Das Kapital lesen“) bestimmt, sondern im Kontext der Leninschen These von Philosophie als Waffe im Klassenkampf. Jeder Versimpelung dieser Überlegung opponiert Althusser nach wie vor subtile Sprache, die bisweilen ins Spielerische abkippt. Wieweit die Übersetzung (von Thieme) gewisse offenkundige Unsinnigkeiten („Platons Deweiv“, 41, d. h. theorein) verschuldet hat, ist bei einem Vergleich mit dem französischen Original unzweifelhaft: vieles scheint aus handfest politischen Motiven (z. B. „sog. marx. Phil.“, 42 oder die Engels-Passage, 24) vom Übersetzer mißverständlich ins Deutsche erfunden zu sein.

Manfred Lauer mann (Hannover)

Hund, Wulf D.: Geistige Arbeit und Gesellschaftsformation. Zur Kritik der strukturalistischen Ideologie. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1973 (160 S., br., 12,— DM).

Der Streit um den Strukturalismus, um das Geheimnis seiner Wirksamkeit, kann heute nicht als beigelegt gelten. Liefert er die theoretischen Prinzipien exakter Wissenschaftlichkeit bei der Untersuchung gesellschaftlicher und geistiger Systeme? Ist er nichts weiter als ein neuer ‚letzter Schrei‘ auf dem Ideenmarkt, eine intellektuelle Mode, oder muß er begriffen werden als bloße Variante spätbürgerlicher Ideologie?

W. D. Hund beansprucht, in einem Verfahren, das er Wissenschaftssoziologie nennt, den Strukturalismus als *Ideologie*, d. h. als konsequentes, reproduktionsnotwendigen Ausdruck staatsmonopolistischer Produktionsverhältnisse zu charakterisieren. Er kann sich dabei, abgesehen von Lucien Sèves Aufsatz *Über den Strukturalismus* (Marxismus-Digest, I, 1972) kaum auf theoretisch konsistente, über bloße Vermutungen hinausgehende Vorarbeiten stützen.

In der Einleitung formuliert der Autor programmatisch: „Der Parteilampf in der Philosophie muß begriffen werden als Widerspiegelung der Klassenkämpfe in der Gesellschaft“, und: „Ideengeschichte muß geschrieben werden als Geschichte der materiellen Entstehungsbedingungen von Ideen“ (7). Wissenschaftssoziologie beansprucht, dieses Programm einzulösen. „Indem sie Theorien nicht immanent auf ihre logische Schlüssigkeit untersucht, sondern vor allem ihre Funktion in der Gesellschaft klärt“ (zu fragen wäre, ob

sich diese beiden Ansprüche ausschließen?), „überwindet sie den Standpunkt des logischen Positivismus. Indem sie Theorien nicht aus einer idealistischen Auffassung ‚geistiger Kulturen‘, sondern in ihrem historischen Entstehen erklärt, überwindet sie den Standpunkt der bürgerlichen Wissenssoziologie. Von diesem Ansatz her wird ... eine Kritik der strukturalistischen Ideologie versucht“ (8).

Wissenschaftssoziologische Kritik bedarf eines Begriffs von Wissenschaft. Der erste Hauptabschnitt der Untersuchung ist deshalb der Charakterisierung von „Wissenschaft als Prozeß ideeller Produktion“ (21 ff.) gewidmet. Aus der doppelten Charakteristik von Wissenschaft 1) als „Bestandteil des gesellschaftlichen Systems der Arbeit“ und 2) als „relativ eigenständiges Informationssystem“ (16) wird die Notwendigkeit der Untersuchung aller geistigen Produktion hinsichtlich 1) ihrer „ökonomischen Formbestimmtheit“ und 2) ihrer „stofflichen Charakteristika“ (28) abgeleitet. Die begriffliche Erfassung geistiger Produktion nach dem Modell der Marxschen Doppelanalyse des materiellen Produktionsprozesses als Arbeitsprozeß in seinen abstrakten Momenten und historisch spezifiziert als ökonomisch formbestimmtem Prozeß aufnehmend, sieht Hund die spezifische Differenz zwischen materieller und geistiger Produktion „allein in einem Punkt. Während durch materielle Arbeit der Gegenstand direkt angeeignet wird, eignet sich die ideelle Arbeit die Gesetze des Gegenstandes an, seinen Begriff“ (28). Den Prozeß geistiger Produktion stofflich charakterisieren heißt, das in seiner abstrakten Bestimmung überhistorische Verhältnis des Wissenschaftlers zu seinem Objekt zu betrachten; ihn in seiner ökonomischen Formbestimmung zu erfassen heißt, das je historisch spezifische Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft zu analysieren. Auf dieser Basis wäre nun aber zunächst eine weitere Differenzierung angebracht, die die Besonderheiten (einzeln)wissenschaftlicher, ideologischer, philosophischer Produktion innerhalb des Systems der geistigen Arbeit überhaupt herausarbeitete. (Der Mangel einer solchen Differenzierung wird deutlich an Hunds Einschätzung von Lenins „Materialismus und Empiriokritizismus“. Lenin verhalte sich in seiner Kritik des Machismus wie ein „bürgerlicher Philosophieprofessor“, für den „kein gesellschaftlicher Ursprung der Ideen“ (46) bestehe. Lenin erkläre den Machismus nicht aus den gesellschaftlichen Umständen, sondern durch Rückführung auf frühere Ideensysteme (Idealismus des 17. und 18. Jhdts.). Um einzusehen, warum Lenin so verfahren kann, wie er verfährt, bedarf es eben eines Begriffes von der Besonderheit des Parteikampfes in der Philosophie.)

Der zweite Teil der Untersuchung ist darauf angelegt, „allererst die gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen des Strukturalismus aufzudecken“ (53). Ausgehend von der Relevanz von Strukturbegriff und Strukturanalyse in der gegenwärtigen Wissenschaftsentwicklung, wird der Versuch der Trennung dieses ‚harten Kerns‘ allen Strukturalismus von seiner Pervertierung zur bloßen Ideologie unternommen. In einem ersten Schritt, der der Darstellung der stofflichen

Charakteristika der „strukturalistischen Wissenschaft“ (68) gilt, arbeitet Hund ein wichtiges Moment, zwar nicht des Strukturalismus als Wissenschaft, wohl aber des Strukturalismus als einer erkenntnistheoretischen Position, heraus, das er mit einem Zitat aus der „Strukturalen Anthropologie“ von Claude Lévi-Strauß belegt: „Das Grundprinzip (sc. des Strukturalismus) ist, daß der Begriff der sozialen Struktur sich nicht auf die empirische Wirklichkeit, sondern auf die nach jener Wirklichkeit konstruierten Modelle bezieht“ (68). Im Anschluß daran werden zum Nachweis der „ökonomischen Formbestimmtheit“ des Strukturalismus als Ideologie einige zentrale epistemologische Kategorien in ihrer „strukturalistischen Variante“ vorgestellt (76 ff.). Ergebnis: Die ganze Situation des Strukturalismus ist gekennzeichnet durch „die Ohnmacht des Subjekts ... die Vorherrschaft eines anonymen Denkens ... die Überbetonung der Synchronie ... Kontemplation ... die Abwesenheit von Diachronie ... Zweifel am tätigen Leben ... einen Mangel an Dialektik“ (75—91). Diese in äußerst groben Zügen zutreffende Einschätzung bringt jedoch weder durch ihre Systematik noch aus ihrem Begründungszusammenhang heraus gegenüber früheren Analysen (etwa Alfred Schmidt oder Urs Jaeggi) Neues.

Der letzte Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit der „strukturalistischen Ideologie als Ausdruck des staatsinterventionistischen Monopolkapitalismus“ (97 ff.). Die äußerst gedrängten programmatischen Ausführungen zur Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaftsformation führen Hund zur abschließenden Zuordnung von logischem Positivismus und Konkurrenz sowie von Strukturalismus und Monopolherrschaft (124 ff.). Zweifellos rückt für den staatsmonopolistischen Kapitalismus das Problem der Systemrationalität bzw. -irrationalität in den Vordergrund; der Versuch der *Regulierung* gesamtgesellschaftlicher Prozesse, immer wieder konfrontiert mit der grundsätzlichen Unmöglichkeit gesamtgesellschaftlicher *Planung* unter den Bedingungen kapitalistischer Produktion, erfordert Struktur- und Systemanalysen gesellschaftlicher Phänomene. Aber wenn Hund schreibt: „Der herrschaftlich bestimmte Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital wird vom Strukturalismus transzendiert. Da das Subjekt sich im Arbeitsprozeß nicht bei sich weiß, wird ihm seine Rolle einfach abgesprochen. Da dieser Prozeß die in ihm konfligierenden Gegensätze trotzdem zusammenfaßt, Reproduktionsprozeß der Gesellschaft ist, muß dann eben eine Wirkursache, vor jeder menschlichen Existenz' im Spiel sein, eine vorgegebene Struktur, die sich verwirklicht ... Der Strukturalismus ist der Hohepriester des Kapitalismus“ (132), so muß er sich den Hinweis gefallen lassen, daß hier Strukturalismus als Ideologie mit einem allgemeinen Merkmal des Kapitalismus überhaupt zusammengebracht wird, keineswegs aber mit einem für den staatsmonopolistischen Kapitalismus spezifischen. Die Hauptthese des Buches, daß nämlich der Entstehung der Monopole und des Staatsinterventionismus die Entstehung der strukturalistischen Ideologie entspricht, verbleibt damit im Vorfeld einer beweiskräftigen Ableitung. Daß Hunds Analyse am Ende eher Argu-

mente gegen sich selbst als gegen das Objekt seiner Kritik liefert, berührt unserer Ansicht nach jedoch nicht seinen im Kern fruchtbaren Ansatz einer wissenschaftssoziologischen Ideologiekritik.

Hans-Jörg Rheinberger (Berlin/West)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Bartsch, Renate, und Theo Vennemann (Hrsg.): Linguistik und Nachbarwissenschaften. Scriptor Verlag, Kronberg/Ts. 1973 (306 S., br., 10,80 DM).

War noch vor einiger Zeit ein Kennzeichen der Linguistik, sich von anderen Wissenschaften (wie etwa der Älteren Deutschen Philologie) abzugrenzen, indem sie sich einen autonomen Objektbereich konstruierte, so reduzierte sich dieser Autonomieanspruch mit der Entwicklung der sogenannten Bindestrichlinguistiken: Soziale, psychologische, pragmatische und andere Aspekte von Sprache, die von der Systemlinguistik unberücksichtigt bleiben mußten, weil sie den strukturalistischen und generativ-transformationellen Analyseprozeduren durch die feingesponnenen Maschen schlüpfen, wurden vermehrt zum Gegenstand (sprach-)wissenschaftlicher Forschung. Nichtsdestoweniger blieb dabei die Dominanz der Systemlinguistik unangetastet: Sozio-, Psycho- und Pragmalinguistik erfüllen zumeist nur untergeordnete, höchstens aber beigeordnete Funktionen im Verhältnis zur „Mutter“-Linguistik. Genau diesen Eindruck einer Vielzahl von Einzel- und Teilwissenschaften, die sich mit je unterschiedlichen Aspekten von Sprache befassen und die sich um „die“ Linguistik gruppieren, vermittelt der vorliegende Reader.

Bezeichnend ist, daß in den Einzelbeiträgen (sie alle sind betitelt nach dem Muster „Linguistik und ...“) zumeist auch keine Überlegungen darüber angestellt werden, ob nicht — zusammen mit der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung — gerade die Komplexität des Gegenstands Sprache dafür verantwortlich ist, daß man ihrer nur habhaft werden kann, indem man sie fein säuberlich in Einzelteile zerlegt und diese Teile dann den verschiedenen Disziplinen zur Untersuchung zuordnet. Damit spiegeln die Beiträge das grundsätzliche Dilemma einer Wissenschaft wider, die ihre Existenzberechtigung nur in einem autonomen Gegenstand finden zu können glaubt, zugleich diesen Gegenstand aber nicht in den verschiedenen Momenten seiner Totalität zusammenhalten kann, weil sie gezwungen ist, ihn in Einzelaspekte zu zerfasern. So wird auch von den Herausgebern des Bandes an der Autonomie der Linguistik festgehalten: „Die Sprachwissenschaft ist also sowohl in Hinsicht auf die Nachbarwissenschaften als auch in Hinsicht auf die übergreifende Wissenschaft Semiotik eine eigenständige Wissenschaft: den Nachbarwissenschaften gegenüber durch die Thematisierung eines spezifischen

Aspekts der Sprache als zentrale Aufgabe, der Semiotik gegenüber durch die Spezialisierung des Forschungsgegenstandes.“ (15)

In diesem Sinn wird eine grundsätzliche Klärung dessen, was Sprache als wissenschaftlichen Gegenstand eigentlich ausmacht, in den meisten Beiträgen nicht weiter verfolgt, sondern vorausgesetzt: Zu bestimmen bleibt dann lediglich, welche Aspekte von Sprache welcher Wissenschaft zuzuordnen sind. Diese Wissenschaften haben darum häufig den Status einer Hilfswissenschaft für die Linguistik, so die Phonetik: Ihre wertvollste Funktion für die Linguistik liegt darin, „das linguistisch Festgestellte zu erklären.“ (Vennemann, 27). Mit diesem Gedankengang ist das Prinzip der wissenschaftlichen Erklärung vom Gegenstand abgelöst und zu einem Problem der Vereinbarkeit von Wissenschaftszweigen bzw. Theorien geworden.

Dagegen liefert Harry A. Whitacker mit seinem Beitrag „Linguistik und Neurologie“ (45—57) den Beleg dafür, daß dem nicht so sein muß: Er beschreibt — zur empirischen Stützung sprachwissenschaftlicher Aussagen und Urteile —, daß bei Patienten mit Schädigungen bestimmter Gehirnpartien zugleich auch bestimmte sprachliche Fertigkeiten dem Sprecher verlorengehen. Weit davon entfernt, die neurophysiologischen Korrelate dieser Fertigkeiten en detail bestimmen zu können, läßt sich als wichtiges Ergebnis festhalten: „Sprachbeeinträchtigungen zeichnen auch linguistische Kategorien aus und geben damit noch detailliertere Einsichten in das zentrale Sprachzentrum, während sie zugleich empirische Stützung für Hypothesen über linguistische Strukturen abgeben.“ (49) Linguistik und Neurologie befinden sich im Status gegenseitiger Abhängigkeit; Thesen der einen verweisen auf mögliche Belege oder Falsifikationen durch die jeweils andere. Für die Linguistik bietet sich somit die Möglichkeit, Informationen darüber zu erhalten, ob und welche der oft hypostasierten *linguistischen* Strukturen tatsächlich als *sprachliche* Strukturen im Gehirn repräsentiert sind (vgl. 52).

Die Beiträge zu „Linguistik und Psychologie“ (Leuninger, 225—242) und „Linguistik und Spracherwerbsforschung“ (Miller, 243—262) befassen sich ebenfalls mit dem Verhältnis von Sprache und psychischen Prozessen und Strukturen, versuchen aber, ausgehend von der generativen Transformationsgrammatik, letztere — wenn auch in modifizierter Form — als Theorie über Sprache mit psychischen Mechanismen in Einklang zu bringen. Bei Leuninger kommt im Fazit immer noch das Sprachsystem vor der Verwendung, der Gegenstand Sprache wird im Sinne der Transformationsgrammatik konstruiert: „Sicher ist es richtig, daß mit dem Erwerb von sprachlichen Regeln immer auch ihre Verwendungsmöglichkeiten mit erlernt werden müssen. Sicher ist es aber auch richtig, daß man überhaupt etwas, und das sind sprachliche Regeln, in Kontexten verwenden können muß.“ (239)

Hinweise darauf, wie eigentlich der reale Gegenstand Sprache beschaffen ist (erst im Anschluß daran scheint die Frage sinnvoll, welche Wissenschaften zu seiner Analyse beitragen können), finden sich

bei Klaus („Linguistik und Erkenntnistheorie“, 127—139) und Dieckmann („Linguistik und Sozialgeschichtsforschung“, 141—159). Beide bestimmen Sprache von einer wesentlich geschichtlich-gesellschaftswissenschaftlichen Analyseposition her (134, 141). So ist für Dieckmann Sprachwissenschaft schon vom Ansatz her Geschichtswissenschaft; dieser Ansatz führt, da erklärungsstärker als die Zweiheit von Diachronie und Synchronie, zur Forderung nach Umorientierung an die herrschende Linguistik, die nur in partiellen neueren Entwicklungen (Dieckmann nennt u. a. Leont'evs Theorie der Sprechfähigkeit) „sich der Tatsache bewußt geworden ist, daß die Homogenität der Sprache, wie auch die Verselbständigung der Kompetenz von der Performanz, der Struktur von der Funktion, der Synchronie von der Diachronie Konsequenzen der angewendeten Methoden sind und nicht Eigenschaften des analysierten Objekts, und daß ein erweitertes Erkenntnisinteresse sich neue methodische Zugänge zu den Problemen schaffen kann und muß“ (153).

Der Sammelband zeigt damit zugleich mit dem Dilemma einer zu kurz greifenden Systemlinguistik und ihrer Hilfswissenschaften auch Auswege aus dieser Situation, die — obzwar in rudimentärer Form — doch die Richtung angeben, in der weitere Überlegungen zu verlaufen haben.

Jürgen Ellerbrock (Marburg)

Glaser, Hermann: Das öffentliche Deutsch. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1972 (104 S., br., 6,— DM).

Glaser stellt hohe Anforderungen an seine Aufgabe: er will „Entlarvung oder Zerschlagung sprachlicher Stereotypie“ (8), „Verunsicherung“ (8), „Ideologiekritik“ (7). Vom „Politikerdeutsch“ bis zum „Intimitätsjargon“ spannt sich der Bogen seiner hier zusammengestellten Aufsätze.

Die Arbeitsweise Glasers läßt sich exemplarisch an seiner Auseinandersetzung mit dem „Politikerdeutsch“ darstellen. Ausgangspunkt bildet die „Sprache des Faschismus“. Glaser fügt bisherigen Arbeiten keine neuen Erkenntnisse hinzu; Feststellungen wie: „Im besonderen belügt die faschistische Sprache die Massen dadurch, daß sie die gesellschaftliche Wirklichkeit verbirgt“ (19), werden mit Marcuse veretzt: „Faschistische Sprache ist eine extreme Ausprägung der ‚affirmativen Kultur‘“ (20). Für Glaser ist gerade Marcuses Theorie ideologischer Hintergrund für den Versuch, die Totalitarismus-Theorie auch im sprachlichen Bereich festzumachen: „Affirmativ in diesem allgemeinen, strukturellen Sinne ist auch die totalitäre Sprache des Vulgärmarxismus, wie sie in der DDR gedeiht. Fast jeder offizielle Text zeigt eine unkritische Verabsolutierung der eigenen Position bzw. eine gesellschaftsromantische Verschleierung von Realität“ (20 f.). Internationale Solidarität wird bei Glaser zum „Weltverbrüderungswahn“ (21). Selbst wo es Glaser um die Sprache pornographischer Literatur geht, kann er sich eines Seitenhiebs auf angeblich

„Linke“ nicht enthalten: „Die Matrizen der Lust werden dem Voyeur somit von zwei Seiten geliefert: von der auf Kommerzialisierung ausgerichteten Illustriertenpresse ... und vom ‚linken‘ Abreaktions-orgasmus, der veröffentlichten Koitus als Emanzipation mißversteh“ (91).

Diese eigentümliche Mischung aus Plattitüden, aufgeblasenen Aphorismen, scheinprogressiven Phrasen und Don-Quichotterien gegen links kennzeichnen auch die anderen Aufsätze des Bandes. Glasers Polemik gegen APO und ‚Protestbewegung‘ waren schon 1972 anachronistische Scheingefechte. Hermann Korte (Bochum)

Küpper, Heinz und Marianne: Schülerdeutsch. Classen-Verlag, Hamburg 1972 (134 S., br., 14,— DM).

Bei der vorliegenden Darstellung handelt es sich um ein Glossar, das rund 6000 Ausdrücke aus der Umgangssprache von Schülern umfaßt und dazu dienen soll, „auf sprachlichem Weg das Verständnis für die heutige Jugend“ zu vertiefen (5). Um der „besonderen Welt- und Lebensauffassung der Schüler“ (ebd.) gerecht zu werden, haben die Verf. „Fragelisten“ verschickt, allerdings deren Fragestellung weder praktisch noch theoretisch erläutert. Die Vermutung liegt daher nahe, daß nach dem Motto: „Jede Zuschrift ist uns willkommen. Jede Vokabelmeldung bereichert unsere zentrale Sammelstelle des Schülerdeutsch“ (5) willkürlich Redewendungen zusammengestellt und unbesehen als ‚Schülersprache‘ hingestellt worden sind.

Über die Gewährsleute des Schülerwortschatzes werden nur vage Andeutungen gemacht. Küpper beruft sich auf „Angaben von 7500 Schülern“, doch wird die Authentizität dieser Hinweise durch den Nachsatz: „auch viele Lehrer haben uns geholfen“ (5) in Frage gestellt. Unklar bleibt auch der Untersuchungszeitraum der Küpperschen Fragebogenaktion. Zwar heißt es: „Die meisten Vokabeln sind nach 1955 gesammelt worden“ (5), doch werden als Fundorte auch Städte aus dem früheren Deutschen Reich („Breslau, Memel, Königsberg“, 6) genannt. Aus einzelnen inhaltlichen Merkmalen läßt sich entnehmen, daß die gesammelten Schülervokabeln bis in die Zeit vor dem 1. Weltkrieg zurückdatieren (z. B. „Pussierknick = Knick im oberen Rand der Gymnasiastenmütze“, 92) und die vielfältigen Formen nationalistischer, chauvinistischer und faschistischer Propaganda, denen das deutsche Schulleben ausgesetzt ist, mit einzelnen Redensarten widerspiegeln („Dein Gesicht auf einen Fahnenmast, und wir hätten den Krieg gewonnen“, 40).

Die „Gewährsleute“, so wird versichert, „verteilen sich gleichmäßig auf sämtliche Schularten“ (5) im deutschen Sprachgebiet, ob damit auch die polytechnische Oberschule in der DDR erfaßt wird, bleibt zu bezweifeln: Die inhaltlichen Merkmale der meisten Ausdrücke weisen auf Kommunikationsbedingungen des herkömmlichen

deutschen Gymnasiums, dessen Selbstverständnis in der überheblichen Abgrenzung gegen sozial tiefer stehende Schülergruppen zum Ausdruck kommt („Kleinbürgerschule = Mittelschule“, 66; „Schule für Normalverbraucher = Volksschule“, 108; „Arbeiterschule = Berufsschule“, 17). Viele Ausdrücke, die Konkurrenzverhalten und soziale Hierarchien innerhalb eines Klassenverbandes darstellen sollen, signalisieren mit ihrer schulmeisterlichen Diktion der Herablassung auch ihre Herkunft aus der Begriffs- und Vorstellungswelt des Lehrers: „Schleppsäbel = Schüler, der den Fortschritt einer Klasse aufhält“ (104), „Pumpejüs = Vom Kameraden abschreibender Schüler“ (92), „Rache der letzten Bank = Unfug der Klassenschlechtesten“ (93). Wortbildungen wie „Pestalozzi-Gymnasium = Hilfschule“ (88) belegen, welch Geistes Kind das implizite Aufstiegsdenken ist. Die mit dem Aufstiegsdenken verbundenen Vorstellungen von Einordnung und Unterordnung lassen sich nur beschränkt als repräsentativ für die heutige Situation von Schülern an Gymnasien in der Bundesrepublik darstellen. Das Typische des Schüler-Jargons, dessen inhaltliche Bestimmung jeweils aus dem subkulturellen Milieu der verschiedenen Schularten abzuleiten wäre, läßt sich nicht durch Kompilation erfassen: Was hat schon die Lebenssituation und die Vorstellungswelt eines Internatszöglings mit der eines Hauptschülers gemein?

Rudolf Bähr (Berlin/West)

Watt, Ian: Der bürgerliche Roman. Aufstieg einer Gattung.
Defoe — Richardson — Fielding. Aus dem Englischen von K. Wölfel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1974 (400 S., br., 14,— DM).

Watts Studie über den frühen englischen Roman gehört zu den klassischen Produkten englischer Literaturforschung; sie zu übersetzen und als Taschenbuch herauszugeben, ist ein Verdienst. Die Übersetzung, sklavisch genau, hätte man sich angesichts des stilistisch flüssigen Originals von 1956 weniger schwerfällig und pretiös gewünscht. In der Formulierung des Titels verlagert der Übersetzer den Akzent unzulässig, wenn er ‚The Rise of the Novel. Studies in ...‘ wie oben übersetzt. Bei Fielding wird, wie Watt ganz richtig betont, das Epithet ‚bürgerlich‘ nämlich ein wenig zweifelhaft (vgl. 315 f.). Die Behandlung der Zitate im Text ist inkonsequent; sie sind entweder im Original belassen und in den „Anmerkungen des Autors“ (bzw. denen „... des Übersetzers“!) übersetzt aufgeführt, oder sie sind im Text übersetzt und dann nirgendwo im Original zu haben. Schließlich ist nicht einzusehen, warum der Verlag nicht noch die 22 Seiten finden konnte, um den ausgezeichneten Index und das informative Vorwort des Verfassers aus der Originalausgabe zu übernehmen.

Watt findet, zunächst bei Defoe, in den frühen englischen Romanen einen Realismusbegriff (1. Kap., 7—37), der in enger Beziehung zu

dem der Individualphilosophie der Descartes, Locke usw. steht und durch die „Abwesenheit formaler Konventionen“ und „traditioneller Fabeln“, durch die Entwicklung von Mustern „der autobiographischen Erinnerung“, durch detaillierten „Gebrauch von Eigennamen“ und andere Formprinzipien für die neue Romanform (novel gegenüber romance) die „Individualität der Beschreibung . . . als typisches Moment“ bereitstellt. Nach E. M. Forster wird allegorisches „life by values“ ersetzt durch „life by time“, d. h. durch ein Leben im Nexus von Zeit und Raum, das laut Allen Tate „den Menschen vollständig in seine physische Umgebung hineinzustellen“ vermag. Watt unterscheidet sich in seinen Ansatzpunkten deutlich von den Anhängern des Formalismus, die lediglich fragen (wie D. van Ghent in ‚The Function of the Novel‘), „was sind seine Elemente?, wie hängen sie in einer Einheit zusammen?, inwiefern eignen sich die speziellen Techniken des Romans zur Gestaltung dieser besonderen Welt?“ Auf Watts Definition der neuen Romanwelt trifft eher die Bezeichnung „Organ einer Lebensäußerung . . . und eine Weise der Aneignung des menschlichen Lebens“ (Marx) zu. Er wählt die Bezeichnung „formaler Realismus“ („formal realism“), als „... erzählerische Konkretisierung einer Prämisse . . . , daß der Roman ein vollständiger authentischer Bericht über menschliche Lebenserfahrung sei“ (35), um so die Offenheit des Begriffs gegenüber der soziologischen wie der formästhetischen Anwendung zu betonen. In exzellentem Überblick beschreibt Watt den ökonomisch und ethisch rigorosen Aufstieg jenes städtischen Handelsbürgertums (2. Kap., 38—66), dessen Ethos die komplexe soziale und geistige Schichtung der englischen Mittelklassen weitgehend bestimmte, in Richtung auf einen Kapitalismus mit puritanisch-individualistischer Ideologie. Aus diesen Schichten und nicht aus der Masse derer, die „nicht einmal das bloß Lebensnotwendige hatten“ (43), rekrutiere sich das Lesepublikum der Romanciers. „Solche gesellschaftlichen Veränderungen wie der Aufstieg des ökonomischen Individualismus, die zunehmende Arbeitsteilung und die Entwicklung der konjugalen Familie“ (206) brachten ein vorwiegend weibliches Lesepublikum hervor, dessen kulturelles Geltungsbedürfnis in einem realistischen, und doch auch wieder schmeichelhaften Selbstbildnis Genüge fand. Während Defoe im ‚Robinson Crusoe‘ (67—105) und in ‚Moll Flanders‘ (106—56) in „blinde(r) und fast absichtslose(r) Konzentration“ die extrovertierte „ökonomische und gesellschaftliche Manifestation“ einer puritanisch-individualistischen „Ideologie des Industriekapitalismus“ gestaltet, geht es, bei Richardson, in ‚Pamela‘ (157—201) und ‚Clarissa‘ (243—279), um eine befriedigende Lösung der philosophischen Probleme einer nunmehr „wesentlich anthropozentrische(n) Welt“. Die „Illustration des homo oeconomicus“ (70) bei Defoe und die „Darstellung des Innenlebens“ (223) bei Richardson erscheinen als gültige Dokumente des historischen Aufstiegs und der literarisch-ideologischen Ausrichtung des englischen Bürgertums und sind als solche über den Bereich der Anglistik hinaus von allgemeiner Bedeutung für das Studium des Aufstiegs der bürgerlichen Schichten. Daß in Frank-

reich (und Deutschland) nach Watt „die Beziehung zwischen Literatur und Leben im Roman das ganze 18. Jh. hindurch weit distanzierter und formaler“ geblieben ist (352), drängt den Vergleich mit der „gesellschaftliche(n) und literarische(n) Machtposition ... die der englische Mittelstand bereits ... in der Glorreichen Revolution von 1689 erlangte“ (353 f.), nachdrücklich auf.

Mit der Einordnung von Fieldings Romanen scheint Watt allerdings Schwierigkeiten zu haben. Bereits im Vorwort meint er halb entschuldigend „... bedauerlicherweise ist meine Behandlung Fieldings weniger umfangreich als die von Defoe und Richardson — da zu seiner Zeit die meisten Elemente des neuen Romans bereits entwickelt waren, schien es nicht notwendig, über eine Analyse der Verknüpfung dieser neuen Elemente mit der klassischen Tradition hinauszugehen.“ Die Beschränkung auf eine wesentlich formalästhetische Untersuchung (280—340) der Fieldingschen Konzeption eines modernen komischen Epos vernachlässigt jedoch die Untersuchung wirkungsästhetischer Aspekte seines Werks. Zu behaupten, Fieldings Romane hätten „ihre Wurzeln nicht so sehr in gesellschaftlichen Veränderungen ... als vielmehr in der neoklassizistischen Tradition“, erscheint ungerechtfertigt. Gerade die meisterliche Handhabung der Fabel, auf die Watt hinweist (315), prädestiniert Fielding in einem sehr viel weiteren, kollektiveren Sinne als Richardson und Defoe zum Gesellschaftskritiker seiner Zeit. Der durch die komische Verfremdung garantierte Abstand zu seinen Romanfiguren ermöglicht ihm ein objektiveres Urteil über die Aktivitäten seiner Charaktere im gesellschaftlichen Raum; denn Tom Jones und die Seinen sind ja nicht, wie Richardsons Figuren, Gegenstand psychologischer Analyse, sondern „Instrumente“ in der Hand des Autors zur kritischen Indication gesellschaftlicher Verhaltensweisen. Wenn Watt in ‚Tom Jones‘ nur die „erfolgreiche Anpassung des Einzelnen an die Gesellschaft“ (317) erkennt, dann vernachlässigt er die Absicht Fieldings, „die Wirksamkeit der universalen Ordnung auf dem menschlichen Schauplatz sichtbar zu machen“ (318), „not men, but manners, not an individual, but a species“ darzustellen. Aber Watt sagt das ja alles, nur wirkt die Arbeit hier ein wenig konfus und widersprüchlich. Das gleiche gilt auch für das abschließende Kapitel („Realismus und die spätere Tradition der Gattung“, (341—55), in dem er wieder den Begriff der Gesellschaftlichkeit zu ausschließlich auffaßt als formales Vermögen einer im Grunde vorherrschenden Richtung des psychologischen Romans, aus dessen Tradition „einige der bedeutendsten Beiträge nicht nur zur Entwicklung der Möglichkeiten der Form Realismus, sondern auch zur Schilderung der Gesellschaft gekommen sind“ (348). — Doch selbst die partielle Voreingenommenheit Ian Watts gegenüber der Fieldingschen Romankonzeption verringert kaum die Bedeutung seiner literatursoziologisch und methodisch so gründlichen und dennoch äußerst lesbaren Arbeit, als einem der wichtigsten Beiträge zur frühen Entwicklungsgeschichte des modernen Romans.

Hagal Mengel (Belfast)

Hartwig, Helmut, und Karl Riha: Politische Ästhetik und Öffentlichkeit. 1848 im Spaltungsprozeß des historischen Bewußtseins. Anabas-Verlag, Gießen 1974 (228 S., br., 26,80 DM).

Publikationen zur Revolution von 1848 haben in Ost und West — wenn auch unterschiedlich akzentuiert — zumeist die gleiche Funktion; sie unterstützen den Legitimationsprozeß des jeweiligen Systems. Hüben unter Berufung auf die Nationalversammlung in der Paulskirche „unsere parlamentarische Demokratie“ und drüben mit besonderer Betonung der revolutionären Massenbewegungen 1848/49 die „Volksdemokratie“. Auf diese Funktionalisierung der Historie, auf den Zusammenhang zwischen aktueller Politik und der Geschichtsdarstellung in der Publizistik heben H. Hartwig und K. Riha in ihren Beiträgen ab.

Teils ausführlich, teils nur im Ansatz werden Darstellung und Bewertung der revolutionären Ereignisse von 1848 in Zeitungsberichten, Flugblättern, Gedichten, Romanen, Reden, Gedenkfeiern, Bildern und Karikaturen besonders aus den Erinnerungsjahren 1898, 1918, 1948 und 1973 dokumentiert und in ihren bedeutsamen Tendenzen erhellt. Für die Autoren ist dabei evident, daß im Geschichtsbild der DDR die fortschrittliche bürgerliche Tradition bewahrt wird, während im Westen in der Abwehr des Sozialismus Stück für Stück des liberalen bürgerlichen Bewußtseins modifiziert und die eigene demokratische Vergangenheit verdrängt wird (7). H. Hartwig weist in diesem Zusammenhang aber explizit darauf hin, daß eine positive Würdigung der DDR-Geschichtsdarstellung nicht zugleich auch eine kritiklose Zustimmung zum Aufbau des Sozialismus, wie er sich konkret in der DDR vollzieht, bedeutet. An den westdeutschen Darstellungen der Revolution von 1848 wird der Versuch kritisiert, Parlamentarismus und Demokratie als identisch hinzustellen. Bereits eine Analyse von Kaiserreich und Weimarer Republik zeige, wie sich hinter den Kulissen des Parlaments feudale Interessen durchsetzten bzw. antidemokratische Gesellschaftsstrukturen erhielten.

Den Leser erwartet in den beiden Beiträgen aber keine chronologisch geordnete und systematische Analyse unterschiedlicher Betrachtungsweisen der bürgerlichen Revolution, sondern vor allem eine Fülle von Anregungen, theoretischer Perspektiven, offengelassener Fragen und nicht zuletzt von Arbeitsmaterialien.

Neben der Darstellung in der bildenden Kunst ist auch die Rezeptionsgeschichte der Revolution von 1848 in der Literatur nachgezeichnet. K. Riha demonstriert, daß die Rezeption bis 1945 vorwiegend im Rahmen der bürgerlich-liberalen Tradition blieb und die Linie zurück zur Revolution allein für das Bürgertum, nicht aber für das Proletariat gezogen wurde. Die kleine Schar jener Demokraten, die den Idealen von 1848 treu blieb und auch die Arbeiterschaft an der allgemeinen Emanzipation teilnehmen lassen wollte, wurde, wie z. B. Weerth und Herwegh, verdrängt oder diffamiert. Neben den Bei-

trägen und Interpretationen von Hartwig und Riha sind es besonders die Bilder, Karikaturen und Texte — sie machen etwa 40 % des Buches aus —, die den Band zu einer wertvollen und nützlichen Quellensammlung machen.

Jörg Berlin (Hamburg)

Soziologie

Perlman, Robert, und Arnold Gurin: *Community Organization and Social Planning*. John Wiley & Sons Inc., New York 1972 (292 S., Ln., \$ 4.—).

Die Arbeit ist Teil einer Studie des „Council of Social Work Education“ (USA) zur Entwicklung eines Curriculums für die weiterführende Ausbildung von Sozialarbeitern im Aufgabengebiet Gemeinwesenarbeit und Sozialplanung. Die Autoren beanspruchen, die professionelle Entwicklung und organisatorischen Rahmenbedingungen von Gemeinwesenarbeit und Sozialplanung als spezifischen Interventionen der staatlichen und kommunalen Verwaltungen sowie der privaten Wohlfahrtsverbände in „defizitäre“ Lebensbedingungen der Bevölkerung darzustellen. Das Buch soll einen Beitrag leisten zur wissenschaftlichen Fundierung dieser relativ neuen Arbeitsfelder innerhalb der amerikanischen Sozialarbeit, deren Professionalisierung im Vergleich zu westeuropäischen, insbesondere westdeutschen Verhältnissen schon weit vorangeschritten ist.

Perlman/Gurin bestimmen ihren Untersuchungsgegenstand äußerst formal: „Community Organization and Social Planning refer to activities in which organizational methods of intervention are used to meet social needs and counteract social problems. This requires that practitioners and the groups employing them find ways of redistributing resources, service functions, and decision-making power“ (88). Gemeinwesenarbeit und Sozialplanung seien organisierte „Problemlösungsprozesse“ zur planvollen Herstellung sozialen Wandels in allen Bereichen des Gesellschaftssystems. Ihr Zweck beschränke sich nicht darauf, verfügbare Mittel (soziale Dienste, Einrichtungen und Leistungen) mit den jeweiligen Bedürfnissen der Bevölkerung in Übereinstimmung zu bringen — wie dies bei den traditionellen Konzepten der Gemeinwesenarbeit der Fall ist —, sondern richte sich auf die Verbesserung sowohl der Problemlösungsfähigkeiten und gegenseitigen Beziehungen der Menschen (durch Gemeinwesenarbeit) als auch der sozialpolitischen Leistungen und lokalen Lebensbedingungen selbst (durch Sozialplanung).

Die Verfasser untersuchen Begriff und geschichtliche Entwicklung der neuen Aufgabengebiete, die allgemeinen Tätigkeitsmerkmale und die Methodik des Praktikers, die Zielvorstellungen und wissenschaftstheoretischen Implikationen der verschiedenen „Praxistheo-

rien“, die allgemeinen Anforderungen an eine Arbeit in freiwilligen Vereinigungen, Dienstleistungsorganisationen und Planungsausschüssen sowie die Bedingungen für eine umfassende „Gesellschaftsplanung“. Nach der Darstellung der allgemeinen „erprobten“ methodischen Schritte des Praktikers („Definition des Problems“ — „Aufbau von Problemlösungsstrukturen und Kommunikationskanälen“ — „Politikanalyse und -auswahl“ — „Programmentwicklung“ — „Durchführung und Rückkopplung“) sowie der verschiedenen Praktiker-„Rollen“ („Befähiger“ — „Planer“ — „Advokat“) erörtern Perlman/Gurin im Hauptteil ihrer Arbeit ausführlich den „organisatorischen Kontext“ der Praxis, indem sie einerseits abgehobene organisationssoziologische Theorien, andererseits konkrete Praxisberichte referieren. In dieser Darstellung werden die verschiedenen Handlungsfelder und Aufgabenbündel des Praktikers in ein chaotisches Faktorengewirr aufgespalten, wodurch der anfangs postulierte Zusammenhang zwischen Aufgaben — Methoden — Rollen — und strategischen Zielen verlorengeht. Aufschlußreiche Facts liefert das Buch bei der Darstellung einiger Ansätze der Kennedy-Administration zu einer umfassenden Planung am Beispiel der sog. „Demonstrativprogramme“ („Delinquenzkontrolle“, „Krieg gegen die Armut“, „Modellstädteprogramm“) sowie der in diesem Zusammenhang offiziell geförderten Selbsthilfeaktivitäten der Bevölkerung in den städtischen Ghettos („Community Action“- und „Social Action“-Programme), wobei die Gründe des Scheiterns dieser Projekte sowie die bestehenden Ansatzmöglichkeiten für die Praktiker von Gemeinwesenarbeit und Sozialplanung aber nur kursorisch dargestellt werden.

Entsprechend der Konzeption der Arbeit als „Lehrbuch“ ist die historische und systematische Darstellung im wesentlichen auf eine einfache Aneinanderreihung verschiedener theoretischer Positionen und Praxisberichte beschränkt. Sodann wird versucht, daraus allgemeine methodische „Faustregeln“ für den Praktiker abzuleiten. Die Autoren verzichten explizit auf eine theoretische Bestimmung der objektiven gesellschaftlichen Funktionen und Ursachen von Gemeinwesenarbeit und Sozialplanung und reduzieren diese auf eine empirisch überprüfbare Interventionstechnik, die strikt von der bewußt werthaften, „ideologischen“ Zielwahl zu trennen sei. Methodische Arbeit als „change agent“ habe sich auf die wissenschaftlich fundierte Auswahl und Anwendung von Mitteln in Übereinstimmung mit den jeweils gesetzten Zielen sozialen Wandels, d. h. auf die Ziel-durchsetzungstechnik im Dienst des jeweiligen Anstellungsträgers zu konzentrieren.

Die Arbeit von Perlman/Gurin gibt die Entwicklungsrichtung einer technokratisch kontrollierten Berufspraxis von Sozialarbeitern und anderen im sozialpolitischen Bereich tätigen Berufsgruppen auch für die Verhältnisse hierzulande an: Die Notwendigkeit, die Folgen der (aufgrund gewandelter Anforderungen einer „reibungslosen“ Kapitalverwertung an die Ausbeutung und Reproduktion der Arbeits-

kraft) verstärkten Deklassierung eines wachsenden Teils der Bevölkerung sozialpolitisch auszugleichen und die daraus entstehenden politischen Konflikte aufzufangen, findet ihren Ausdruck auch in der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Interventionstechniken der westdeutschen Sozialarbeit seit den 60er Jahren, beginnend mit der Übernahme der technokratischen Varianten der in den USA vorangetriebenen „Methoden“ (Social Case Work — Einzelfallhilfe; Social Group Work — Gruppenarbeit, zuletzt Community Organization und Social Planning) zur besseren Anpassung einzelner sozial auffälliger „Klienten“ und verschiedener „Problemgruppen“ an eine restriktive „Normalität“ sowie zur minimalen Absicherung der sozialen Versorgung bzw. der „Qualität des Lebens“ im lokalen Bereich. Auf dem Hintergrund der gegenwärtig in der BRD geführten Auseinandersetzung um Stellenwert und Einsatzmöglichkeiten einer infrastrukturellen Planung ist absehbar, daß bei einer im Rahmen der aktuellen Verwaltungsreform und entsprechenden Umstrukturierung der sozialen Dienste erfolgenden verstärkten Institutionalisierung von Gemeinwesenarbeit und Sozialplanung auch der von Perlman/Gurin exemplarisch beschriebene Ansatz auf die ideologische „Standortdiskussion“, die Ausbildung und die Praxis der herrschenden Sozialarbeit beträchtlichen Einfluß ausüben wird (vgl. dazu die Lehrbuch-Publikationen des katholischen „Lambertus-Verlag“ / Freiburg zu Theorie und Praxis der Sozialarbeit und Sozialpädagogik). — Es wäre nun völlig verkehrt, eine methodische Fundierung der interaktiven und analytischen Fähigkeiten in der Ausbildung von Sozialarbeitern und verwandten Berufsgruppen schlechthin abzulehnen. Entscheidend sind Ziele und Inhalte der Qualifizierung: Die Verfasser vertreten jedoch eine kritiklose Funktionalisierung der sozialen Arbeit als wert-„neutrales“ oder „-pluralistisches“ Problem-Management.

Gerhard Buck (Berlin/West)

Goodmann, Robert: Stadtplanung als Geschäft oder Handlanger am Reißbrett. Die Zerstörung der amerikanischen Stadt. Rowohlt Verlag, Reimbek 1973 (168 S., br., 4,80 DM).

Das Buch gehört zu den Architekturpamphleten, einer Gattung, die — wenn man von Mitscherlichs „Unwirtlichkeit unserer Städte“ abieht — im deutschen Sprachraum so gut wie unbekannt ist. Hauptintention des Bandes ist es, die Widersprüche zwischen Theorie und Praxis im amerikanischen Städtebau und Baugeschehen aufzuzeigen und alternative Planungsmöglichkeiten zu entwickeln. Während die Städteplaner und Architekten „beschönigend von einer humanen Bauweise sprechen, die allen zugute kommen soll“ (9), sorgen in Wirklichkeit die Mächtigen im kapitalistischen amerikanischen Wirtschaftssystem dafür, daß diese Absichten nicht realisiert werden. Sie können es sich leisten, „jeden reden zu lassen, soviel er will, weil sie

im Endeffekt doch bestimmen, wer ernstgenommen werden soll“ (10). Die Orientierung der Ausbildung an den Leistungsrichtlinien der Industrie („Konkurrenz“ und „Leistungsansporn“ als Schlüsselbegriffe) und die Schaffung von autoritären Verhaltensmustern („Disziplinierung“), die der effizienten Produktion und Erhaltung des status quo dienen, werden kritisiert, ebenso Methoden der Stadtanierung (Abriß von 400 000 Wohnungen — Neubau von 100 000, um die Mieten hochzutreiben), Wohnungsbauprogramme und Stadtutopien, die nur den Privatinteressen ganz bestimmter Kapitalgruppen entsprechen. Goodmann streift die Rolle des Monopolkapitals bei der Verkehrsplanung: Da sieben von zehn der größten US-Konzerne Öl oder Autos produzieren, werden, ohne Rücksicht auf Interessen der Bevölkerung, für das „Interstate High-way“-System ganze Stadtteile abgerissen. — Die Rolle der Architekten im kapitalistisch organisierten Bau- und Bodenmarkt ist darauf reduziert, akzeptable Entwürfe zu liefern, deren Form und Zweckbestimmung aber durch die Grundstücksspekulation schon vorher festgelegt sind. Der Autor wendet sich gegen die rein visuellen und ästhetischen Entscheidungskriterien, die bei Wettbewerben den Ausschlag geben. Statt die politischen Konsequenzen architektonischer Vorhaben aufzuwerfen, werden Diskussionen über die ästhetische Angemessenheit geführt. Wie aber Menschen die Architektur benutzen, Lebensstil und Bedürfnisse beschaffen sind, wird vom vorherrschenden Formalismus und seiner „poetischen Architektursprache“ nicht berücksichtigt. Goodmann fordert demgegenüber Forschung und Planung nach politischen Postulaten, die sich an humanen und nicht an prófitorientierten Kriterien zu orientieren hätte; eine genauere Erläuterung dieser Kriterien wird jedoch nicht gegeben. Die „interessengerechte Planung“ (advocacy planning), bei der die von der Stadtplanung ausgeschlossenen Schichten und Klassen durch Planer vertreten werden, sieht er eher als Sackgasse an, da bei der angestrebten pluralistischen Gesellschaft die ökonomischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unverändert sein würden. Der Autor verlangt eine Einschränkung der ökonomischen Freiheit, die nur Kapitalinteressen diene. Vom „Kommunalen Sozialismus“, der sich sowohl gegen das Übergewicht des privaten Unternehmertums als auch gegen das „zentralistische“ und „repressive“ sozialistische Wirtschaftssystem der Sowjetunion richten soll (132) — nach seiner Meinung sind individuelle Einflußmöglichkeiten in beiden Systemen nicht gegeben —, erhofft er sich eine Realisierung seiner Vorstellungen. „Kommunaler Sozialismus“ soll primär ein genossenschaftliches Verwaltungssystem sein.

Goodmann schildert überzeugend Symptome des kapitalistischen Städtebaus. Da jedoch eine materialistische Analyse fehlt, bleiben seine Alternativen („Guerilla-Architektur“) praktisch unwirksam. Als Mangel wirkt sich auch aus, daß der Verfasser die theoretische Diskussion und das Planungs- und Baugeschehen in den sozialistischen Staaten (z. B. Arbeiterwohnungsgenossenschaften in der DDR) nicht einmal erwähnt.

Joachim Petsch (Bonn)

Erziehungswissenschaften

Gamm, Hans-Jochen: Einführung in das Studium der Erziehungswissenschaft. List Verlag, München 1974 (265 S., br., 14,— DM).

In einer klassifizierenden Übersicht über die wichtigsten erziehungswissenschaftlichen Forschungsansätze in der BRD reiht sich Gamm in der vorliegenden Einführung selbst neben Heydorn, Baethge, Rolff u. a. in die „kritisch-materialistische Pädagogik“ ein, deren Strategie darin bestehe, „das kritische Potential durch Lernprozesse in der Gesellschaft aufbauen zu helfen, emanzipatorische Erfahrungen zu ermöglichen, solidarisches Verhalten einzuüben, politisches Bewußtsein zu fundieren und zu stärken“ (99). Diese Bestimmung des Selbstverständnisses gilt für die vorliegende Einführung. Hinzu kommt der für diesen Band erhobene Anspruch, die bisherige Einführungsliteratur in das Pädagogikstudium mit einem historisch-materialistischen Ansatz zu konfrontieren und „Voraussetzungen, Bedingungen und Prozesse der Erziehung in ihren Problemzonen vorzustellen, um den Studienanfängern zu zeigen, wie wenig wissenschaftlich gesichert unsere pädagogischen Erkenntniszusammenhänge sind und wie die gesellschaftlichen Widersprüche auch im Bildungssektor auftreten müssen“ (9). Diese Widersprüche sollen erkennbar gemacht werden „durch eine Erkenntnismethode, wie sie uns Karl Marx und Friedrich Engels durch ihre weitgefaßten sozialen Analysen erschlossen haben“, was bedeutet, die „in der geschichtlichen Wirklichkeit einer Gesellschaft vorhandenen Lebensbedingungen zum Schlüssel auch ihrer erzieherischen Veranstaltungen zu machen“ (12).

Was Gamm von seinem programmatischen Ansatz her definiert, gerät ihm in der Durchführung zu einem weitgehend brauchbaren und widerspruchsfreien Referat von wissenschaftstheoretischen und -praktischen Ergebnissen und Erkenntnissen aus allen pädagogischen Disziplinen, deren Kennzeichen ein strikt durchgehaltener interdisziplinärer Bezug (vor allem zu Psychologie und Soziologie, Ökonomie und Geschichte) ist. Der Autor vertritt die Position, daß der zentrale Begriff der Bildung für eine humanitäre Gesellschaft universal sein müsse, d. h., nach einer Notiz von Marx in einem anderen Zusammenhang, der Abschaffung seiner bürgerlichen Form bedürfe, weil diese ihrer Natur nach faktisch nur Bildungsprivilegien und ihre undemokratische Verteidigung beinhalte und die arbeitende Klasse darum bringe, in den humanistischen Traditionen von Bildung ein Instrument ihrer Befreiung zu sehen. Zu kritisieren scheint mir allerdings, daß Gamm es bei der Einführung in Wissensgebiete beläßt und nicht auch Formen eines Sozial- und Klassenbewußtseins miteinbezieht, wie es für Pädagogikstudenten typisch ist. Gerade von solchen klassenanalytischen Erkenntnissen im Umfeld einer psychologischen Soziologie, wie Heinz-Joachim Heydorn sie u. a. für

Bildungsberufe herausgearbeitet hat, ließe sich viel an Problematikisierung des Selbstverständnisses angehender Pädagogen erreichen und auch die Strategie einer emanzipatorischen Pädagogik, die Pädagogen nicht als kleinbürgerliche, selbsternannte Führer, sondern als dienende Initiatoren, Stimulatoren und kritische Begleiter von Selbstbefreiungsprozessen braucht, könnte illusionsloser vermittelt werden. Denn wodurch sollen Überlegungen zur Klassenlage von Pädagogikstudenten, die sich mehrheitlich aus Mittelschichten rekrutieren, problematisierend in einen Selbstreflexionszusammenhang gebracht werden, wenn nicht durch eine Ausdehnung materialistischer Betrachtungsweise auch auf die subjektiven Eingangsvoraussetzungen des Studienanfängers?

Ein schwerwiegender Mangel ist es auch, daß im Zusammenhang mit schul- und beamtenrechtlichen Darstellungen mit keinem Wort auf die Berufsverbotspraxis eingegangen wurde; gerade hier hätte es, zumal für eine so sanktionsgefährdete pädagogische Konzeption wie die vorliegend entwickelte, einer Erörterung bedurft, die die dargelegten strategischen Positionen um die Notwendigkeit des politischen Kampfes gegen die Berufsverbote erweitert.

Manfred Bosch (München)

Hacker, Hartmut: Curriculumplanung und Lehrerrolle. Beltz Verlag, Weinheim u. Basel 1975 (134 S., br., 17,— DM).

Mit Überlegungen zum Zusammenhang von Curriculumforschung, Bildungsökonomie und Didaktik wird die vorliegende Arbeit eingeleitet (11—33). In einem weiteren Kapitel werden dann verschiedene Curriculumansätze (der „globale Ansatz der Max-Planck-Gruppe“, der „fachdidaktisch-mittelfristige Ansatz der Blankertz-Gruppe“, das „action-research Modell der Bielefelder Forschungsgruppe“, der „entscheidungstheoretische Ansatz von Flehsig und Haller“) unter der Fragestellung, wie sie Funktion und Rolle des Lehrers berücksichtigen, diskutiert (35—91). Das alles ist nicht neu (wobei dem Autor zugute zu halten ist, daß er sein Manuskript bereits 1973 abgeschlossen hatte), als Einstieg in die Curriculumproblematik aber durchaus geeignet. Bedauerlich ist (und zwar um so mehr, als die eigenen Vorschläge in dieselbe Richtung zielen), daß weder die umfangreiche Literatur über lehrerbezogene bzw. schulnahe Curriculumstrategien (die Konstruktion sog. offener Curricula) Berücksichtigung findet noch die über latentes („heimlicher“ Lehrplan) und intentionales soziales Lernen.

Der Autor kommt zu dem Schluß, daß die Forderung nach einer Beteiligung der Lehrer an der Curriculumentwicklung in keinem der referierten Modelle zufriedenstellend gelöst sei. Zwar werde der Lehrer nicht mehr als bloßes Objekt der Curriculumforschung betrachtet, als Abnehmer von (sog. teacher proof) Curricula, doch führe der Anspruch, ihn an der Curriculumentwicklung zu beteiligen, bis-

her eigentlich zu nicht mehr als zur „Kreierung eines neuen Lehrertyps: des Laborlehrers“ (89). „Es entstehen zwei in Verwendung, Qualifikation und Kompetenz unterscheidbare Lehrertypen: Der Laborlehrer mit der Funktion, im Rahmen der Forschung Innovationen hervorzubringen, und der gewöhnliche Lehrer mit der Funktion, die Ergebnisse der Forschung in seiner Praxis zu reproduzieren“ (70). Während erstere die Entwicklungsarbeit leisten, reproduzieren die übrigen (und das ist die große Mehrheit) „als pädagogisches Hilfspersonal“ den fertig vorgestanzten Unterricht in der Regelschulpraxis (79).

Entgegen der ursprünglichen Absicht, in der Curriculumforschung die Fragen des *Inhalts* von Unterricht zu klären, so resumiert der Autor die Analyse der verschiedenen Curriculumansätze, müsse sich die Aufmerksamkeit der Curriculumforschung zunehmend auf den *Unterricht als Ganzes* richten (11). Die Organisationsstrukturen der Institution Schule und deren sozialpsychologische Implikation müssen in ihrer Relevanz für das soziale Feld „Schule“ analysiert werden (95).

Der Sachverhalt, den der Autor durch Rekurs auf bildungsökonomische und didaktische *Theorien* zu vermitteln sucht, ist ganz einfach folgender (und durch Analyse der gesellschaftlichen und schulischen *Realität* leicht aus ihr abzuleiten): Der Lehrer produziert bei den Schülern *Qualifikationen* (Kenntnisse, Fähigkeiten, Fertigkeiten) und indem er das tut, übt er sie in bestimmte, von Schulart zu Schulart abweichende *Verhaltensmuster* ein. Curriculumforschung, will sie schulische Praxis nicht kontemplativ sanktionieren, indem sie ihr lediglich neue Unterrichtsinhalte zur Verfügung stellt, sondern wirklich verändern (113), müßte *beides* in den Blick nehmen. Sie darf sich nicht auf die Analyse, Konstruktion und Vermittlung von *Unterrichtsinhalten* beschränken. Für die Curriculumentwicklung ergeben sich hieraus zwei Probleme:

Zum einen ist Unterricht als Ganzes immer ein einmaliger sozialer Akt, der in seiner *konkreten* Ausprägung (Biographie des einzelnen Lehrers, Situation der jeweiligen Schule, Zusammensetzung und Biographie der Schüler einer Klasse etc.) kaum zu verallgemeinern ist. Weil das Erlernen von Aktivitäten und Handlungen hierfür primär nicht über ein „Wissen“ erfolge, das in der Ausbildung erworben und in der konkreten Situation des Berufslebens dann bloß noch angewendet zu werden braucht, sondern weil Handlungsformen in realen Handlungssituationen selbst eingeübt werden, genüge — so der Autor völlig zu Recht — zur Veränderung von Kompetenz und Rollenverhalten des Lehrers eine Neuordnung allein der „Qualifikationsebene“ nicht; erforderlich sei eine Revision der „Handlungsebene“ des Lehrers selbst (100). Für ein solches Vorgehen seien die konventionellen Curriculumansätze unbrauchbar, weswegen „einer dezentralisierten Curriculumentwicklung das Wort geredet werden“ müsse (101).

Zum anderen — und dieser Aspekt der gesellschaftlichen Formbestimmung der Lehrarbeit kommt in der vorliegenden Studie zu kurz — vermittelt der Lehrer Inhalte nicht in einem abstrakten Vakuum, sondern in der Art, wie er es tut, und unter welchen *institutionellen* Bedingungen und Zwängen, übt er die Schüler zugleich in entfremdetes Arbeiten ein, also in Qualifikationen und Verhaltensweisen, wie sie in der gegenwärtigen Klassengesellschaft benötigt werden. Das macht die Schule so funktional, auch wenn die Reformeiferer in Sachen „Curriculum“ das nicht wahrhaben wollen. Sie verdrängen ständig, daß die *Inhalte*, an denen sie herumkonstruieren, so wichtig gar nicht sind; vielleicht sogar weniger wichtig als die eingeübten *Verhaltensmuster* (worauf schon Bernfeld hinwies). Hier hätte der Autor, selbst ehemaliger Lehrer, der die Schulpraxis aus eigener Erfahrung kennt, auf die Diskrepanz hinweisen müssen zwischen den zum großen Teil folgenlosen theoretischen Gefechten der Curriculumkonstrukteure einerseits und der Schulwirklichkeit andererseits. Denn hier steckt das grundlegende Problem jeglicher Curriculumkonstruktion. Eine Curriculumforschung, die das *reale* Unterrichtsgeschehen konstruktiv in den Griff zu bekommen sucht und ihre Konstrukte durch die Schulbürokratie auch realisiert sehen möchte, kann das nur um den Preis der Affirmation bestehender Verhältnisse, d. h. nur, indem sie den repressiven Charakter der sozialen Situation „Unterricht“, dem beide, sowohl Lehrer als auch Schüler, unterworfen sind, aus ihrem Konstruktionszusammenhang ausblendet. Dieses Dilemma curricularer Entwicklung analysiert der Autor nicht, obwohl er die Folgen, Beschränkung curricularer Forschung auf *Unterrichtsinhalte*, zu Recht kritisiert. Die Alternative bestünde darin, die repressive, für die Klassengesellschaft durchaus funktionale Unterrichtssituation selbst zu ändern. Das aber ist nicht (nur) ein Problem von Schule, sondern ein gesellschaftliches, d. h. wissenschaftlich allein nicht zu lösen. Ohne die gesellschaftlichen Bedingungen zu analysieren, die für das Elend der Curriculumforschung letztlich verantwortlich sind, dämmert dem Autor gleichwohl, daß es um die Chance zur Realisierung seiner Vorschläge wohl nicht zum besten bestellt ist (112, 117).

Arno Bammé (Berlin/West)

Swetz, Frank: *Mathematics Education in China: its Growth and Development.* The MIT Press, Cambridge (Ma.) 1974 (364 S., geb., \$ 15.—).

Die Anfänge der Mathematik in China gehen auf 2700 Jahre, schriftliche Überlieferungen auf 300 Jahre vor unserer Zeitrechnung zurück. Eine allmähliche Hinwendung zur abstrakten Denkweise, wie sie im Westen Euklids „Elemente“ mustergültig vorführten, fand nicht statt. Mitte des 19. Jahrhunderts konnte das mathematische Wissen in China mit dem europäischen Wissen am Ausgang des Mittelalters verglichen werden. Technik und Wissenschaft boten

dementsprechend keine Möglichkeiten, den Angriffen der imperialistischen Mächte Europas und Amerikas standzuhalten. Nach einer langen Reihe von Niederlagen und Demütigungen setzte sich die Einsicht durch, daß der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht um der eigenen Verteidigung willen stark erweitert und an westliche Vorbilder angepaßt werden sollte. Der Widerstand der Konservativen, die Bildung mit Literatur, Philosophie, Kunst, Musik gleichsetzten, war außerordentlich stark und blieb bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein wirksam.

Die Wendung zum Westen hin bedeutete bis 1949 Ausrichtung an den USA: amerikanische Bücher wurden übersetzt, amerikanische Lehrer eingestellt, junge Chinesen zum Studium nach Amerika geschickt (146). Natürlich waren die Reformbestrebungen nur in den großen Städten spürbar und auch hier jedem Zufall ausgesetzt, denn das Land hatte bis zum Sieg der Revolution andere Sorgen als die Auseinandersetzung um den Platz der Mathematik in der Schule.

Nach 1949 gewannen die Sowjets auch auf pädagogischem Gebiet maßgeblichen Einfluß. Sowjetische Lehrbücher wurden übersetzt bzw. bearbeitet, die Curricula entsprechend festgelegt. Das Programm 1956/57 für die 7.—12. Klasse der Einheitsschule, abgedruckt auf S. 334—344, grenzt den Unterrichtsstoff eng ab: keine Differential- und Integralrechnung und sehr wenig analytische Geometrie. Aber auch derartige Beschränkungen konnten nicht darüber hinweghelfen, daß es an Lehrern, Schulen und eigentlich an allem fehlte. Ein Weg, trotz dieser Engpässe schnell ein hohes wissenschaftlich-technisches Niveau zu erreichen, schien zunächst die Förderung von Sonderbegabungen zu sein. Mathematische Olympiaden wurden auf Anraten der Sowjets eingerichtet und fanden erstmalig 1956 und letztmalig 1964 statt (246 ff.). Einige Aufgaben der Pekinger Olympiade von 1963 findet man in einem Anhang (348 ff.): sie sind genauso trickreich wie bei ähnlichen europäischen Wettbewerben.

Nach dem Bruch mit der Sowjetunion wurde diese Politik zunehmend in Frage gestellt und ging dann während der Kulturrevolution endgültig unter. Heute ist das Mathematik-Curriculum weit aus bescheidener als in den 50er Jahren und zielt eher auf Breitenwirkung ab (204 f., 302 ff.). Mathematik wird nicht als abstrakte Disziplin, sondern jeweils von praktischen Aufgaben ausgehend vermittelt. Wie unter diesen Bedingungen der Nachwuchs an Mathematikern, Physikern, Chemikern, Ingenieuren gesichert wird, ist nicht bekannt. Überhaupt soll seit der Kulturrevolution recht wenig Informationsmaterial zugänglich sein. Daran mag es liegen, daß Swetz nur sehr knapp über die letzten Jahre berichtet. Die Problematik „Eliten züchten / die Massen erziehen“ ist ihm fremd. Die fragliche Auseinandersetzung erwähnt er beiläufig und verständnislos. Ansonsten muß man anerkennen, daß er eine genaue und sorgfältige Arbeit vorgelegt hat. Wer Namen, Daten, Buchtitel, Curricula, Stundenpläne, Schulstatistiken sucht, kommt hier voll auf seine Kosten.

Gianfranco Accardo (Berlin/West)

Kline, Morris: Warum kann Häschen nicht rechnen?

Das Versagen der neuen Mathematik. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1974 (209 S., br., 16,— DM).

Im Oktober 1968 beschloß die Kultusminister-Konferenz, daß Grundschüler nicht lediglich rechnen lernen, sondern der sogenannten Mengenlehre ausgesetzt werden sollen. Die Kritiker konnten damals die breite Öffentlichkeit nicht ansprechen, aber seit Anfang 1974 können sie es. Der Streit um die „Mengenlehre“ bewegt die Gemüter, und der Titel des vorliegenden Buchs ist genau auf diese Marktlage abgestellt. Doch kann in dem Streit Klines Buch nur indirekt von der einen oder der anderen Seite herangezogen werden, weil es sich mit Fragen des Mathematik-Unterrichts von 12- bis 17jährigen beschäftigt. Es nimmt ausschließlich auf die Verhältnisse an den High Schools in den USA Bezug.

In den USA gab es bereits Anfang der 50er Jahre Bestrebungen, das Mathematik-Curriculum an den höheren Schulen grundlegend zu ändern. Als die Sowjetunion im Herbst 1957 ihren ersten Sputnik durch den Weltraum fliegen ließ, schlug für die Neuerer die große Stunde. Das ganze Land war entsetzt, man „wollte es den Russen zeigen“. In der allgemeinen Kopflosigkeit wurde nicht lange diskutiert, und so fanden die Mengensprache und die an Strukturen orientierte moderne Mathematik Eingang in die Schulen. Sie errangen allerdings nur einen Teilerfolg: 1973 war an 50—60 % aller amerikanischen Schulen noch das alte Curriculum gültig (10).

Kline gefällt, um es vorweg zu nehmen, rein gar nichts am Mathematik-Unterricht, weder im alten noch im neuen Gewand. Der erstere sei stumpfsinnig, biete keine Brücke zu wirklich konkreten Anwendungen der Mathematik und sei in seinen Inhalten teilweise veraltet (Kap. II). Der letztere wird als Ankündigung des bevorstehenden Weltunterganges aufgefaßt. Es wäre sonst nicht begreiflich, wieso Kline 85 % seines Textumfangs zur Warnung und Verdammung verwendet — mit unablässigen Wiederholungen und Dutzenden von spitzen, geistreichen Zitaten dieses oder jedes bedeutenden Mannes, der angeblich nichts anderes wollte als der Verfasser selbst. Dabei sind die Argumente des Buchs durchaus einleuchtend und leicht zusammenzufassen:

- Mathematische Ergebnisse sind durch Versuch und Irrtum gefunden worden. Man überfordert jeden Lernenden, wenn man ihm ein System vorsetzt, aus dem deduktiv das Wissen einiger Jahrhunderte oder Jahrtausende abgeleitet wird, ohne aufzuzeigen, warum und wie dieses Wissen erworben wurde (Kap. IV).
- Strenge und Genauigkeit nach heutigen Maßstäben bringen einen Wust von Hilfsdefinitionen und -behauptungen mit sich, in dem die Leitgedanken unkenntlich werden. Zudem vergessen die Perfektionisten, daß ihre Maßstäbe nicht ewig sind. Sie würden heute von einem Schüler Beweise nicht akzeptieren, die in ähnlicher Form noch vor wenigen Jahrzehnten in der mathematischen Forschung selbst benutzt wurden (Kap. V).

- Mathematik ist nicht um ihrer selbst willen da. Sie ist da, um den Menschen zu helfen, Naturvorgänge und bis zu einem gewissen Grad auch ökonomische und soziale Vorgänge verstehen und beherrschen zu lernen (Kap. VII).
- Entgegen den Beteuerungen ihrer Verfechter bringt die neue Schulmathematik inhaltlich nicht viel Neues und kann auch nicht viel Neues bringen, weil der alte Stoff zu einem guten Teil unentbehrlich ist. Die Darstellung ist jedoch wirklich neu — und ungenießbar abstrakt (Kap. VIII).

Was ist also zu tun? Eine Antwort gibt (Kap. IX) ein Memorandum von 75 Mathematikern aus den USA und Kanada — unter ihnen einige der großen unserer Zeit: induktiver Zugang, stärkerer Bezug zu den Naturwissenschaften, geringfügige Abweichungen vom herkömmlichen Stoff. „Wir meinen außerdem, daß wohlüberlegter Gebrauch sowohl von Mengen als auch von der Sprache und den Begriffen aus der abstrakten Algebra größeren Zusammenhang und mehr Klarheit in das High School Curriculum bringen würde“ (143 f.). Dem hat sich auch Kline mit seiner Unterschrift unter das Memorandum angeschlossen, obwohl er an anderer Stelle (Kap. VI) gegen diese Meinung zu Felde zieht.

Im übrigen geht er in seinen eigenen Vorschlägen (Kap. XI) über das Memorandum hinaus. Zustimmung wird er zweifellos finden, wenn er die Bedeutung der Lehrerausbildung unterstreicht. Aber er scheint beinahe die Mathematik als selbständiges Fach zugunsten eines Fachs „Physik/Mathematik“ auflösen zu wollen. Nun haben Schüler, denen eine Parabel gleichgültig ist, häufig genausowenig Interesse am Fokussieren und Richten von Licht und Radiowellen (183). Und die mathematisch interessierten Schüler fühlen sich von den „Unvollkommenheiten“ der Naturwissenschaften nicht sonderlich angezogen. Diesen Effekt hat Kline bei Kollegen längst beobachtet (148, 156), aber in seine Überlegungen nicht richtig einbezogen. Mit anderen Worten: es ist keineswegs zu erwarten, daß eine Verschmelzung der zwei Fächer Mathematik und Physik den mathematischen Unterricht erleichtern würde, wie Kline glaubt. Sie wäre zudem fragwürdig, denn außer der Physik gibt es auch andere Gebiete, wo man mathematische Methoden benötigt.

Gianfranco Accardo (Berlin/West)

Psychologie

Mayer, Arthur, und Bernhard Herwig (Hrsg.): Betriebspsychologie. Handbuch der Psychologie in 12 Bänden, 9. Band, 2. neu bearbeitete Auflage. Hogrefe Verlag, Göttingen 1970 (869 S., Ln., 96,— DM).

Wer gegenüber Zielsetzung und Praxis der Arbeits- und Betriebspsychologie Bedenken hat, kann seine Kritik erneut bestätigt sehen.

Wer die Theorielosigkeit dieser Disziplin kennt und an einem Ausweg aus der theoretischen und methodologischen Krise der auf den arbeitenden Menschen gerichteten Wissenschaften interessiert ist, dürfte von diesem Handbuch enttäuscht werden. Im I. Teil dieses 24 Beiträge umfassenden Handbuches nehmen die Herausgeber zu grundsätzlichen Problemen der Betriebspsychologie Stellung. A. Mayer geht in seinem Beitrag, „Die Betriebspsychologie in einer technisierten Welt“, näher auf die historische Entwicklung ein. Trotz nachgewiesener ökonomischer System-Bedingungen, die zur Herausbildung und breiten Anwendung des Taylorismus, der Human-Relations-Bewegung u. ä. geführt haben, entwickelt Mayer eine „perspektivische Darstellungsweise“, in der die verschiedensten Entwicklungsstufen sich beliebig ablösen und wechselseitig überlagern. Entsprechend jeweilig vorherrschender Aspekte, unterscheidet er folgende Entwicklungsstufen: 1. den technisch-ökonomischen Aspekt, 2. den psycho-physischen, 3. den ganzheitlichen, charakterologischen und typologischen, 4. den geistig-ethischen und schließlich 5. den sozialen und kulturellen Aspekt. Allen Stufen gemeinsam bleibt das Festhalten an dem Doppelziel der Intensifikation der Arbeit und der Integration der Arbeitenden. Auch in der modernen Betriebsgestaltung stellen für Mayer „verständlicherweise die Probleme der Führung die Kernprobleme dar“ (32).

Der Beitrag von B. Herwig, „Zur Systematik der Betriebspsychologie“, ist dem Problem der Begriffsdefinition und -vielfalt dieser Disziplin gewidmet. Da nach seiner Auffassung die Wirtschaftspsychologie ohnehin alle Problemkreise zusammenfaßt, „die bei dem Wirken des Menschen in der Wirtschaft auftauchen, müßte konsequenterweise Wirtschaftspsychologie als übergeordneter Begriff bestimmt werden, dem sich Arbeitspsychologie und Konsumpsychologie eingliedern“ (57). Diese Aufteilung, deren Nutzen völlig unklar bleibt, ermöglicht es Herwig, in Analogie zum Begriffsapparat der traditionellen Betriebswirtschaftslehre ein kunstvolles Gebäude der Psychologie des Absatzes, der Marktforschung, der Werbung etc. zu entfalten. Dem steht allerdings die Bescheidenheit in der Definition einfachster Begriffe gegenüber. Allein der zweifellos zentrale Begriff der Arbeit bereitet ihm solche Schwierigkeiten, daß er schließlich resigniert feststellen muß: „Arbeit im allgemeinsten Sinne beinhaltet jede körperliche und geistige Arbeit des Menschen . . . Es kann daher *nicht* Aufgabe des Handbuchs sein, Arbeit in diesem allgemeinsten Sinne zu behandeln“ (63). Daß aber gerade hier eine der wichtigsten theoretischen Aufgaben einer Wissenschaft von der Arbeit liegt, bleibt unberücksichtigt. Damit verbauen sich die Herausgeber einen wesentlichen Schritt in Richtung auf eine wissenschaftliche Fundierung und belegen, daß eine Beseitigung des Zustandes der Theorielosigkeit und der bloßen Anhäufung praktizistischen Detailwissens nicht in ihrer Absicht liegt.

Der II. Teil beschäftigt sich mit Problemen aus dem Bereich der Arbeitspsychologie. Einleitend wird in dem Beitrag von Herwig,

„Allgemeine Grundfragen zur Anpassung der Arbeitsbedingungen an den Menschen“, richtig festgestellt: „Maschinen, Werkzeuge und Arbeitsplätze müssen so gestaltet werden, daß Unfallgefahren gar nicht erst entstehen können“ (70). Diese Feststellung erfährt jedoch eine Relativierung durch den Hinweis, daß mit dem „relativen Absinken der durch technische Mängel bedingten Unfallursachen der relative Anteil der menschlich bedingten Unfallursachen — menschliche Fehlleistungen — angestiegen ist“ (70). Statt jedoch den Weg einer wissenschaftlichen Analyse der Ursachen dieser Fehlleistungen einzuschlagen und die Wirkung der Kombination vielfältiger belastender Arbeitsbedingungen auf den Menschen zu untersuchen, weicht Herwig auf die überholte Hypothese von der „Unfällerpersönlichkeit“ aus. Er fordert die nähere Untersuchung psychologischer Hemmungen der Arbeitenden gegenüber einer Bestgestaltung der Arbeitsbedingungen, wie sie seiner Meinung nach schon in Grundverhaltensweisen der Menschen, etwa in dem „Beharrungsvermögen“ angelegt sind.

In den nächsten Beiträgen geht es um „Psychologische Aspekte der Arbeitsgestaltung im Mensch-Maschine-System“. Die Probleme der Monotonie, der Vigilanz und der psychischen Ermüdung stehen dabei im Vordergrund. Durchgängig wird darauf hingewiesen, daß es für die Lösung von Konstruktions- und Gestaltungsproblemen komplexer Fertigungsanlagen wesentlich ist, den Erkenntnisstand der Sinnesphysiologie und der Wahrnehmungspsychologie einzubeziehen. Die relative Begrenztheit dieser vorrangig ingenieurpsychologischen Beiträge besteht darin, daß der Mensch nur ausschnitthaft, etwa als Teil eines Informationsübertragungs- oder Steuerungssystems, gesehen wird und dabei wesentliche Problemstellungen, die durch den Charakter und den Inhalt der Arbeit vermittelt werden, ausgeklammert bleiben. So kommt es, daß H. Bartenwerfer als Folgerung für die Betriebspraxis den wenig aussagefähigen Rat geben kann: „Als allgemeine Regel kann gelten: Bei Beachtung der persönlichen Eignung und bei Vermeidung von höherer Daueranspannung werden auch die Arbeitsaufgaben im Zeitalter der Mechanisierung und Automatisierung nicht zu schädlicher Ermüdung führen“ (199).

Der III. Teil befaßt sich mit der „Sozialpsychologie des Betriebes“ und steht weitgehend unter der traditionellen Fragestellung: „Wie kann der arbeitende Mensch in den modernen Großbetrieben eingeordnet werden, damit er seine Arbeit und ihre Begleiterscheinungen innerlich bejaht?“ (421) F. Fürstenberg schlägt zu diesem Zweck vor, die Strukturanalyse der sozialen Beziehungen im Betrieb durch die Analyse von Wirkzusammenhängen und Wertvorstellungen zu ergänzen. Sein Problem besteht in der Schaffung einer betriebsadäquaten, angepaßten Wertvorstellung, deren Grundbedingung darin besteht, daß die Arbeiter „emotionale bzw. bewußte Widerstände gegen die betriebliche Sozialstruktur aufgegeben haben“ (436). Geschehe dies nicht, so entstehe „Unzufriedenheit, die zu einer revolutionären Einstellung führen kann“ (437). Auch E. Lössl, dessen

Beitrag zur „Betrieblichen Personalorganisation und ihren psychologischen Problemen“ den Charakter einer Dienstanweisung für Personalabteilungen hat, sieht in den wissenschaftlichen Ergebnissen der Psychologie lediglich ein geeignetes Mittel, „um Konflikten ... die Dynamik zu entziehen“ (461). Falls die psychologisch garnierten Anreizmittel einmal versagen, bleibe immer noch die Drohung mit der Arbeitslosigkeit: „Als ein leistungsfördernder Faktor von beträchtlichem Gewicht kann die von den Mitarbeitern erlebte Gefährdung der wirtschaftlichen Existenz ihres Betriebes wirken“ (489).

Es kann nicht überraschen, daß in diesem und auch in den weiteren Beiträgen der Begriff Mitbestimmung keinen Platz hat und statt dessen auf die Effizienz von „Partizipationsmodellen“ und „demokratischem Führungsverhalten“ verwiesen wird. Die Gewerkschaften sollten sich in ihrem Kampf um eine menschengerechte Arbeitswelt und um humane Arbeitsbedingungen auf diesen Umstand besinnen und in der Diskussion über die im neuen BetrVG in den §§ 90 und 91 angesprochenen ‚gesicherten arbeitswissenschaftlichen Erkenntnisse‘ den Wert derartiger Handbücher sorgfältig prüfen. Es bleibt zu hoffen, daß in diesem Bereich eine gründliche Diskussion des theoretischen Selbstverständnisses zu neuen Einsichten führt und damit auch der Arbeits- und Betriebspsychologie eine Perspektive gegeben wird, in der der arbeitende Mensch als ein handelndes, die Realität veränderndes Subjekt aufgefaßt wird. Klaus Stern (Berlin/West)

Gagné, Robert M.: Die Bedingungen des menschlichen Lernens. Hermann Schroedel Verlag, Hannover 1973 (312 S., Ln., 29,80 DM).

Die in der Geschichte der amerikanischen Psychologie entwickelten Lerntheorien mußten in den Zustand ihrer Unbrauchbarkeit für pädagogische Zwecke geraten, meint Gagné und sieht den Grund dafür in der Verabsolutierung einzelner Theorieansätze zu „Prototypen des Lernens“, mittels derer jede Lernsituation erfaßbar sei. Daß die einzelnen Theorieansätze, weil sie aus jeweils konkreten Versuchsanordnungen resultierten (z. B. Thorndikes Tierversuche, Ebbinghausens Silbenexperimente, die Personenversuche der Gestaltpsychologen u. a.), nur über ein qualitativ begrenztes Maß von Lernsituationen Auskunft geben können, ist bei der Konstruktion der Prototypen nicht berücksichtigt worden. „Durch irgendeinen merkwürdigen semantischen Prozeß entwickelten sich diese Beispiele zu Prototypen des Lernens und wurden so als Repräsentanten des gesamten Lernbereichs, oder mindestens eines großen Teils desselben, angesehen“ (25). Die Diskussion der Vertreter einzelner Prototypen mußte unfruchtbar werden, da es nicht um reale Alternativen, sondern künstliche Theoriegebilde ging. Die Forderung nach Operationalisierung lerntheoretischer Erkenntnisse für pädagogische Zwecke, der Gagné im vorliegenden Buch nachkommen wollte, ist die Konse-

quenz aus seiner Einsicht in überkommene Ausbildungsverhältnisse an den amerikanischen Militärschulen, die er in einem Aufsatz über „Militärische Ausbildung und Lerngesetze“ beschrieben hatte (vgl.: Umschlagtext). Die Koppelung pädagogischer Zwecke an militärische trägt dazu bei, daß das Tabu der Lernzielbestimmung und -kritik durch die Lerntheoretiker selbst auch in Gagnès Ansatz aufrechterhalten wird. Was als Inhalte der optimierten Lernprozesse vermittelt wird, fällt in den fiktiven Bereich der Ideologiefreiheit.

An die Stelle von Prototypen setzt Gagnè acht verschiedene Lernarten, die sich aus der Verschiedenheit der Bedingungen, unter denen gelernt wird, herleiten. Das Repertoire der Lernarten reicht von der einfachsten Form des Signallernens (1. Lernart), worin der Lernende meist unwillkürlich und emotional auf Reize reagiert, über die komplexeren Formen des Reiz-Reaktions-Lernens (2. Lernart) zu Kettenbildungen (3. Lernart). Dabei leistet der Lernende eine „Verbindung von zwei (oder mehr) früher gelernten Ss — R Gliedern zu einer Sequenz“ (41). Sprachliche Assoziation ist eigens als Lernart 4 aufgeführt. Die komplexeren Lernarten fünf bis acht beschreiben zunehmend differenziertere Relationen zwischen Reiz und Verhalten. In der Lernart acht: Problemlösen sieht Gagnè das höchstmögliche Niveau, auf dem Menschen mit ihrer Umwelt in bezug auf Lernen konfrontiert sind. Jeder der acht Lernarten entsprechen sowohl innere (kognitive) als auch situative Bedingungen, die derart vom Grad ihrer Komplexität aufeinander bezogen sind, daß die Beherrschung niederer Lernarten vorausgesetzt werden muß für das Erlernen höherer. Auf jeder der acht Stufen wird der Lernprozeß von Phänomenen wie: Vergessen, Auslöschen (Extinktion), Verallgemeinerung (Generalisierung) u. a. beeinflusst. Die Brauchbarkeit jeweiliger Lernarten in Unterrichtssituationen bestimmt Gagnè mit Rücksicht auf Variablen wie: Alter, Stand der kognitiven Entwicklung, Lernbereitschaft, Motivation u. a.

Die Institution Unterricht (Schule) funktioniert in Gagnès Vorstellung als der Ort der Umsetzung der Lernarten in Lernprozesse, wobei suggeriert wird, daß die Möglichkeit der Nutzung dieser Institution am subjektiven Willen kleinster gesellschaftlicher Einheiten (der Schüler selbst, seine Familie, die Gemeinde) hängt und nicht an klar polarisierten gesellschaftlichen Interessen. „Wenn die Familie des Schülers die Schule akzeptiert und schätzt, wird er selbst wahrscheinlich ein Gleiches tun. Wenn die Gemeinde mit Nachdruck den Schulbesuch fordert, dann wird sich das auch im Verhalten des einzelnen Schülers niederschlagen“ (223). In Gagnès Lerntheorie stehen sich ein von allen sozialen Bindungen gelöstes idealistisches Individuum und ein auf der Ausklammerung der Kritik an Lernzielen basierendes Lernmodell gegenüber. Dieser theoretische Ansatz korreliert mit gesellschaftlichen Zuständen, die auf der Atomisierung des einzelnen fußen. Der Erwerb von Kenntnissen und nicht soziale Bindung und materielle Sicherheit wird der Garant für ein glückliches Leben. „Der Umfang an Kenntnissen, über den der moderne

Mensch verfügen muß, um auch nur ein mäßig erfolgreicher und zufriedener Bürger zu sein, nimmt ständig zu“ (254). Der Lernprozeß in Gagnès Ansatz impliziert eine deutlich antikollektive Grundhaltung und leistet daher einer Voraussetzung für die Stabilisierung einer kapitalistischen Gesellschaft Vorschub: der Erziehung zur Konkurrenz.
Reinhard Leusing (Bremen)

Medizin

See, Hans: Die Gesellschaft und ihre Kranken oder Brauchen wir das klassenlose Krankenhaus? Ein Beitrag zur politischen Soziologie der Medizin. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1973 (270 S., br., 4,80 DM).

Hans See, Politologe und Mitglied der kleinen Planungskommission für das klassenlose Krankenhaus im Landkreis Hanau (Hessen), stellt mit diesem Buch einen Versuch vor, über eine „historisch-kritische Begriffsentfaltung des Verhältnisses der Gesellschaft zu ihren Kranken, das unter den Bedingungen von Klassenherrschaft (...) die Versorgung der Kranken, vor allem ihre ärztliche Behandlung, in ein von ökonomischen und herrschaftsideologischen Motiven beherrschtes Klassenverhältnis verwandelt“ (9), historische Zusammenhänge sowie die sozioökonomischen, politischen und ideologischen Verhältnisse herauszuarbeiten, um damit die Notwendigkeit einsichtig zu machen, „die Reformbewegung in Richtung klassenloses Krankenhaus, Polikliniken, Ambulatorien, Gemeinschaftspraxen, allgemeine Krankenversorgung und ‚Nulltarif‘ im Gesundheitswesen voranzutreiben“ (9). Als Mittel dazu setzt er auf die Verbreitung der Einsicht, „daß die schrittweise Durchsetzung einer von privaten Wirtschaftsinteressen befreiten Gesundheitsvor- und -fürsorge allein dazu in der Lage ist, die Klassenmedizin zurückzudrängen“ (10).

Um das von ihm gesetzte Ziel zu erreichen, spannt See einen weiten Bogen von der „Genese sozialetischen Verhaltens“ bis hin zum „Entwurf einer Krankenhausverfassung für das klassenlose Krankenhaus“; dies allerdings nicht in der Art trockener, fachwissenschaftlich beschränkter Analysen, sondern in materialreicher und anschaulicher Form, die dieses Buch auch für einen erweiterten Adressatenkreis von interessierten Laien etc. durchaus lesbar macht. Das Buch läßt sich in zwei deutlich unterscheidbare Teile gliedern, in einen ersten Teil über Ursprünge und historische Entwicklungsbedingungen der Krankenbehandlung und einen zweiten, in dem der Stand der Krankenversorgung und ihre Reformmöglichkeit dargestellt und analysiert werden. Zwischen beide Teile ist ein Exkurs über „Krankenversorgung im Sozialismus“ eingefügt.

In einer anthropologisch-ethologisch orientierten Einleitung werden Naturbedingungen der Genese sozialetischen Verhaltens vor-

gestellt, die Entwicklung erster Behandlungsformen diskutiert. Frühformen der Behandlung und Heilkunde werden im Zusammenhang mit den Bedingungen gesellschaftlicher Reproduktion, der Erweiterung der gesamten Reproduktionssphäre durch Arbeitsteilung und Schaffung des Mehrprodukts analysiert.

Etwas zu lang geraten für den Leser, der einen orientierenden, in das Verständnis der Krankenversorgung in der BRD hineinführenden historischen Überblick über die „Entwicklung der institutionalisierten Krankenversorgung in Klassengesellschaften“ erwartet und zu kurz für den, der mehr erwartet, als durch die Arbeiten von H. E. Siegrist bis A. Mette und I. Winter schon bekannt ist, sind Teile des Kapitels II. In den letzten beiden Kapiteln werden „technokratisch-funktionsorientierte Reformansätze“ und das klassenlose Krankenhaus als systemimmanente Alternative vorgestellt und kritisch diskutiert.

See spricht in seinem Buch eine solche Fülle von Themen und Problemen an, daß dies als Nachteil empfunden werden könnte, wenn es See nicht gelungen wäre, in engagierter und detailreicher Form den gesellschaftlichen Bezug in seinen Ausführungen ständig aufrecht- und das Interesse des Lesers immer wachzuhalten.

Horst Krähe (Frankfurt/M.)

Autorenkollektiv der POCH-MED: „Kostenexplosion“ im Gesundheitswesen. Eine Analyse. Materialien II zur Kritik des Gesundheitswesens in der Schweiz. POCH-Verlag, Zürich 1974 (202 S., br., 6,— sfr).

Seit das Gesundheitswesen immer deutlicher in die Schere zwischen wachsenden Anforderungen und zurückbleibender Leistungsfähigkeit gerät, findet die Propagandathese von der „Kostenexplosion“ als Ergebnis „übermäßigen Gesundheitskonsums“ in Tateinheit mit „gesunkener“ Selbstverantwortung des einzelnen“ sowie „maßloser“ Lohnforderungen des medizinisch-pflegerischen Personals große Verbreitung. Die Schweizer Autoren haben die Bedeutung dieses Schlagwortes als ideologischen Hebel zur verstärkten Indienstnahme der Gesundheitspolitik für das spätkapitalistische Krisenmanagement erkannt. Sie machen sich daran, die damit induzierten Argumentationsraster und Denkhaltungen zu kritisieren, indem sie die realen Prozesse, die verzerrt widerspiegelt werden, aufzuheben versuchen. Dabei geht es ihnen nicht darum abzustreiten, daß die Gesundheitsausgaben tatsächlich im Verhältnis zum ökonomischen Gesamtprodukt im Steigen begriffen sind. Das stellen sie, wenn auch methodisch sehr dilettantisch, im ersten Teil dar. Entscheidendes Gewicht in dieser Frage hat vielmehr die Aufklärung der Ursachen, der auch der größte Teil der Arbeit gewidmet ist. Hier erfährt der Leser eine Reihe interessanter und teilweise durch viel Material belegter Tatsachen.

Ein Teil des Kostenanstiegs wird auf den Nachholbedarf an Gesundheitsinvestitionen zurückgeführt, die in den fünfziger Jahren versäumt worden waren. Auch das Krankenhauspersonal, speziell die Pflegekräfte, hatten erheblich Lohnrückstände aufzuholen, ohne daß darum jenen, die die finanzielle Krankenhausmisere als Ergebnis einer „Lohnexplosion“ gesehen haben wollen, auch nur ein Argument zuwächst. Denn der Hinweis auf die steigende Lohnsumme kann nicht vergessen lassen, daß die Löhne des Personals zwar ein wenig stärker als die übrigen Löhne gestiegen sind, aber ebenso wie diese deutlich schwächer als das Bruttosozialprodukt (vgl. 50).

Ein weiterer Kostenfaktor sind die Profite jener Großkonzerne, deren Kapitalrendite sich proportional zur medizinischen Mangelhaftigkeit des Gesundheitswesens entwickelt hat. Gerade für die Schweiz als Standort pharmazeutischer Weltunternehmen wäre die Analyse der Zusammenhänge zwischen den Großproduzenten materieller Gesundheitswaren und der Entwicklung des Gesundheitswesens lohnend. Leider bleibt die Arbeit gerade hier auf unbefriedigendem Niveau.

Eine bedeutende Ursache des Anwachsens der Gesundheitskosten sehen die Autoren im „erhöhten Krankheitsrisiko“ (66) als Resultat gewandelter Lebensbedingungen. Jedoch liefern sie durch Reduktion gesellschaftlicher Lebensbedingungen auf die stofflich-gegenständliche Umwelt sowie der Arbeitsbedingungen auf den Prozeß der konkreten Arbeit und aufgrund eines entsprechend verstümmelten Begriffs von Krankheit „als einer Unverhältnismäßigkeit zwischen materieller Struktur (des einzelnen Menschen, H. K.) und Umwelt“ (69) eine theoretische Basis, auf der erhöhte Morbidität nicht erklärt werden kann.

Im lesenswertesten Teil des Buches wird die Struktur des Gesundheitswesens als weitere Triebfeder der Kostensteigerungen dargestellt und dabei primär die fehlende präventive Zielgerichtetheit der gesamten Gesundheitspolitik aufgezeigt. Erst in zweiter Linie führen die Autoren den kurativen Sektor an, der „in verschiedener Hinsicht zusätzlich noch ökonomisch ineffizient und verschwenderisch organisiert (ist)“ (117). Konsequenter weitergedacht heißt das, daß eine grundlegende Verbesserung allein innerhalb des kurativen Bereichs nicht zu erreichen ist.

Die dem Kapital verpflichteten politischen Kräfte streben als Antwort auf die Kostensteigerungen nun „Reformen“ an mit dem Ziel, die ökonomische Dysfunktionalität des Gesundheitswesens nach ihren Maßstäben abzubauen. Und dieser Zusammenhang ist es, in dem der Begriff der „Kostenexplosion“ zum reaktionären Kampfbegriff wird, mit dessen Hilfe drei Hauptziele angestrebt werden: „1. Einschränkung der konsumtiven medizinischen Leistungen“ unter Berücksichtigung von Mindestbedingungen (133). „2. Steigerung der Effizienz im Gesundheitswesen durch Strukturreform und Druck auf die Arbeitsbedingungen des Personals“ (134) und „3. Umverteilung der entstehenden Kosten“ zu Lasten der Lohnabhängigen (134).

Indem die Verfasser dabei zwischen verschiedenen Partialinteressen differenzieren, können sie auch anschaulich zeigen, wie sich die Politik des ständischen Teils der Ärzteschaft in diese Gesamtstrategie zur Senkung des Gesundheitsaufwandes einzupassen versucht. Die Analyse bleibt jedoch unfertig. Zwar wird deutlich, daß beim Bündnis der Standesorganisationen mit dem großen Kapital die Patienteninteressen zwangsläufig auf der Strecke bleiben (157 ff.). Wie die Standespolitik aber auch und gerade der Ärzteschaft selbst die Perspektive verstellt, wird nicht herausgearbeitet.

Ebenso verzichten die Autoren darauf, die Widersprüche zu untersuchen, die objektiv mit der Durchsetzung rückschrittlicher Tendenzen im Gesundheitswesen einhergehen. Daher verkümmert die Dimension der *Entwicklung*, woraus sich auch erklärt, daß die im Schlußteil angeführten „Perspektiven“ (176 ff.) recht voluntaristisch angehängt sind. Obwohl die Schrift noch mit vielen Merkmalen linker „Traktatliteratur“ behaftet ist, können ihr doch in einigen Teilen wertvolle Anregungen für die gesundheitspolitische Diskussion in der Bundesrepublik entnommen werden. Die Realitätsnähe solcher noch in den Kinderschuhen steckender Arbeiten ist allemal schon jetzt größer als die eines erheblichen Teils der „seriös“ sich nennenden, meist mehr der Apologie als wissenschaftlicher Redlichkeit verpflichteten sozial- und gesundheitspolitischen Universitätsliteratur.

Hagen Kühn (Marburg)

Kocher, Gerhard: Verbandseinfluß auf die Gesetzgebung. Ärzteverbindung, Krankenkassenverbände und die Teilrevision 1964 des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes. Francke Verlag, Bern ²1972 (268 S., br., 28,— DM).

Die Untersuchung Kochers schildert die fast fünf Jahre dauernden Auseinandersetzungen um die Reform der gesetzlichen Krankenversicherung in der Schweiz. Die Reformwünsche gingen von den Krankenkassen aus. Neben Leistungserhöhungen und größeren staatlichen Subventionen forderten die Kassen eine einheitliche Regelung der Honorarschuldnerfrage. Nicht der einzelne Versicherte, sondern die Kassen sollten gegenüber den Ärzten die Honorarschuldner sein. Die Ärzte lehnten diese Regelung als Einmischung der Kassen in die „höchstpersönliche Arzt-Patient Beziehung ab“. Hinter dieser offenkundig ideologischen Begründung stand die Befürchtung der Ärzte, die wirtschaftlichen Vorteile ihrer mit den 1000 verschiedenen Krankenkassen geschlossenen Einzelverträge einzubüßen.

Eine weitere Forderung der Krankenkassen war die Beseitigung der Staffeltarife, die eine unterschiedliche Behandlung der Patienten je nach Einkommensverhältnissen zur Folge hatten. Ferner forderten die Kassen eine gesetzliche Ermächtigung für die Kantonsregierungen, um niedergelassene Ärzte, die bis dahin nur Privatpatienten be-

handelten, zur kassenärztlichen Tätigkeit zwingen zu können, damit notfalls die Krankenversorgung aufrechterhalten werden könne.

Keine dieser Forderungen konnte von den Kassen durchgesetzt werden. Mit geringfügigen Abstrichen blieben die Ärzte erfolgreich. Nur in einer Nebensache, der Zulassung von Chiropraktoren ohne vorherige ärztliche Indikationsstellung zur Kassenbehandlung, mußten die Ärzte zurückstecken. Die Gründe für diese Niederlage von 5 Millionen Kassenmitgliedern gegen 6000 Ärzte vermag Kocher nicht anzugeben, da er in den vordergründigsten verbandssoziologischen Fragestellungen steckenbleibt. Die Krankenversicherungsreform dient ihm nur als Fall, um altbekannte Tatsachen über den Einfluß von Verbänden auf die Gesetzgebung auch für Schweizer Verhältnisse zu bestätigen. Mehr als die Hälfte seines Buches besteht aus einer Systematik der Einflußmittel von Verbänden (Presse, Rundfunk, Fernsehen, Lobby, Petitionen, persönlicher Einfluß etc.), über deren konkrete Wirksamkeit bei der Krankenversicherungsreform er nur Vermutungen anstellt. Seine vorangestellte Geschichte der Gesetzgebung in den beiden Kammern (Ständerat, Nationalrat) reproduziert den Inhalt der Beratungen, ohne allerdings den Versuch einer ideologiekritischen Analyse zu machen. Zwischen den Zeilen macht Kocher deutlich, daß die Krankenversicherungsreform einerseits an der Zersplitterung der Kassen in 1000 Sonderinteressen gescheitert ist, andererseits, weil die Ärzte es verstanden, eine Reform der Versicherung als Abschaffung der freien Berufe und Verstaatlichung des Gesundheitswesens hinzustellen. Da eine „materielle Würdigung des Gesetzes . . . außerhalb des Zweckes seiner Arbeit“ liegt (236) und er der Meinung ist, Ärzte und Kassen hätten die Interessen der versicherten Patienten zwar „nicht an die erste Stelle gerückt, aber auch nicht im sträflichen Maße vernachlässigt“ (ebd.), bleibt seine Studie ganz in der Perspektive der Verbandsaktivitäten befangen und kann die historischen und politischen Bedingungen des Scheiterns der Krankenversicherungsreform gar nicht in den Blick bekommen.

Michael Berger (Freiburg)

Winter, Kurt (Hrsg.): Das Gesundheitswesen in der Deutschen Demokratischen Republik. Eine Bilanz zum 25. Jahrestag der Staatsgründung. VEB Volk und Gesundheit, Berlin/DDR 1974 (209 S., Ln., 10 M).

In kurzen Einzeldarstellungen werden anläßlich des 25jährigen Bestehens der DDR die Organisation, die Arbeitsweise sowie die erbrachten Leistungen im Bereich medizinischer Versorgung dargelegt. Anhand der Daten aus der Gesundheits- und Medizinalstatistik, die im internationalen Vergleich immer zur Beurteilung der Güte medizinischer Versorgung herangezogen werden, kann auf beachtliche Erfolge verwiesen werden. So ist z. B. im Vergleich zur BRD (Daten hierzu teilweise vom Rez. ergänzt) die Müttersterblich-

keit (DDR: 27,5, BRD: 46,4/100 000 Geburten) und die Säuglingssterblichkeit (DDR: 16, BRD: 22,7/1000 Lebendgeborene) 1973 deutlich geringer. Bei den Raten der Tuberkuloseerkrankungen finden sich ähnliche Unterschiede (DDR, 1972: 50,1, BRD, 1971: 74/100 000 Einw.). Die Lebenserwartung ist in der DDR länger, die Arzt- und Betten-dichte ist etwa in beiden deutschen Staaten gleich. Die Leistungen der DDR werden besonders deutlich, erfährt man, daß sie nach dem Krieg von einer sehr viel ungünstigeren Ausgangsposition als die BRD, d. h. von höheren Morbiditäts- und Mortalitätsraten ausgehen mußte und gleichzeitig weniger Ärzte und Schwestern vorhanden waren.

In den Kapiteln über Organisation und Arbeitsweise verschiedener medizinischer Institutionen wird deutlich, welche Vielzahl von Problemen medizinischer Versorgung in einem geplanten und sozialisierten System lösbar werden. Nur ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Mit der umfangreichen Gesundheitsstatistik und der systematischen Erfassung aller Krankenhausfälle und deren Verläufe wird es möglich, rationale Investitionsplanung im Bereich der Forschung und Versorgung zu betreiben; Behandlungsmethoden, die sich anhand der Datenauswertung als wenig effektiv erwiesen haben, können ersetzt werden. Partikularinteressen, wie in kapitalistischen Staaten z. B. die der Pharmaindustrie oder die der niedergelassenen Ärzte, existieren nicht mehr. Entsprechend wird auch verständlich, daß in der DDR — von Expertengremien erarbeitet — Therapiepläne für die einzelnen Erkrankungen zur Orientierung für alle Ärzte herausgegeben werden können, ohne daß befürchtet werden müßte, die Pharma- oder Geräteindustrie hätte bestimmte Behandlungsrichtlinien durchzusetzen gewußt. Abgerundet hätte das Buch eine historische Analyse der Entwicklung des Gesundheitswesens in der DDR, an der politisch etwas über den Aufbau des Sozialismus gelernt werden könnte.

Heinz-Harald Abholz (Berlin/West)

Dahm, Ingeborg, u. a.: Untersuchung zur Morbidität in der DDR. Eine prognostisch orientierte Studie. Schriftenreihe der Akademie für Ärztliche Fortbildung, Bd. 47. VEB Volk und Gesundheit, Berlin/DDR 1974 (427 S., br., 47,80 M).

In der vorliegenden Arbeit wurden die vorhandenen Daten zum Gesundheitsstand der Bevölkerung der DDR zusammengestellt und unter dem Gesichtspunkt möglicher, sich aus den Daten ergebender Ansätze zur Verbesserung gesundheitlicher Versorgung analysiert. Für die Untersuchung, die nach einzelnen Krankheitsgruppen aufgeteilt erfolgt, standen folgende Daten zur Verfügung: 1. Statistik der Todesursachen, 2. Krankenhausstatistik (seit 1968 werden alle Krankenhausfälle über die EDV erfaßt), 3. Invaliditätsstatistik der Sozialversicherung, 4. Statistik der Arbeitsunfähigkeitsfälle, 5. Sta-

tistik meldepflichtiger Erkrankungen. Zusätzlich wurden epidemiologische Einzelstudien sowie die Ergebnisse von Reihenuntersuchungen herangezogen.

Nur in einigen Bereichen ist die epidemiologische Forschung so entwickelt, daß detaillierte Aussagen zur Verbesserung medizinischer Versorgung gemacht und die nächsten Aufgaben gesundheitlicher Versorgung formuliert werden können. Man lernt jedoch auch die noch sehr deskriptiven und allgemeinen Aussagen zur Epidemiologie schätzen, wenn man Vergleiche zur BRD anstellen will und feststellen muß, daß dies in den allermeisten Fällen nicht möglich ist, weil hierzulande nicht einmal die entsprechenden epidemiologischen Ausgangsdaten vorhanden sind. Bei den Daten, die zu einem Vergleich herangezogen werden können — Daten der Erhebungen meldepflichtiger Infektionserkrankungen, der Säuglings- und der Müttersterblichkeit —, schneidet die DDR durchgehend besser als die BRD ab.

Deutlich wird beim Lesen des Buches, daß die Epidemiologie in der DDR eine ganz andere Rolle bekommen hat, als dies in der BRD aufgrund unterschiedlicher gesellschaftlicher Strukturen der Fall sein kann: Die Ergebnisse der Epidemiologie werden in der DDR zur Planung von Verbesserungen und des Bedarfes im Gesundheitswesen benötigt. Anhand regionaler Vergleiche oder anhand der Vergleiche unterschiedlicher Therapieverfahren mit Hilfe epidemiologischer Methoden können die Bereiche abgesteckt werden, in denen Fortschritte der Medizin schon mit dem jetzigen medizinischen Wissen möglich sind. Epidemiologie wird damit auch zu einer praktischen Wissenschaft, weil unter gesellschaftlicher Planung entsprechende Erkenntnisse umgesetzt werden können. So führt z. B. die Erfahrung, daß die Sterblichkeit der operativ versorgten Patienten mit einem Schenkelhalsbruch weit geringer ist als die der konservativ behandelten Patienten, zu der planmäßigen sukzessiven Umstellung der Behandlungsmethoden. Bei der Bekämpfung der Mütter- und Säuglingssterblichkeit sowie der der Tuberkulose dürfte die Epidemiologie ihre bisher bedeutendste Aufgabe gehabt haben; anhand der epidemiologischen Erfassung entsprechender Daten konnten erfolgreiche Maßnahmen eruiert werden.

Aufgrund ständig geführter Vergleiche zur Morbidität zwischen den einzelnen Bezirken der DDR und zwischen den einzelnen Institutionen innerhalb der Bezirke ist eine kritische Selbsteinschätzung medizinischer Arbeit möglich. So wird an einigen Beispielen gezeigt, daß z. B. bei besonders hohen Sterblichkeitsraten im Bezirk oder besonders hoher Komplikationsraten bei Operationen in einzelnen Krankenhäusern nach den Ursachen geforscht wird und entsprechende Veränderungen vorgenommen werden.

Über einen Überblick hinausgehende Informationen können aus der vorliegenden Arbeit nicht gezogen werden; hierzu ist jedoch das ausführliche Literaturverzeichnis epidemiologischer Studien in der DDR hilfreich.

Heinz-Harald Abholz (Berlin/West)

Geschichte

Borowsky, Peter, Barbara Vogel und Heide Wunder: Einführung in die Geschichtswissenschaft I. Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel.

Dies.: Einführung in die Geschichtswissenschaft II. Materialien zu Theorie und Methode.
Westdeutscher Verlag, Opladen 1975 (I: 212 S., br., 17,— DM; II: 146 S., br., 15,— DM).

Die Autoren verstehen in Anlehnung an Wehler Geschichtswissenschaft als historisch-kritische Sozialwissenschaft. Sie bekennen sich zu vorwissenschaftlichen erkenntnisleitenden Interessen und deuten an, daß Historie Orientierungswissen und -hilfen für politisches Handeln geben muß. Im weiteren warnen die Verfasser vor dem „Quellenfetischismus“ und betonen wiederholt die Theoriebedürftigkeit der Geschichte. Die Anerkennung des Wissenschaftspluralismus bleibt nicht leere Phrase, sondern wird in didaktische Hinweise und Arbeitsschritte zur Rezeption marxistisch-leninistischer Forschungsergebnisse umgesetzt. Damit liegt erstmals eine Einführung in die Historie vor, die dem Reflexionsstand entspricht, wie er sich seit Ende der sechziger Jahre in der westdeutschen bürgerlichen Geschichtsschreibung herausgebildet hat.

Band I geht ein auf „Grundprobleme der Geschichtswissenschaft“, Lehrangebot und Studienplanung, die handwerklichen Grundlagen des Geschichtsstudiums, wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fachliteratur und Quellen. In Anlehnung an die Proseminar-Konzeption in Hamburg versuchen die Autoren, die Einführung exemplarisch an einem historischen Thema — hier „Preußen zwischen Reform und Revolution“ — zu geben. Dieser Ansatz wirkt sich besonders im Kapitel „Die Arbeit mit der Fachliteratur“ günstig aus. Hier wird für Erstsemester am konkreten Beispiel verständlich gemacht, warum verschiedene Historiker bei gleicher Quellengrundlage zu unterschiedlichen Ergebnissen gelangen, wie bestimmte Theorieelemente die Interpretation bestimmen können, welche Schwierigkeiten beim Quantifizieren sozialer Erscheinungen entstehen. Als wesentliche Elemente der inhaltlichen Auswertung von Fachliteratur werden das Abhängigkeitsverhältnis von Feststellung, Erklärung und Bewertung der „Fakten“ sowie Materialbasis, Fragestellung und Vorverständnis des Autors herausgearbeitet. Fortschritte gegenüber bisherigen Einführungen finden sich auch in den Hinweisen zur Anfertigung wissenschaftlicher Arbeiten. So ergeben sich z.B. bei Opgenoorth (Einführung in das Studium der neueren Geschichte, Braunschweig 1969) Inhalt und Gliederung der Arbeit quasi naturwüchsig „aus unseren Notizen“. Als Inbegriff von Wissenschaftlichkeit erscheinen „Klarheit und Präzision“ des Stils; „der wissenschaftliche Charakter historischer Darstellungen zeigt sich formal in den Anmerkungen“ (Opgenoorth 1969, 201 f.). Darüber hinaus verlangen

Borowsky, Vogel und Wunder unter anderem „Entwicklung der Problemstellung“ in der Einleitung, Darstellung der Relevanz des Themas. Wissenschaftlich kontroverse Standpunkte sollen „in ihren Grundpositionen skizziert und im Hinblick auf ihre Zeit- und Interessegebundenheit kritisch erörtert werden“, für die eigenen Thesen unbequeme Interpretationen dürfen nicht ausgeblendet werden (184 ff.). Wie sich aus der gesamten Arbeit ergibt, fallen nach Auffassung der Autoren unter die kontroversen Standpunkte und unbequemen Interpretationen auch marxistische Forschungsergebnisse. Insgesamt vermittelt dieser Band dem Studienanfänger in den Grenzen bürgerlicher Historie Problemstellungen und Argumentationsweisen, wie er sie im dominierend sozialgeschichtlich orientierten Wissenschaftsbetrieb braucht. Nachdem bislang Einführungen wie die von Opgenoorth die reaktionäre Variante bürgerlicher Geschichtswissenschaft propagierten, leistet diese Arbeit einen Beitrag dazu, daß die neue Studentengeneration nicht im ersten Semester das Historiker-Selbstverständnis von vorgestern übernimmt.

Der zweite Band enthält neben einer längeren Einleitung einen Aufsatz Dietrich Hilgers über „Begriff und Gegenstand der Sozialgeschichte“, eine Rezension Kockas zu Kosellecks „Preußen zwischen Reform und Revolution“, das Vorwort und einen weiteren Abschnitt aus Barrington Moore's „Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie“, das Oktoberedikt von 1807, ferner Ausführungen Georg Winters, Diedrich Saalfelds und Wilhelm Abels über preußische Agrarreform und über den Pauperismus. Wenn die Herausgeber diese Zusammenstellung unter dem Titel „Materialien zu Theorie und Methode“ veröffentlichen, so werden diese Begriffe offensichtlich in sehr begrenztem Sinne verstanden. Es geht hier nicht explizit um Fragen nach Kausalität, Struktur oder Gesetzmäßigkeit in der Geschichte, auch nicht um Werturteilsproblematik oder Erkenntnistheorie, sondern um Thesen, Theoreme, Hypothesen und Theorieversatzstücke zum Thema „Preußen zwischen Reform und Revolution“, das unversehens zum Selbstzweck geworden ist. Nachdem die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft bereits im ersten Band eindrucksvoll belegt ist, wäre im zweiten Band ein systematischer Einstieg in theoretische und methodische Fragen wünschenswert gewesen. Das leistet auch der Aufsatz Hilgers nicht, dessen von den Herausgebern hervorgehobene Originalität im Hinblick auf Studienanfänger eher als Überfrachtung mit Ausführungen über Hegel, „Frankfurter Schule“, Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften u. ä. erscheint. So dürfte der zweite Band den Studenten, die den Einstieg in die Geschichtswissenschaft nicht unmittelbar über das Beispielthema finden, wenig nützen.

Wolf-Dietrich Schmidt (Hamburg)

Mommsen, Hans (Hrsg.): Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei. Verhandlungen der Sektion „Geschichte der Arbeiterbewegung“ des Deutschen

Historikertages in Regensburg, Oktober 1972. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Frankfurt/M. 1974 (149 S., br., 9,80 DM).

Der Band enthält in Referaten und Diskussionsbeiträgen Bausteine zu einer Gesamtgeschichte der deutschen Sozialdemokratie aus der Sicht von Historikern, die der SPD angehören oder ihr nahestehen. Der Herausgeber Mommsen sieht diese Geschichte in seinem Einleitungsaufsatz (10—16) unter dem Gesichtspunkt der Kontinuität: die Beiträge bemühen sich, „die durch die verschiedenen Entwicklungsphasen hindurchgehenden charakteristischen Züge sozialdemokratischer Mentalität und Politik aufzusuchen, die bei wechselnden taktischen Situationen und politischen Herausforderungen gleichartige Reaktionen der Partei wie der Gegner ausgelöst haben.“ (11 f.) Dabei sei die im Godesberger Programm von 1959 beurkundete Entwicklung zur „Volkspartei“ notwendiges Ergebnis einer industrie-gesellschaftlich bedingten sozialen Umschichtung. (10) Jetzt habe die Partei auch ihren „ursprünglichen Bewegungskarakter“ (15), den sie zwischenzeitlich zugunsten erstarrter Apparate verloren hatte, durch die Öffnung gegenüber „den Impulsen (...), die von den nachwachsenden Generationen, von den Kräften an der Basis, von den Unorganisierten und von sich spontan bildenden Initiativgremien ausgehen“ (16), wiedergewonnen.

Wolfgang Schieder stellt in seinem Aufsatz „Das Scheitern des bürgerlichen Radikalismus und die sozialistische Parteibildung in Deutschland“ (17—34) „die eigenständige Parteibildung der deutschen Arbeiter“ als einen Mißerfolg dar. Schon hier habe sich der Gegensatz zwischen radikaler Theorie und reformistischer Praxis herausgebildet. (27; 29; 33) Georg Eckert hält seinen Aufsatz „Die Konsolidierung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zwischen Reichsgründung und Sozialistengesetz“ (35—51) von solcher Wertung frei. Ein Beitrag über die Zeit des Sozialistengesetzes fehlt. Für die nächsten Jahrzehnte behaupten Hans-Josef Steinberg („Die deutsche Sozialdemokratie nach dem Fall des Sozialistengesetzes. Ideologie und Taktik der sozialistischen Massenpartei im Wilhelminischen Reich“, 51—61) und Dieter Groh („Die Sozialdemokratie im Verfassungssystem des 2. Reiches“, 62—83) wiederum einen Gegensatz zwischen revolutionärer Ideologie und Reformpraxis, wobei sie allerdings — im Gegensatz zum Gros der bisherigen Forschung — die desintegrativen Momente in Situation und Politik der alten Arbeiterbewegung gegenüber der wilhelminischen Gesellschaft stark betonen.

Steinberg stellt über Engels' Einleitung zu Marx' „Klassenkämpfen in Frankreich“ fest, sie sei „in keiner Weise als Abkehr von einer revolutionären Konzeption zu interpretieren, wie es die Vertreter des Revisionismus, allen voran Bernstein, getan haben“ (55). Für Groh ist zwar nach wie vor die Sozialdemokratie in die wilhelminische Gesellschaft integriert gewesen, aber auf „negative“ Weise: Gebannt durch das Drohsystem des staatlichen Machtapparats, der auch den kooperationsbereiten Kräften der Arbeiterbewegung die Mitwirkung

verwehrte. Sie allein hätten nach Groh die Chance gehabt, die durch „Industrialisierung ohne politische Innovation“ (65) charakterisierte Situation des Reiches in Richtung auf eine Überwindung der Konservativen zu durchbrechen. Ein Anzeichen dafür ist die Zustimmung der Reichstagsfraktion zur Deckungsvorlage des Wehretats 1913: bei Fortsetzung dieser Politik hätte die Partei mit zum Subjekt der Reichspolitik werden können. Doch gibt Groh keine Antwort auf die hier notwendige Frage, wie denn dieser neue Weg — der ja immerhin am 4. August 1914 endgültig beschrritten wurde — zu anderen Ergebnissen hätte führen können als zum Weltkrieg mit dem damit verbundenen Massenelend. Für Susanne Miller („Die Sozialdemokratie in der Spannung zwischen Oppositionstradition und Regierungsverantwortung in den Anfängen der Weimarer Republik“, S. 84—97) ist das zentrale Malheur des ersten Weltkriegs die Spaltung der Sozialdemokratie, welche deren „Monopolstellung“ (86) brach. Vor 1917 galt immerhin: „Links von ihr (der Sozialdemokratie, G.F./J.H.) gab es nichts.“ (87) Unter diesem Aspekt wird auch die Politik Noskes verurteilt. (99; 101)

Flexibilität ist für Hans Mommsen („Die Sozialdemokratie in der Defensive: Der Immobilismus der SPD und der Aufstieg des Nationalsozialismus“, S. 106—133) das zentrale Kriterium für die Beurteilung der SPD-Politik, hier für den Zeitraum der Weimarer Republik. Die Starrheit des Parteiapparats verhinderte einen konsequenten Anpassungskurs gegenüber der Bourgeoisie ebenso wie eine Bindung der linksoppositionellen sozialdemokratischen Gruppen an eine einheitliche sozialdemokratische Organisation. Der „Bewegungscharakter“ (131), welcher nach Mommsen der SPD vor 1933 so sehr fehlte und der seiner Meinung nach die Rettung hätte bringen können, ist offensichtlich die Fähigkeit, möglichst *alle* nichtfaschistischen Kräfte der bürgerlichen Gesellschaft organisatorisch in der Sozialdemokratie zusammenzufassen und zugleich die SPD unbeschränkt für das Großkapital bündnisfähig zu machen. Ziel ist die Wiederherstellung der sozialdemokratischen Monopolstellung, welche 1917 verlorenging. Sie soll allerdings nicht zu einer antikapitalistischen Organisations- und Aktionseinheit führen, sondern im Gegenteil die so geeinte „Linke“ in eine Politik der Klassenversöhnung einbringen.

Der „Diskussionsbericht“ (S. 134—149) zu den Referaten zeigt Differenzen insbesondere in der Beantwortung der Frage, ob die Sozialdemokratie vor 1914 denn nun „positiv“ oder „negativ“ in die bürgerliche Gesellschaft integriert gewesen sei. An der Tatsache der Integration selbst wird nicht gerüttelt. Dennoch zeigen insbesondere die Beiträge Steinbergs und Grohs, wie die politische Dynamik des Wahljahres 1972 selbst die SPD-nahe Geschichtsschreibung einigermaßen in Bewegung brachte, ohne daß bei diesen Schlingerbewegungen mehr herauskommt als der — seit ca. 1974 wohl wieder obsolete — Versuch, in die sozialliberal dominierte Einheit der sozialdemokratischen Bewegung auch potentielle linksoppositionelle Kräfte einzubeziehen. Georg Fülberth und Jürgen Harrer (Marburg)

Conert, Hansgeorg: Die politischen Grundrichtungen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg. Richtungskämpfe in der SPD, Heft 1. Verlag 2000, Offenbach 1973 (112 S., br., 5,— DM).

Conerts Arbeit soll zeigen, „daß die deutsche Sozialdemokratie zwischen dem Fall des Sozialistengesetzes und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges (zuvor und danach ohnehin nicht!) keine marxistische Partei war, d.h. daß die Marxsche Gesellschafts- und Geschichtstheorie sowie Kritik der politischen Ökonomie 1. von den Theoretikern und Führern der Partei unangemessen ... rezipiert, 2. nicht zur Grundlage der Entwicklung einer konsistenten Strategiekonzeption genutzt wurde und 3. erst recht nicht die praktische Politik der Partei bestimmte“ (6). Für die Zeit bis 1905/06 kommt Conert mit Recht zu dem Ergebnis, daß bis dahin nur von zwei Hauptrichtungen in der SPD gesprochen werden kann: von der Mehrheitsrichtung des sogenannten „offiziellen Radikalismus“ und der revisionistischen und reformistischen Richtung. Vom sogenannten „marxistischen Zentrum“ und einer „Parteilinken“ könne frühestens ab 1905/06 gesprochen werden (23). Conert weist auf den unpräzisen Gebrauch des Begriffes Zentrismus hin, der einmal die „vom PV (Partei Vorstand — d. Verf.) repräsentierte, auf die unbedingte Wahrung der Parteinheit ausgerichtete Position“ (78) kennzeichne und andererseits zur Charakterisierung einer politischen Grundrichtung innerhalb der Sozialdemokratie gebraucht werde. In diesem letzteren Sinne verwendet Conert den Begriff.

„Linke und Zentristen einerseits, Reformisten zum anderen unterschieden sich zunächst im Hinblick auf die grundsätzliche gesellschaftliche Zielkonzeption, ... in ihren Vorstellungen über die politischen Tagesaufgaben und die Strategie der Sozialdemokratie“ (27). Im Gegensatz zu den Revisionisten bildete der Marxismus für Zentristen — zumindest dem Anspruch nach — und Linke die gemeinsame theoretische Grundlage. Um die Gemeinsamkeit der Zielvorstellung „der sozialistischen Gesellschaft als einer von der bürgerlichen Gesellschaft wesensmäßig völlig verschiedenen“ (31) zum Ausdruck zu bringen, spricht Conert von Reformsozialisten und revolutionären Sozialisten im Gegensatz zu den Sozialreformern (den Revisionisten und Reformisten). Die entscheidende Differenz zwischen den beiden sozialistischen Richtungen sieht Conert „in der aktivistischen Grundhaltung der Linken gegenüber dem politischen Fatalismus des Zentrismus“ (41). Den „Kautskyanismus“ begreift er als Deformation des Marxismus. Die entscheidenden Unterschiede zur Marxschen Theorie beständen in folgenden Momenten: 1) in der deterministischen, mechanistischen Ausdeutung der historischen Entwicklungsprognosen von Marx, 2) in dem willkürlichen Nebeneinander von Theorie und Praxis anstelle des Prinzips ihrer dialektischen Einheit und 3) in der Vernachlässigung des aktiven Elements des für die Durchsetzung sozialökonomischer Entwicklungstendenzen entscheidenden menschlichen Handelns (15). Als Beleg für seine Auffassung des Kauts-

kyanismus führt Conert den Begriff der Naturnotwendigkeit im Erfurter Programm an (19). Daß jedoch die von ihm unter Berufung auf Korsch, Mathias und Steinberg vertretene Konstruktion einer einheitlichen Theorie des „Kautskyanismus“ von den 80er Jahren bis zur „Materialistischen Geschichtsauffassung“ von 1927 unhaltbar ist, zeigen zahlreiche seiner Bemerkungen selbst. So hat sich z. B. Kautsky gegen eine mechanistische Auslegung des Erfurter Programms gewandt (20), in der Revisionismusdebatte mit den späteren Linken und Zentristen eine geschlossene Gruppe gebildet (24) und bis 1909 eng mit den Linken zusammengearbeitet. Bei der Einschätzung der Stärke der drei Richtungen läßt Conert die sozialdemokratische Publizistik und die Parteischule unberücksichtigt. So wird seine Behauptung um so problematischer, „daß die Organisationen der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914 eine ... auf die Weckung und Festigung von Klassenbewußtsein und sozialer Kampfbereitschaft abzielende Funktion nicht wahrgenommen haben“ (84).

Conert versucht eine Skizzierung der sozialen und politischen Ursachen für die Entstehung der drei Grundrichtungen der Partei. Die Basis von Revisionismus und Reformismus sieht er weniger in der Arbeiteraristokratie und dem Kleinbürgertum innerhalb der Partei, sondern vor allem in der Arbeiterbürokratie und der zeitweiligen Grundhaltung von Mitgliedern und Anhängern der Partei, die den Reformismus begünstigt habe (88—90). Die Ursache für die Entstehung des Zentrismus sieht er in den politischen Machtverhältnissen des Reiches, in der intransigenten Haltung der herrschenden Klassen sowie in der Neigung der Massen, die Tagespolitik durch die Berufung auf Ideale zu verklären und an der Vision des Sozialismus festzuhalten (90). Die Entstehung des linken Flügels führt Conert auf die Opposition von Intellektuellen, nicht eines breiten Teils der Mitgliedschaft zurück, wobei jedoch die Aktivität der Linken durch die „außerordentliche Kampfbereitschaft der Mitgliedschaft von Sozialdemokratie und Gewerkschaften“ (92) stimuliert worden sei. Innerhalb dieser vorherrschend sozialpsychologischen Erklärungsansätze erscheinen als durchgängiges Moment bei der Herausbildung der drei Grundrichtungen die Mitglieder und Anhänger der Partei, deren Haltung jedoch ihrerseits erklärungsbedürftig bleibt.

Reinhold Hünlich (Marburg)

Geyer, Dietrich (Hrsg.): *Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland.* Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 71. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1975 (412 S., br., 28,— DM).

Nachdem bereits seit den 60er Jahren die sowjetische Geschichte nach 1917 von westdeutschen Historikern zum Gegenstand wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Untersuchungen gemacht worden ist, wird hier erstmals in der BRD eine Veröffentlichung zu den

sozialökonomischen Verhältnissen der vorrevolutionären Epoche herausgegeben, die über den Rang von Außenseiterstudien hinausreicht. Die Tatsache, daß bekannte „Größen“ der westdeutschen Rußlandforschung wie Günther Stökl, Georg von Rauch und Peter Scheibert in dem Band mit keinem Beitrag vertreten sind, ist insofern konsequent, als diese weitestgehend politischer und Ideengeschichtsschreibung im Zeichen des rigorosen Antikommunismus verhaftet sind, und darf als Absage an bestimmende Traditionen westdeutscher Ostforschung gewertet werden. In der Einleitung heißt es: „Rußland und Europa‘ standen als inkompatible Größen einander gegenüber. Diese Philosophie nährte sich von methodologisch unzulänglichen Interpretationen, die zumeist aus geistes- oder machtgeschichtlichen Betrachtungsweisen kamen. Bolschewismus und Sowjetsystem erschienen als Quintessenz russischer Geschichte, als Pseudomorphose des alten Moskowitertums, als Verlängerung einer auf europafernen Wurzeln ruhenden ‚orientalischen Despotie‘ in die Gegenwart des modernen ‚Totalitarismus‘. Auch neomarxistische Auffassungen, die im Kreml von heute ‚die neuen Zaren‘ wirken sehen, stehen solchen Stereotypen mitunter nicht sehr fern. Daß derlei Klischees, jedenfalls in der historischen Forschung, nicht länger dominieren, mag dieser Band beweisen (9 f.).“ Einer breiteren wissenschaftlichen Information kommt die Aufnahme von fünf sowjetischen Beiträgen zugute, die früher einem grobschlächtigen Antikommunismus zum Opfer gefallen wären.

Der Band gliedert sich in drei Teile; der erste befaßt sich mit „Sozialverfassung und Ökonomie in der Leibeigenschaftsperiode“, der zweite mit „Agrarfrage und Industrialisierung 1861—1914“, zum Schluß werden „Aspekte sozialer Revolutionierung vor 1914“ thematisiert.

Die sowjetischen Beiträge stellen durchweg Auszüge aus Standardwerken anerkannter Historiker dar; eine Ausnahme bildet der Aufsatz von V. I. Bovykin über Probleme der industriellen Entwicklung, dem ein Vortragsmanuskript von der ersten westdeutsch-sowjetischen Historikerkonferenz 1973 zugrunde liegt. Sie sind demzufolge im wesentlichen für den des Russischen unkundigen Leser wertvoll. Die geringe Beschäftigung mit russischer Sozialgeschichte in der BRD wird markiert durch nur vier westdeutsche Autoren (D. Geyer, J. Nötzold, B. Bonwetsch, M. Hildermeier) mit z. T. alten, z. T. periphere Themen behandelnden Arbeiten. Zu speziell ist auch ein Beitrag über den Analphabetismus (G. Guroff/S. F. Starr), wohingegen der Bericht von R. Portal über „Die russische Industrie am Vorabend der Bauernbefreiung“ informativer ist. Die Unzulänglichkeit bürgerlicher Wachstumsmodelle für historische Untersuchungen demonstriert unfreiwillig Paul Gregory. Er will Ähnlichkeiten der russischen Entwicklung mit der fortgeschrittener Länder anhand von Wachstumsindices, wie sie von Simon Kuznets aufgestellt wurden, überprüfen, wiederholt dabei aber nur im schlechten Sinne „quantifizierend“ bereits bekannte Zahlen und weitgehend akzeptierte Ergebnisse. Unbefriedigend ist auch der Aufsatz von Harry T. Willetts

zur russischen Agrarfrage nach der Bauernreform. Der Autor versucht, die zaristische Agrarpolitik aufzupolieren: „Stolypins große Stärke lag in seiner Vision eines mächtigen, kapitalistischen und monarchistischen Rußlands, die vielen mißfiel, die aber den Vorzug der Kühnheit und Konsequenz für sich hatte“ (182). Leopold Haimson wendet sich unter dem etwas mißverständlichen Titel „Das Problem der sozialen Stabilität im städtischen Rußland 1905—1917“ gegen die ständig wiederholte Behauptung, die russische Arbeiterklasse sei in den letzten Vorkriegsjahren nicht den Bolschewiki, sondern den Menschewiki gefolgt. Auch wenn Haimson versucht, den dominierenden bolschewistischen Einfluß mit dem Wirken „unerfahrener Jugendlicher“ und der Emotionalität ehemaliger Bauern zu erklären, und außerdem Bedeutung und Radikalität der liberalen Opposition stark überschätzt, trägt der Aufsatz doch zur Verbreitung einer wichtigen historischen Wahrheit bei.

Gerade unter dem vom Herausgeber betonten komparatistischen Gesichtspunkt ist es bedauerlich, daß kein Beitrag zur sozialen Lage der Arbeiter, zu den ökonomischen Strukturveränderungen im Zuge des Ersten Weltkrieges und zur russischen Variante der Burgfriedenspolitik aufgenommen wurde. Die beigegebene Bibliographie enthält die wichtigsten internationalen Titel, darunter auch aus der Sowjetunion und der DDR, reicht aber nur zur ersten Orientierung.

Wolf-Dietrich Schmidt (Hamburg)

Soziale Bewegung und Politik

Steffen, Joachim: Krisenmanagement oder Politik?
Rowohlt Verlag, Hamburg 1974 (89 S., br., 3,80 DM).

Mit „Krisenmanagement oder Politik“ liegt Steffens erster Versuch vor, aus seinem mehr theoretisch orientierten Buch „Strukturelle Revolution“ praktische Konsequenzen zu ziehen. Ausgangspunkt ist die „Krise“, über deren Gestalt dem Volk drei Wahrheiten angeboten würden: 1. Es gibt zwar ernste wirtschaftliche Probleme, aber im Verhältnis zu unseren Nachbarn geht es uns noch gut, unsere Rücklagen und Währungsreserven bewahren uns vor stärkerer Arbeitslosigkeit und vor Einflüssen aus dem Ausland. 2. Die zweite Wahrheit gibt zu, daß zwar strukturelle Anpassungen nötig sind, die jedoch über den Markt geschehen können, und daß internationale Zusammenarbeit nötig ist, um sich aus dem Dilemma zu befreien. 3. Die dritte Wahrheit geht von einer Krise des Weltwirtschaftssystems aus, die wesentlich von der Explosion der Rohstoffpreise und dem Zusammenbruch des Weltwährungssystems verursacht ist. Die Nationalstaaten könnten aus Angst eine dirigistische Politik machen und damit das Welthandelssystem zerstören, was den politisch-ökonomischen Selbstmord aller auslösen würde (12/13).

Die SPD sei angesichts dieser Situation gezwungen, ihren Grundwerten: Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität, gemäß zu sagen, welche Schritte gegangen werden müßten, um diese Werte einzulösen. „Das Reagieren auf Tatsachen innerhalb der vorgegebenen Werte eines kapitalistischen Systems führt uns von ihnen weg“ (14). Im Moment sei kein Unterschied in der Politik der Regierung und der Opposition feststellbar. Es fehle sowohl an dem Instrumentarium zur Beherrschung als auch an der exakten Analyse der Krise. So entwickelt sich die „Revolution in der Sache“ unbeeinflußt von den Nationalregierungen weiter. D. h. die bisher undifferenziert als positiv angesehene Entwicklung der Produktivkräfte schlägt an einem Punkt um, dann zerstört die Industrielwelt die Fähigkeit der Menschen, ihre Gesellschaft noch menschlich zu gestalten. Die industrialisierten Nationen haben diesen Punkt zum Teil schon erreicht. Hier sieht Steffen keinen Unterschied zwischen Sozialismus und Kapitalismus: „In beiden Systemen treibt die Entwicklung auf Katastrophen und soziale Explosionen zu“ (69), und „in beiden Systemen dient die Arbeit der Menschen dazu, die irrsinnige Beschleunigung der Produktion-Problemdruckspirale über Wissenschaft und Technik noch einmal zu beschleunigen“ (73). Zur Überwindung der Revolution schlägt Steffen einen wirtschaftlich vergesellschafteten Sektor vor, der „als politisch-gesellschaftliche Gegenmacht zu den Multis organisiert“ werden muß. Den Kern dieses Sektors bildet die Energieversorgung und mehrere ausgewählte Rohstoffe. Die freie Wirtschaft soll mit diesem staatlichen Sektor ebenso wie mit multinationalen Unternehmen kooperieren. In den einzelnen Bereichen dieses Sektors soll die paritätische Mitbestimmung gelten.

Durch die Qualifizierung des Wachstums, gemeint ist die Ermittlung der humanen und ökologischen Kosten der Produktion, und einem Investitionsgebot, verbunden mit einem ‚Datenkranz‘ für den Binnenmarkt (Ehrenberg), soll erreicht werden, „daß auch ohne dauernde staatliche Eingriffe der Markt jene Güter produziert, die nach dem politischen Willen, der den Datenkranz setzt, als für die Gesellschaft wichtig erachtet werden“ (83). Damit seien die wichtigsten Instrumente für die Überwindung der Krise bezeichnet.

Steffens Argumentation ist von einem durchgehenden Widerspruch gekennzeichnet. Die „Revolution in der Sache“, also das negative Umschlagen der Produktivkraftentwicklung, sei nicht Resultat gesellschaftsspezifischer Produktionsweise, sondern der technischen Entwicklung selbst. Damit ist dies Phänomen kein gesellschaftliches mehr, es ist eines der Technik.

Zur Problemlösung schlägt Steffen eine Qualifizierung des Wachstums und die Kooperation zwischen staatlichem Bereich, freier Wirtschaft und multinationalen Unternehmen vor, Maßnahmen, die die gesellschaftliche Struktur verändern, anknüpfend an lassalleanische Tradition, modifiziert durch aktuelle Daten gesellschaftlicher Entwicklung. Das bedeutet aber eine Veränderung der gesellschaftlichen Organisation, in der die Technik zur Produktion verwendet wird und

nicht eine Veränderung der, nach Steffen, doch ‚an sich‘ negativen Technik.

Seinen Anspruch, „praktische Konsequenzen zu ziehen“, löst Steffen allerdings nicht ein, weder gibt er an, wie die Qualifizierung des Wachstums vorgenommen werden soll, noch wer sie vornehmen soll, ebensowenig geht er darauf ein wer die „freie Wirtschaft“ ist, die zwischen Staat und Multis existieren und wie die Kooperation aussehen soll.

Aus der widersprüchlichen Analyse der Krise resultiert eine nur vage Angabe von Lösungsmöglichkeiten, dennoch enthält Steffens Konzeption bedenkenswerte Punkte für eine Strategie zur Abwehr der Macht der Multis und zur internationalen Zusammenarbeit der Nationalstaaten, die allerdings der weiteren Konkretisierung bedürfen. Jörg Bohnsack (Berlin/West) und Jürgen Hutterer (Hamburg)

Jacobi, Otto, Walter Müller-Jentsch und Eberhard Schmidt: Gewerkschaften und Klassenkampf, Kritisches Jahrbuch '74. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1974 (319 S., br., 6,80 DM).

Das Jahrbuch hat nach Angabe der Herausgeber „die gewerkschaftliche Praxis kritisch durchleuchtet und am eigenen Anspruch gemessen“ (7). Im Mittelpunkt der 16 Artikel steht die Streikbewegung der Jahre 73/74, die innergewerkschaftliche Konfliktlage, die Rolle der ausländischen Arbeitnehmer, das Problem der Leistungsentlohnung und einige Aufsätze zur internationalen Gewerkschaftsbewegung. Abgeschlossen wird der Band mit einer ausführlichen, systematisch-chronologischen Dokumentation. In einem „Abriß der wirtschaftlichen Lage 1973/74“ gibt A. Blechschmidt eine Analyse der Arbeitsmarktlage, der Lohn- und Gehaltsentwicklung und der Investitionsprobleme. Der gesamte Beitrag hält sich in den Grenzen bürgerlicher Nationalökonomie, systemkritische Alternativen werden nicht entwickelt. Mit dem Aufsatz „Die Bedeutung der Arbeitsbedingungen in den Streiks 1973“ stellt H. Kern fest, daß eine „tendenzielle Verschiebung der Interessen und des Kampfverhaltens der westdeutschen Arbeiter vorliege: ihr wachsendes Interesse an einer Kontrolle und Verbesserung der Arbeitsbedingungen“ (26). Der Gewerkschaft wirft Kern vor, die Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den Tarifauseinandersetzungen vernachlässigt zu haben und dadurch von spontanen Streiks überrascht worden zu sein (39). Es erscheint spekulativ-volontaristisch, aus einem Protest gegenüber bestimmten Intensifikationsmechanismen auf eine allgemeine Ablehnung des Leistungsprinzips und gleichzeitige Erhöhung des Klassenbewußtseins zu schließen (34; 38 u. a.). In kurzer Einschätzung „der spontanen Streikbewegung 1973“ schildert W. Müller-Jentsch den allgemeinen Verlauf der spontanen Streiks als Einleitung für die anschließenden konkreten Streikberichte. Er zieht dabei Vergleiche

zu den Septemberstreiks 1969. Die zweifellos der Kritik bedürftige Politik der Spitzengespräche und die Mängel der innergewerkschaftlichen Demokratie verallgemeinert Müller-Jentsch ziemlich überganglos zum Streikgegenstand (45). Der Autor kritisiert darüber hinaus das Verhalten der Gewerkschaftsführung mit einsichtigen Begründungen (49 f.). Die soziale und organisatorische Struktur der Streikenden und die dahinterstehenden Probleme, die er allgemein anspricht, werden in „Streikberichten aus den Betrieben“ konkretisiert. Die Gewerkschaftspolitik erfährt eine stark ablehnende Beurteilung, die genauen Belegen ausweicht. Der mangelhafte Tarifabschluß wird allein der Gewerkschaft angelastet, wobei die Gesamtsituation unreflektiert bleibt (55; 82). Dagegen wird dem Leser sehr deutlich das vereinheitlichte Vorgehen von Staat und Kapital vor Augen geführt. Beispielhaft zeigen die Autoren auch die Notwendigkeit effektiver Organisation auf (98 f.) und untersuchen die soziale Struktur der Belegschaft und Streikteilnehmer. Die Rolle ausländischer Kolleginnen ist ebenso Gegenstand (79 ff.) wie die arbeiteraristokratische Haltung einzelner Betriebsräte und Vorarbeiter (90). H. Hausers Analyse zum Streik im öffentlichen Dienst berücksichtigt die tariflichen Kämpfe vor und parallel zu Streikaktionen. Einen weiteren Beitrag zum Thema Streik und Gewerkschaft leistet Eisseg in seinem Artikel „Der Streik der Metallarbeiter im Unterwesergebiet 1974“. Er betont insbesondere die Widersprüchlichkeit gewerkschaftlicher Tarifpolitik und die ungenügende Orientierung der Gewerkschaftsspitze an der Kampfbereitschaft der Belegschaft (119 ff.; 128). Die Kritik ist scharf, aber hinreichend begründet und tendiert nicht dazu, den Zusammenhang gewerkschaftlicher Leitung und gewerkschaftlicher Mitgliedschaft zu verwischen zugunsten einer künstlichen Frontstellung von Apparat und Basis — wie bei Schmidt. Dieser analysiert die Betriebspolitik der Gewerkschaften. Seine Kritik wirft der Gewerkschaftsführung vor, die Vertrauensleute zu Instrumenten „passiver Folgebereitschaft“ zu degradieren (131) und eine „stärkere Anbindung der Vertrauensleute an die gewerkschaftliche Ortsverwaltung und die Betriebsräte“ zu beabsichtigen (138). Die Kritik ist rein destruktiv, da Schmidt Alternativen und vor allem Belege vermissen läßt. Jacobi setzt sich mit der „tarifpolitischen Konzeption der westdeutschen Gewerkschaften“ auseinander. Seine Kritik verläuft im Rahmen bürgerlicher Wirtschaftstheorie (150). Weitere Schwerpunkte des Aufsatzes sind die Vermögensbildung, der Jacobi ihre „auf Interessenausgleich der Klassen und Schichten“ angelegte Orientierung vorwirft (154), und die betriebsnahe Tarifpolitik, welche für den Autor nicht mehr als ein „Mittel zur Mitgliederwerbung“ sein kann (159). Delp, L. Schmidt und Wohlfahrt berichten über den Versuch der IGM, mit Hilfe des Ausbaus des Vertrauensleutekorpers eine betriebsnahe Betriebspolitik bei Ford durchzusetzen. In „Gewerkschaftliche Betriebspolitik bei Ford“ vermitteln die Autoren einerseits eine detaillierte Schilderung des Vorgehens der IGM (165 ff.), zugleich häufen sich unbelegte Beschuldigungen: so wird z. B. behauptet, dem Vorstand sei „an einem Haus-

tarif nicht gelegen“ gewesen (170) oder der Betriebsrat „korrumpiere“ die Vertrauensleute (171 f.). Einen ähnlichen Weg in ihrer Analyse der Lage der ausländischen Arbeiter in der BRD gehen Kossegg/Castels, wenn sie z. B. behaupten, „die Gewerkschaften vertreten allerdings die Interessen und Forderungen der Mitglieder nur so weit wie nötig, um ihr Vertretungsmonopol nicht zu gefährden“, wobei noch unklar bleibt, von wem die Gefährdung ausgeht (180). Auch hier findet eine Überbewertung des Streiks statt, die von den Faktoren der objektiven Möglichkeiten und subjektiven Bereitschaft abstrahiert (185 f.). Die Beiträge Reulings „Zur Situation der Jugendlichen in der Ausbildung“, Teschners „Neue Entlohnungsmethoden“, Schmiedes „Entwicklungstendenzen und Widersprüche der Leistungsentlohnung“ sind in einem gewerkschafts-kritischen Jahrbuch eigentlich fehl am Platze. Sie gehen nicht auf gewerkschaftliche Aufgaben und Ergebnisse ein. Hinzu kommt, daß der Aktualitätsgrad nicht besonders hoch anzusetzen ist und sich die Beiträge an einigen Stellen überschneiden (126, o. a.).

Zur internationalen Gewerkschaftsbewegung liegen die Aufsätze von Piehl „Gewerkschaftliche Basismobilisierung kontra multinationale Kapitalstrategie — am Beispiel Ford“, Blanke/Erd-Küchler „LIP — Legalität und Klassenkampf“ und Zoll „Italiens Gewerkschaften zwischen Einheit und Vereinigung“ vor. Piehl gibt einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Internationalisierung von Gewerkschaftspolitik bei Ford (240 f.). Mit dem Problem der Massenentlassung und der Kampfform des aktiven Streiks, der Organisation seiner Spontaneität und dem Problem der Gewerkschaftseinheit befaßt sich der Artikel Blankes u. a. Die Fetischisierung der Basis (270, u. a.) und die Auseinanderdividierung von Gewerkschaft und Belegschaft (273, u. a.) zeugen vom neo-syndikalistischen Grundgehalt der Analyse. Schließlich gibt Zoll eine Übersicht über die Einigungsbestrebungen der drei großen Gewerkschaften. — Die politischen und ideologischen Probleme der Gewerkschaften-einheit kommen gegenüber den Organisationsfragen deutlich zu kurz.

Rüdiger Lison (Duisburg)

Elsner, Wolfram: *Die EWG — Herausforderung und Antwort der Gewerkschaften.* Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1974 (208 S., br., 9,80 DM).

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die auf Grund der Internationalisierung des Kapitals durch die EWG notwendig gewordenen „Bedingungen und Perspektiven einer gewerkschaftlichen Strategie in Westeuropa verdeutlichen zu helfen“ (11). Zunächst gibt Elsner einen Überblick über den „Stand der internationalen Gewerkschaftsbewegung nach 1954“: Die Gründung des WGB 1945, die Abspaltung des IBFG auf Betreiben der US-amerikanischen Gewerkschaften AFL/CIO und des britischen TUC und der aus dem christlichen Gewerkschaftsbund IBCG hervorgegangene WVA werden in ihrer zahlen-

mäßigen und institutionellen Zusammensetzung kurz charakterisiert. — Im Mittelpunkt des Werkes steht die Diskussion der Möglichkeiten gewerkschaftlicher Einflußnahme in der EWG vor dem Hintergrund ihrer politischen Strukturen. Anspruch und Wirklichkeit der europäischen Integration werden einer kritischen Analyse unterzogen, wobei der Begriff „Europäische Gemeinschaft“ bewußt vermieden wird, da „sich mit ihm ein Integrationsstand vertauschen läßt, der nicht vorhanden ist“ (10). So mußten bestimmte Vorhaben der Integration bisher wegen unüberwindlicher Widersprüche zwischen den Nationen aufgeschoben werden, wie z. B. die Wirtschafts- und Währungsunion (WWU) (111) und die Sozialunion (121 ff.). Elsner weist nach, daß in der EWG auf Grund der Unverbindlichkeit der Gremienbeschlüsse und der fehlenden demokratischen Wahl dieser Gremien durch die Völker der Mitgliedsstaaten bzw. nicht-existenter demokratischer Kontrollmöglichkeiten eine „faktische Entdemokratisierung“ stattfindet (50). Nur Verordnungen des Ministerrates sind geltendes Recht in den Mitgliedsstaaten, ohne daß aber ihr Zustandekommen „der Einsichtnahmen der nationalen Parlamentmitglieder“ unterlegen hätte (49). Auch die übrigen Gremien der Gemeinschaft wie Kommission, Europaparlament, Ständiger Rat etc. sind demokratischer Kontrolle nicht zugänglich. Die Stellungnahmen der Ausschüsse — so z. B. des Wirtschafts- und Sozialausschusses — sind in keiner Weise für das konsultierende Organ verbindlich, seine Beratungen sind grundsätzlich nicht öffentlich, Mehrheitbeschlüsse nicht bindend. Dem Anspruch der Integration steht so die mangelnde Supra-Nationalität entgegen (50 f.).

„Die Gewerkschaften sind in zahlreichen wichtigen Koordinationsausschüssen, die sowohl bei der Kommission als auch beim Rat gebildet werden, nicht vertreten“ (68 f.). Halbparitätische Besetzung in den anderen Gremien ist nicht gegeben. Es gelingt dem Autor, die enge Verflochtenheit nationaler und internationaler Vereinheitlichung aufzuzeigen und die notwendigen Konsequenzen einer gewerkschaftlichen Europastrategie zu ziehen. Im Entstehungszeitraum bestanden zwischen den einzelnen nationalen Gewerkschaftsbünden erhebliche Unterschiede bezüglich der grundsätzlichen Einstellung zur EWG, die Elsner am Beispiel des DGB (für den IBFG) und der CGT (für den WGB) herausarbeitet. Gemeinsame Forderung aller Bünde war jedoch nach der Etablierung der EWG die Demokratisierung ihrer Gremien und die Erweiterung der Gewerkschaftsrechte. Anhand der Mitbestimmungsforderungen des DGB macht der Autor deutlich, daß „die Gewerkschaften auf EWG-Ebene kaum das durchsetzen werden, was sie national-staatlich nicht durchgesetzt haben“ (89). Dieselbe These kann Gültigkeit beanspruchen für die Probleme und Mißstände der Einkommens- und Preisentwicklung, der Freizügigkeit, der Sozialpolitik oder Kapitalflucht. Die EWG, so weist der Autor überzeugend nach, hat zunächst „den Konzernen neuen Spielraum“ gegeben „im Zuge einer weitestgehenden nationalen Differenzierung und sozialen Differenzierung der Arbeiterschaft und eines Gegeneinanderausspielens von Regierungen“ (81). Die Konse-

quenz daraus ist eine „international koordinierte Gewerkschaftsstrategie“ (81), die ein europäisches Unternehmensrecht (100) und eine supra-nationale Wirtschaftsplanung (84) erkämpft. Denn an Vorhaben dieser Art wurden die Gewerkschaften bisher nicht beteiligt. Die EWG bekommt so die Funktion, allein unternehmerische Konzentrationsprozesse zu unterstützen und entstehende Krisen auf die Bevölkerung abzuwälzen (103 f.). Hauptproblem ist vor diesem Hintergrund die Notwendigkeit der organisatorischen Vereinheitlichung der Gewerkschaften auf internationaler Ebene, zumal die Gefahr besteht, daß die Monopole zusätzlich zur undemokratischen Struktur der EWG die internationale Uneinheitlichkeit der Gewerkschaften dazu ausnutzen, das, „was ihnen bisher im eigenen Land nicht möglich war, nun in der Gemeinschaft ... durchzusetzen“ (53 f.).

Elsner gibt einen präzisen Überblick über die gewerkschaftlichen Forderungen in den verschiedenen Bereichen der Sozialpolitik (131 f.) und der Demokratisierung und Mitbestimmung (141 ff., 151 ff.). Gerade der zuletzt genannte Punkt verweist auf eine zusätzliche Aufgabe für die europäische Gewerkschaftsbewegung: Vereinigung ihrer gesellschaftspolitischen Vorstellungen. Dabei komme es zu ersten „Annäherungen in den Auffassungen und Methoden“ (147), stellt der Autor fest und gibt im letzten Teil seines Buches einen zusammenfassenden Überblick über den aktuellen Stand der internationalen Organisation der Gewerkschaftsbewegung in Europa. Das Zustandekommen des EGB und Vereinheitlichungsbestrebungen der Richtungen auf nationaler Ebene sowie die Initiierung gemeinsamer nationaler und internationaler Aktionen geben einen Hinweis auf die Möglichkeiten gemeinsamer Strategien. Rüdiger Lison (Duisburg)

Ökonomie

Brus, Wlodimierz: Funktionsprobleme der sozialistischen Wirtschaft. Edition Suhrkamp, Bd. 472, Frankfurt/M. 1971 (347 S., br., 12,— DM).

Der vorliegende Band, 1960 erstmals in Warschau erschienen, ist ein polnischer Beitrag zur damals besonders aktuellen Diskussion über Organisationsmodelle der sozialistischen Wirtschaft. Etwa seit Mitte der fünfziger Jahre hatte die zunehmende Unangemessenheit der Wirtschaftssysteme der sozialistischen Staaten an neue ökonomische Bedingungen sich in ausführlichen Debatten niederzuschlagen begonnen. Die zentrale Umverteilung der Bruttogewinne und die zentrale Vorgabe detaillierter stofflicher Volumen Kennziffern an alle Betriebe war in der Phase der Proportionalisierung von Produktion, Akkumulation und Konsumtion sowie der Wirtschaftszweige in allen sozialistischen Gesellschaften eine objektive Notwendigkeit ge-

wesen, um die ökonomischen „Muttermale“ des Kapitalismus im Sozialismus zu überwinden. Das Ende dieser Phase wurde indiziert durch neue Widersprüche, die sich ökonomisch ausdrückten z. B. in mangelnder Elastizität der Produktion, exzessiven Kosten bei der Planziel-Realisierung, ungenügender Interessierung der Betriebe am wissenschaftlich-technischen Fortschritt u. ä.

Als Versuch, die Diskussion über die Anpassung der Organisationsstruktur der sozialistischen Wirtschaften an die nun erreichte Beseitigung der größten Disproportionalitäten zu fundieren, verstehen sich Brus' Erwägungen. Sie gehen — ausdrücklich als Modellanalyse konzipiert — von der vereinfachenden Hypothese der alleinigen Existenz gesamtgesellschaftlichen (also nicht gleichzeitig auch genossenschaftlichen oder evtl. zusätzlich privaten) Eigentums an den Produktionsmitteln aus (7), um ein von Einzelheiten entlastetes Bild der Hauptprinzipien des ökonomischen Funktionssystems zeigen zu können (12 f.). Bewußt ausgeblendet bleiben damit sowohl das konkrete System der Organisation, Planung und Verwaltung als auch ökonomische und politische Voraussetzungen und Folgewirkungen des jeweiligen Modells (z. B. Ausbildungssystem, konkrete wissenschaftlich-technische Veränderungen des Produktionsapparates) — über die Ausnahmen wird noch zu sprechen sein. Inhaltlich grenzt sich der Autor durch den Versuch, Organisationskriterien sozialistischer Ökonomik innerhalb des ökonomischen Grundgesetzes des Sozialismus (planmäßige proportionale Entwicklung zur Schaffung umfassenden Wohlstandes aller Gesellschaftsmitglieder) zu entwickeln, davon ab, die grundlegenden ökonomischen Merkmale des Sozialismus in Frage zu stellen (14 ff.).

Brus greift die angesprochene Debatte und Kritik der objektiv allmählich überfälligen Funktionsprinzipien auf (131 ff., bes. 138 f.) und stellt in den Mittelpunkt seines Beitrags das Verhältnis von wertmäßiger und stofflicher Planung und insbesondere das Verhältnis von Plan und Markt, „Zentralisierung“ und „Dezentralisierung“, vor allem in Hinblick auf die Gestaltung eines effektiven Systems von Gleichgewichtspreisen. Nach einer ausführlichen Darstellung Marx-Engelscher Hinweise auf ökonomische Gesetzmäßigkeiten und Leitungsprinzipien der sozialistischen Wirtschaft und der Debatten über diese in der Arbeiterbewegung und der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft seither (29 ff., 50 ff., 71 ff.) hält er dem von ihm „zentralistisch“ genannten Modell — wirtschaftliche Rechnungsführung mit zentraler Bruttogewinn-Umverteilung und stofflich-volumensmäßigen Detailvorgaben — eine Konzeption entgegen, in der dem Wertgesetz und den Ware-Geld-Beziehungen besondere Funktionen auf sozialistischer Basis zukommen sollen.

Dazu unterscheidet er zwischen dem Wirkungsbereich des Wertgesetzes und der Anwendung von Ware-Geld-Formen bei der Festsetzung von Gleichgewichtspreisen. Das Wertgesetz gilt demnach in begrenztem Maß, nämlich unter all den Bedingungen, unter denen eine allgemeine, nach gesamtgesellschaftlichen Prämissen festgelegte Zielstruktur der Proportionen, die verschiedene konkrete Realisie-

rungsmöglichkeiten offenläßt, mit der „Regel von der Äquivalenz der Relation der Gleichgewichtspreise mit den Relationen der Aufwendungen“ (193) übereinstimmt. Die „Autonomie“ der gesamtgesellschaftlich notwendigen Planentscheidungen — d. h. die von Brus als notwendig anerkannte Dominanz zentraler staatlicher Planung und Leitung — „impliziert nicht, daß *ex definitione* andere Lösungen gefunden werden müssen, als sie sich aus dem Wertgesetz ergeben würden; die Berücksichtigung von Proportionen nach dem Wertgesetz ist ein wesentliches Element von Entscheidungen sowohl bezüglich der Entwicklungsrichtung und des Produktionsapparates in der Zielstruktur als auch des Übergangs von der Ausgangs- zur Zielstruktur. Autonomie der Entscheidungen heißt dagegen, daß diese nicht limitiert sind von der Notwendigkeit, Proportionen nach dem Wertgesetz als wichtigstem Kriterium der Rationalität beizubehalten: gestützt auf die ökonomischen Gesetze der sozialistischen Wirtschaft, können diese Entscheidungen durchaus auch in eine andere Richtung gehen, nicht nur ohne dabei Verluste hervorzurufen, sondern im Gegenteil mit Ergebnissen, die sich dem Optimum nähern“ (197).

Aus dieser Konzeption resultiert die Forderung nach einer Neuorganisation des Verhältnisses zwischen zentralem Gesamtplan und dessen wertmäßiger und stofflicher Konkretisierung nach einem Modell, in dem die Ware-Geld-Formen nicht mehr nur mehr oder minder passiver Ausdruck der Bewegung der materiellen Ressourcen sind, sondern zum „grundlegende(n) und aktive(n) Instrument der Allokation von Ressourcen“ werden. Diese bezeichnet Brus als „Anwendung des Marktmechanismus in der sozialistischen Wirtschaft“ (202). Für den Fall, daß vom Gesichtspunkt des allgemeingesellschaftlichen Interesses kein Hindernis für die Gestaltung solcher Produktionsproportionen bestehen, die einen äquivalenten Austausch sichern, könne in einem solchen Modell das Wertgesetz auch bei direkter Allokation durch die zentrale staatliche Planung und Leitung wirken. Gleichzeitig aber könne — im Fall, daß die dem Wertgesetz entsprechende Struktur der Endproduktion bezüglich gesamtgesellschaftlicher Interessen im Widerspruch zur optimalen Struktur steht — ein „regulierter Marktmechanismus“ dazu benutzt werden, andere Produktions- und Tauschproportionen zu erzielen als jene, die sich unter dem Einfluß des Wertgesetzes herausgebildet hätten: die zentrale staatliche Leitung realisiert die volkswirtschaftliche Gesamtplanung mit Hilfe des so verstandenen „Marktmechanismus“ (204 ff.).

Unter dem von ihm geforderten „dezentralisierten“ sozialistischen Wirtschaftssystem versteht der Autor mithin konkret eines, in dem zum ersten der Staat einen volkswirtschaftlichen Gesamtplan auf der Basis gesamtgesellschaftlicher Interessen erstellt; er habe im wesentlichen das Wachstum und die Verteilung der wichtigsten Globalgrößen (Nationaleinkommen, Produktion, Akkumulation, Konsumtion) nach Volumens- und Wertkennziffern und die relevantesten Elemente der Sortimentsstruktur auch stofflich festzulegen. Zum zweiten aber solle der Betrieb aufgrund der angebotenen Zielvorstellungen des volkswirtschaftlichen Gesamtplans Volumen und

Struktur der Produktion, die Verteilung des Betriebseinkommens, die Bestimmung von Investitionszielen und -richtung aus Eigenmitteln selbständig entscheiden (214 ff., bes. 216 f.). Neben den genannten zentral vorgegebenen Kennziffern soll die Dominanz des zentralen Plans durch zentrale Lenkung von Faktoren bewirkt werden, die den betrieblichen Nettogewinn von Kosten- und Einnahmeseite aus beeinflussen.

Insoweit bewegen sich Analyse und Vorschläge also weitgehend innerhalb der wenige Jahre später in vielen sozialistischen Staaten, mehr oder weniger variiert, verwirklichten Konzeption neuer ökonomischer Systeme. Einiges an Brus' Beitrag bleibt freilich fragwürdig: z. B. die an mehreren Stellen eingeblendeten Folgerungen aus den ökonomischen Prinzipien der hier diskutierten Modelle auf die politischen Strukturen. So wird bei Brus die Weiterentwicklung der schöpferischen Initiative auf der Ebene der Betriebe im Rahmen der von ihm geforderten Entfaltung des demokratischen Zentralismus zur „Mitbestimmung“ in der Wirtschaftsverwaltung, und zwischen seinem „dezentralisierten“ Modell und der sog. „Arbeiterselbstverwaltung“ wird — in Abgrenzung allerdings vom jugoslawischen Typus (203) — ein Zusammenhang hergestellt (242, 304), der bezüglich des vorgeschlagenen ökonomischen Modells unausgewiesen ist. Die fragmentarische Form, in der diese unmittelbar politischen Einschübe innerhalb des methodischen Rahmens bleiben, kann zu Mißverständnissen führen. Die Problematik der Begriffsbildung zu diesen Fragen resultiert sicher aber auch daraus, daß zur Entstehungszeit des Bandes die Frage des Verhältnisses von ökonomischen und politischen Konstituenten der ökonomischen Reformen noch nicht völlig ausdiskutiert war; inzwischen werden Begriffe wie „Arbeiterselbstverwaltung“ z. B. eindeutig als dem Sozialismus nicht zugehörige — weil das gesamtgesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln ausschließende — Kategorien betrachtet.

Claudia Stellmach (Bremen)

Blätter für deutsche und internationale Politik

10 '75

U. Albrecht, D. Ernst, P. Lock u. H. Wulf: Rüstungstransfer und -produktionsverlagerung in periphere Länder

B. Moldenhauer: Die Atomindustrie in der BRD

H.-H. Wüstenhagen: Erfahrungen mit Bürgerinitiativen für Umweltschutz

N. R. Wiener: Relikte des Kalten Krieges. Zur Rolle der Sender „Radio Liberty“ und „Radio Free Europe“

R. Rilling: Die Krise der bürgerlichen Wissenschaft und die Verantwortung des Wissenschaftlers

D. Halfmann: Lebensweg und Karriere des Franz Josef Strauß (V). Der Weg zur Großen Koalition

A. Maske: Von Helsinki nach Wien

N. Melnikow: Zur Rohstofflage in der UdSSR

J. Goldberg: Wirtschafts- und sozialstatistische Daten

11 '75

L. Knorr: Sicherheitspolitik — für wen und wozu?

K. Ehrler: Zur Dialektik von Völkerrecht und Menschenrechte in der Friedensarbeit der UNO. Eine Bilanz nach dreißig Jahren

Perspektiven der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit der Sowjetunion und anderen RGW-Ländern aus der Sicht bundesrepublikanischer Unternehmen. Eine Umfrage

W. Elsner: Die „neue politische Ökonomie“ und Ansätze politisch-ökonomischer Neubestimmung in den Wirtschaftswissenschaften

J. Pokatajew u. W. Schenajew: Wirtschaftskrise

U. Mayer: Normative Aspekte einer demokratischen Investitionskontrolle

J. Ostrowsky: Das rassistische System Südafrikas in der Krise

S. Vilar: Evolution oder Bruch? Spanien nach Franco

E. Rossmann: Berufsverbote und Sondergesetz

20. Jahrgang, Oktober 1975, Heft 10

20. Jahrgang, November 1975, Heft 11

Herausgeber: Hilde Bentele †, Wilfried Frhr. v. Bredow, Hermann Etzel, Gerhard Gollwitzer †, Jörg Hußschmid, Urs Jaeggi, Gerhard Kade, Reinhard Kühnl, Knut Nevermann, Reinhard Opitz, Manfred Pahl-Rugenstein, Hermann Rauschnig, Hans Rheinfelder †, Helmut Ridder, Robert Scholl †, Fritz Strassmann, Gerhard Stuby, Karl Graf v. Westfalen †, Ernst Wolf †. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 5,— DM; im Jahresabo 3,50 DM, für Studenten, Schüler, Wehr- und Ersatzdienstleistende 3,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Pahl-Rugenstein Verlag, 5 Köln 51, Vorgebirgstr. 115

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

9 '75

E. Hahn: Aktuelle philosophische Fragen des ideologischen Kampfes

H. Luft u. H. Schliwa: Der historische Charakter gesellschaftlicher Gesetze und Probleme der Leitung und Planung der sozialistischen Wirtschaft

G. Fiedler u. R. König: Philosophische Aspekte der Optimalität in den Wirtschaftswissenschaften

G. Hochmuth: Entwicklungsgesetze der Technik und der Technikwissenschaft

H. Sänger: Zu Fragen der philosophischen Lehre aus pädagogischer Sicht

O. Eisenblätter u. W. Preller: Zu einigen theoretischen Problemen sozialistischer Frauenpolitik

W. Müller: Beratung über Lehre und Erziehung auf dem Gebiet des historischen Materialismus

W. Kaul u. G. Peine: Zur atheistischen Bildung im marxistisch-leninistischen Grundlagenstudium

10 '75

C. Neuner: Dialektik der entwickelten sozialistischen Gesellschaft und Erziehung

L. Oppermann u. H. Apel: Zur Dialektik der Entwicklung von sozialistischer Gesellschaft, Volksbildungswesen und pädagogischer Theorie

K.-F. Wessel: Materialistisch-dialektische Entwicklungstheorie und pädagogische Theorie

E. Drenstedt: Zur Rolle der Erziehung bei der Entwicklung der Persönlichkeit

H. Steininger: Gesetze der Gesellschaftsentwicklung und weltanschauliche Bildung

A. Meier: Schule und Dialektik der Sozialstruktur in der sozialistischen Gesellschaft

H. Ley: Das Bildungsphänomen in der philosophischen Geschichte

H.-J. Kirchhoff, W. Kling u. H. Mahr: „Kritischer Rationalismus“ und Pädagogik

G. Rosenfeld u. K.-F. Wessel: Zur Evolution der individuellen Freiheit

23. Jahrgang, Oktober 1975, Heft 10

23. Jahrgang, September 1975, Heft 9

Erscheint monatlich. — Einzelheft 6,— DM. Jahresabo 72,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Buchexport, DDR 701 Leipzig, Leninstr. 16

Demokratische Erziehung

lendemains

Zeitschrift für
Frankreichforschung +
Französischstudium

6 '75

Zu Problemen der Bildungsökonomie und Bildungsplanung

H. Holzer: Rahmenbedingungen staatlicher Bildungsplanung in der BRD

H. Gottschalch, H. May u. R. Nemitz (Projekt Automation und Qualifikation): Freiheit und Planung — Überlegungen zur Bildungsreform

C. Ohm, I. Schütte u. G. Zimmer (Projekt Automation und Qualifikation): Ist die Bildungsreform zu Ende?

G. Rückriem u. T. Sprey: Beratung zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem (I)

H. Fleßner: Zum Beispiel Ostfriesland

H. Schwab: Probleme einer Demokratisierung der Bildungsverwaltung

H.-E. Piepho: Englischunterricht aus Schülerperspektive

F. Marz: Menschenhandel — Geschäftspoker — Entspannungsschritte

J. Pomorin: Politische Bildung in der Bundeswehr

1. Jahrgang, November 1975, Heft 6

Erscheint alle zwei Monate. — Einzelheft DM 5,—; im Jahresabo DM 3,50, für Studenten, Schüler, Wehr- und Ersatzdienstleistende DM 3,—. — Bestellungen über Buchhandel oder Pahl-Rugenstein Verlag, 5 Köln 51 Vorgebirgstr. 115

3

Sprachgeschichte

U. L. Figge: Zur Aufgabe der Sprachgeschichte am Beispiel des Französischen

B. Schlieben-Lange: Sprachpolitik der Französischen Revolution

H. U. Gumbrecht: Sprachhandlungen bei Marivaux

Kleinbürgertum in Frankreich II

H.-G. Haupt: Kleinbürgertum im 19. Jahrhundert

P. Hinrichs u. I. Kolboom: Technisch-wissenschaftliche Intelligenz

U. Knoke: Der Tod im Denken Ionescos

Forum

W. Engler: Spiegelmetaphorik bei Stendhal

H. H. Baumann: Selbstverständnis von Romanistik und Philologie in Deutschland

W. Krauss: Supplément zum Dictionnaire Philosophie II

France actuelle

2. Jahrgang, Januar 1976, Heft 1

Erscheint jährlich in 4 Heften in unregelmäßiger Reihenfolge. Einzelheft DM 7,— zuzügl. Porto. Jahresabonnement DM 24,— für Schüler und Studenten DM 20,—. Bestellung über Verlag und Vertrieb Sozialistische Politik GmbH, 1 Berlin-41, Büsingstr. 17, Postfach 410 269

MARXISTISCHE BLÄTTER

ZEITSCHRIFT FÜR PROBLEME
DER GESELLSCHAFT, WIRT-
SCHAFT UND POLITIK

6 '75

„Dritte Welt“ im Aufbruch

K. Unger: Zur Funktion der „Entwicklungshilfe“ heute

J. Goldberg: Neue Entwicklungen im Nahen Osten

J. Minnemann: Kampf gegen den Faschismus in Chile

F. Werkmeister: Auswirkungen des Sieges der Völker Indochinas

S. Mitra: Demokratische Kräfte Indiens in der Offensive

J. Ostrowsky: Befreiung in Portugiesisch-Afrika

H. Ghani: Schahregime in Persien

H.-J. Hennecke: Argentinien zwischen Fortschritt und Reaktion

R. Wünsche: Beziehungen der DDR zu den nationalen Befreiungsbewegungen und Staaten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas

A. Gedö: Aktuelles zur Kritik des philosophischen Revisionismus

13. Jahrgang, Nov./Dez. 1975, Heft 6

Erscheint alle zwei Monate. — Einzelpreis 4,— DM. Auch im Abo erhältlich. Bestellungen über Buchhandel oder Verlag Marxistische Blätter, 6 Frankfurt/M. 50, Hedderheimer Landstr. 78a

NEUES FORVM

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
ENGAGIERTER CHRISTEN
UND SOZIALISTEN

261

P. Kreisky, S. Lehmann u. E. Morawek: Wie man in, am Rande und gegen die SPÖ arbeiten soll

H. Brunner u. Z. Patka: Eine Begründung von links, SPÖ zu wählen

L. Holzinger: KPÖ — was sonst?

Kommunistischer Bund Wien: Kampfansage an die Bourgeoise

G. Hofmann-Ostenhof u. R. Löw: Sozialismus oder Barbarei

22. Jahrgang, September 1975, Heft 6

262

G. Nennung: Reflexionen nach einer Reise in die Sowjetunion

A. Solschenizyn: Memoiren

V. Twardowskaja: Schweig, Solschenizyn! Ein offener Brief

Dom Helder Camara: Für aktive Gewaltlosigkeit

A. Krims: Helder Camara — Prophet einer Kirche der Armen

A. Frohner: Studien zur pornographischen Kommunikation

22. Jahrgang, Oktober 1975, Heft 7

Erscheint in 12 Heften im Jahr, z. T. in Doppelheften. — Einzelheft 6,50 DM, 44,— öS, im Jahresabo 4,41 DM, 30,— öS; für Studenten 3,33 DM, 22,50 öS. — Bestellungen über Buchhandel und Neues Forum, A 1070 Wien, Museumstr. 5

psychologie heute

9 '75

Freizeit-Forschung

R. Schmitz-Scherzer: Freizeit, Gleichheit ...

C. P. Malchow: Kinderheime — institutionalisierte Kinderfeindlichkeit

K. J. u. M. M. Gergen u. W. H. Barton: Anonymität

S. Rachman et al: Wann Ärzte einen Psychologen brauchen

R. Rosenthal u. a.: Körpersprache. Wer kann non-verbale Botschaften am besten entschlüsseln

H. Pross: Fernsehen und Wahrnehmungslernen

Autorenkollektiv: Psychologie in der DDR (I)

R. Fatke: Warum die Intelligenz-Debatte wieder aufgewärmt wird.

M. Seligman: Das Sauce Béarnaise Syndrom

M. Ramaswamy: Eine Einführung in die moderne Kultur- und Persönlichkeitspsychologie

G. Weninger: Sozialpsychologische Untersuchung der Beziehungen zwischen deutschen und ausländischen Arbeitnehmern

2. Jahrgang, September 1975, Heft 9

10 '75

Selbstvertrauen

T. Moriarty: Was Menschen sich alles gefallen lassen

R. Ullrich u. R. Ullrich de Muynck: Selbstsicherheit kann man lernen

1977 gibt es die ersten Hochschul-Zulassungstests

H.-J. Eysenck: Extravertierte Menschen wenden für die Liebe mehr Zeit und Phantasie auf das introvertierte

H.-J. P. Walter: Kritik an Gruppentrainings, wie sie vom renommierten Londoner Tavistock Institute für Leute in Führungspositionen organisiert werden

Autorenkollektiv: Psychologie in der DDR (II)

A. Vukovich: Redefiguren

J. Eckert, H. Janetzke u. K. Müller: Die Persönlichkeit des Schlaghörers

J. Olds: Was geschieht im Gehirn, wenn gelernt wird

H. Kipphardt: Das Leben des schizophreneren Dichters Alexander März

2. Jahrgang, Oktober 1975, Heft 10

Erscheint monatlich. — Einzelheft DM 5,— (sfr 7,—) + DM —,70 Versandkosten. Jahresabo DM 45,—. Bestellung über Buchhandel und Beltz Verlag, 694 Weinheim, Postfach 1120

tendenzen

TEXT+KRITIK

102

Die Frau

W. Marschall: Arbeitende Frau als Persönlichkeit

R. Hiepe: Programmatische Frauendarstellungen in der Geschichte der Fotografie

R. Grübling u. R. Diederich: Bild der Frau in der spätbürgerlichen Kunst

J. Scherkamp: Irmgard W., Personalrätin

B. Damnitz: Das Schöpferische und die Frau

M. Sieveking: Was ich täglich sehe

16. Jahrgang, Juli/August 1975, Heft 4

103

Welche Zukunft für unser Erbe?

W. Marschall: Welche Zukunft für unsere Vergangenheit

M. Brix: Stadtdenkmal Lübeck

W. Roth: Die Erhaltung der Altstadt von Bologna

L. Deiters: Zur Denkmalpflege in der DDR

G. Sprigath: Mäzen Maeght und die Denkmalpflege

16. Jahrgang, Sept./Okt. 1975, Heft 5

Erscheint alle zwei Monate. Einzelheft 6,50 DM, Jahresabo 35,— DM, Stud.-Abo 27,— DM. Bestellungen über Buchhandel oder Damnitz-Verlag, 8 München 40, Kaiserstraße. 54

47/48

Max Frisch

M. Frisch: Money

C. Wolf: Max Frisch, beim Wiederlesen

M. Butler: Das Problem der Exzentrizität in den Romanen Frischs

T. Beckermann: Zur Ästhetik des Engagements im Prosawerk von Max Frisch

P. Pütz: Max Frischs „Andorra“ — ein Modell der Mißverständnisse

M. Biedermann: Politisches Theater oder radikale Verinnerlichung

H. F. Schafroth: Über Max Frischs Tagebücher

U. Jaeggi: Die gesammelten Erfahrungen des Kanoniers Max Frisch

H. Gross: Max Frisch und der Frieden

T. Beckermann: Bibliographie zu Max Frisch

Oktober 1975, Heft 47/48

Erscheint jährlich in vier Heften. — Einzelpreis der Hefte je nach Umfang. Jahresabo DM 24,—. Bestellungen über Buchhandel oder edition text + kritik, 8 München 80, Levelingstr. 6 a

<i>Hund, Wulf D.: Geistige Arbeit und Gesellschaftsformation. Zur Kritik der strukturalistischen Ideologie (H. J. Rheinberger)</i>	1007
<i>Armanski, Gerhard: Entstehung des Wissenschaftlichen Sozialismus (R. Müller)</i>	999

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Bartsch, Renate, u. Theo Vennemann (Hrsg.): Linguistik und Nachbarwissenschaften (J. Ellerbrock)</i>	1010
<i>Glaser, Hermann: Das öffentliche Deutsch (H. Korte)</i>	1012
<i>Küpper, Heinz, u. Marianne Küpper: Schülerdeutsch (R. Bähr)</i>	1013
<i>Watt, Ian: Der bürgerliche Roman (H. Mengel)</i>	1014
<i>Hartwig, Helmut, u. Karl Riha: Politische Ästhetik und Öffentlichkeit. 1848 im Spaltungsprozeß des historischen Bewußtseins (J. Berlin)</i>	1017

Soziologie

<i>Perlman, Robert, u. Arnold Gurin: Community Organization and Social Planning (G. Buck)</i>	1018
<i>Goodman, Robert: Stadtplanung als Geschäft oder Handlanger am Reißbrett (J. Petsch)</i>	1020

Erziehungswissenschaften

<i>Gamm, Hans-Jochen: Einführung in das Studium der Erziehungswissenschaft (M. Bosch)</i>	1022
<i>Hacker, Hartmut: Curriculumplanung und Lehrerrolle (A. Bammé)</i>	1023
<i>Swetz, Frank: Mathematics Education in China (G. Accardo)</i>	1025
<i>Kline, Morris: Warum kann Hänschen nicht rechnen? Das Versagen der neuen Mathematik (G. Accardo)</i>	1027

Psychologie

<i>Mayer, Arthur, u. Bernhard Herwig (Hrsg.): Betriebspsychologie (K. Stern)</i>	1028
<i>Gagné, Robert M.: Die Bedingendes menschlichen Lernens (R. Leusing)</i>	1031

Medizin

<i>See, Hans: Die Gesellschaft und ihre Kranken oder Brauchen wir das klassenlose Krankenhaus? (H. Krähe)</i>	1033
---	------

<i>Autorenkollektiv der POCH-MED: „Kostenexplosion“ im Gesundheitswesen (H. Kühn)</i>	1034
<i>Kocher, Gerhard: Verbandseinfluß auf die Gesetzgebung. Ärzteverbinding, Krankenkassenverbände und die Teilrevision 1964 des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes (M. Berger)</i> . . .	1036
<i>Winter, Kurt (Hrsg.): Das Gesundheitswesen der Deutschen Demokratischen Republik (H.-H. Abholz)</i>	1037
<i>Dahm, Ingeborg, u. a.: Untersuchung zur Morbidität in der DDR (H.-H. Abholz)</i>	1038

Geschichte

<i>Borowsky, Peter, Barbara Vogel u. Heide Wunder: Einführung in die Geschichtswissenschaft I u. II (W.-D. Schmidt)</i>	1040
<i>Mommsen, Hans (Hrsg.): Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei (G. Fülberth u. J. Harrer)</i>	1041
<i>Conert, Hansgeorg: Die politischen Grundrichtungen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg (R. Hünlich)</i>	1044
<i>Geyer, Dietrich (Hrsg.): Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland (W.-D. Schmidt)</i>	1045
<i>Dutschke, Rudi: Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen. Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus (W.-D. Schmidt)</i>	991

Soziale Bewegung und Politik

<i>Steffen, Joachim: Strukturelle Revolution (H. Conert)</i>	985
<i>Steffen, Joachim: Krisenmanagement oder Politik? (J. Hutterer u. J. Bohnsack)</i>	1047
<i>Jacobi, Otto, Walter Müller-Jentsch u. Eberhard Schmidt: Gewerkschaften und Klassenkampf (R. Lison)</i>	1049
<i>Elsner, Wolfram: Die EWG — Herausforderung und Antwort der Gewerkschaften (R. Lison)</i>	1051

Ökonomie

<i>Brus, Wlodzimierz: Funktionsprobleme der sozialistischen Wirtschaft (C. Stellmach)</i>	1053
---	------